Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 Mk. 50 Pf.
Für ein halbes Jahr		7 Mk. — Pf.
Für ein Vierteljahr		4 Mk. — Pf.
Für einen Monat		1 Mk. 50 Pf.
Tagweise für einen Band	. . . . .	— Mk. 6 Pf.

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 Mk. — Pf.
Für ein halbes Jahr		9 Mk. — Pf.
Für ein Vierteljahr		5 Mk — Pf.
Für einen Monat		2 Mk. — Pf.
Tagweise für einen Band	. . . . .	— Mk. 10 Pf.

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Büchen sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauersche Leihbibliothek (Schöpping)
16 Maximiliansplatz 16.

Fr. 1896. 2000.

Gemischte Gesellschaft.

Von

Julius Burggraf.

Stuttgart
Verlag von Carl Krabbe
1898.

Druck von Carl Hammer in Stuttgart.

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort.

Dem Knaben ist es eine Lust, an freien Tagen hinauszuziehen in das tannenduftende Gehölz und dort zu sammeln alles, was ihm an Pflanzen und Tieren, an lebenden Wesen und totem Gestein Merkwürdiges in die Hände fällt. Wenn er dann zu Hause vor Freunden und Geschwistern seinen Fund ausschüttet, so ist es ein recht buntes Allerlei. Aber keiner sagt da: Was soll denn dies hier und jenes? Das hättest du wohl draußen lassen können. Es kommt aus des Waldes grüntiefem Grunde, wo der Zauber der Schöpfung webt, und alles, was daher kommt, findet auch seine Liebhaber. Jeder nimmt sich, was ihm besonders gefällt.

So greife auch du, lieber Leser, hinein in dieses Buches bunt gemischte Gesellschaft und suche dir aus, was dir zusagt. Der Vorrat ist groß, und mannigfach ist der Inhalt. Da hofft denn der Verfasser, daß für jeden doch etwas darin ist: etwas für der Alten Bedürfnis und der Jugend Verständnis, für des Weibes Empfinden und des Mannes Sinnesart, für das Gemüt, das froh gestimmt über sonnige Höhen wandelt, und für das Herz, über das im Auf und

Nieder seines Geschickes schon mancher Schatten gefallen ist; etwas für denjenigen, der in Stunden des Ausruhens von angestrengter Arbeit leichte Plauderei und heiteren Scherz liebt, sowie für den Geschmack derer, die von all ihrer Lektüre Anregung zu nachdenkender Betrachtung und ernste Lebenswahrheiten begehren.

Nur mögen die Ansprüche an dieses Buch nicht zu weit gehen. Es ist, wie schon die Überschriften zeigen, ein Unterhaltungsbuch. Was darin steht, ist nicht die langsam gereifte Frucht tiefgreifender Forschungen über Probleme der Wissenschaft und des Lebens, sondern die schnell erhaschte Ausbeute müßiger Stunden, wo der Geist, von Berufsgeschäften und Studienarbeiten losgelassen, in ungebundenerer Haltung umherschweifte, um zu suchen, was ihm und anderen Erholung bieten mochte. Was ihm da in der Nähe und in der Ferne, im eigenen Erfahren und im Erleben anderer, auf dem Felde der Geschichte, der Zeit- und Kulturgeschichte, wie im Hain der Musen und am murmelnden Quell der Sage Interessantes aufstieß, manche hübsche Blume, manch anziehender Schmetterling, eigentümlich gestaltete Raupen und seltsam schnurrende Käfer, was da fleucht und kreucht und scheu zwischen Felsenklüften huscht, selbst allerlei Gestein, das seine Aufmerksamkeit erregte, und vergilbte Blätter mit wunderbarer Färbung, dies alles und wohl noch vielerlei anderes, in der Außenwelt sich Darbietendes und in der dichtenden Phantasie sich Gestaltendes, hat der Verfasser in diesem Buche gesammelt, um es seinen Freunden und allen, die ihm Geistesgenossen sind, darzubringen.

Einiges davon ist schon früher einmal in unterhaltenden Vorträgen und in feuilletonistischen Ausarbeitungen benutzt

worden. Wiederholt erging an den Verfasser die Aufforderung, von diesen rasch verflatternden Kindern des Augenblicks eine gewisse Auswahl festzuhalten und einem größeren Kreise zugänglich zu machen. Die Freundlichkeit des Herrn Verlegers kam dem Wunsche nach, und so wurde mehreres aufgenommen, was hier oder dort einem Leser bekannt erscheinen wird. Aber auch dieses ist doch so überarbeitet und weiter ausgeführt, daß es fast zu etwas Neuem geworden ist. Und das meiste ist ganz neu, vor allem die in den geraden Nummern liegenden Hauptstücke des Werkchens mit ihren mehr novellistisch gehaltenen Charakterzeichnungen.

So ist es denn eine sehr gemischte Gesellschaft geworden, die in dem Bande sich zusammengefunden hat! Und wenn der Verfasser dieselbe überschaut, wird es ihm fraglich, ob hier nicht doch mancher wünschen wird, daß dies und jenes draußen gelassen wäre. Die Verbindung von Ernst und Humor wird auf diesen Blättern keinem unlieb sein. Daß jedoch das Buch auch die tiefsten menschlichen Empfindungen zu Worte kommen läßt und sogar ein Drama der religionsgeschichtlichen Entwicklung aufrollt, und dies dicht neben Scenen aus dem profanen Leben und neben einem so komischen Charakterbilde, wie es der vierte Abschnitt enthält, das könnte vielleicht befremden. Aber doch wohl nur beim flüchtigen Durchblick. Näher betrachtet wird auch dieses oft die Prägung des Geistes aufweisen, der aus jenem redet, oder es wird darin teils seine Auflösung, teils seine Verklärung finden. Jedenfalls steht in diesen acht Abschnitten nichts, was einer idealen Lebensanschauung zuwider ist. Sie sind sämtlich geschrieben aus dem Geistesgrunde heraus, aus dem uns alles höhere und bessere Leben, alles Immergrün des Herzens und aller seelenerfrischende Odem kommt. Und

so möge denn diese kleine anspruchslose Gabe hinausgehen in die Welt. Vielleicht findet sie freundliche Aufnahme in diesem oder jenem Hause, wo man eine Unterhaltungslekti' begehrt, die zugleich zur Vergeistigung des Lebens und z Erhebung des Gemütes dient.

Bremen, im September 1897.

Der Verfasser.

Berichtigung.

Auf Seite 57 ist in der 6. Zeile von oben zu lesen: ging er fast nie.

I.

Im Wartesaal.

„Alles aussteigen! Anschluß verfehlt. Der Schnellzug ist weg.“ So dröhnte uns einst auf einem großen Bahnhofe des Schaffners Ruf unbarmherzig ins Ohr. Was nun thun? Die fast vierhundert Kilometer bis zum Ziele in zwölfstündiger Fahrt gemächlich mit dem Personenzuge zurücklegen? Unsern Vorfahren aus den Zeiten der Postkutsche wäre das als ein unerhört schnelles Vorwärtskommen erschienen, und gern hätten sie dafür die heutigen Blitzzugspreise bezahlt. Wir ungeduldigen Kinder einer raschlebenden Zeit, die wir bei weitem Wege ja schon in Kurierzügen über die kostbaren verlorenen Stunden seufzen und uns neidisch die fabelhaft geschwinden Fahrten unserer Nachkommen ausmalen, wir scheuen solches Hingeschlepptwerden im Bummelzuge als eine der peinlichsten und unerträglichsten Torturen. So ändern sich die Zeiten und mit ihnen die Ansprüche der Menschen! Freilich hieß es nun, eine Reihe von Stunden bis zum nächsten Eilzuge im Wartesaal zubringen, denn draußen war es unfreundlich kalt, und in der Stadt war an dem Tage nichts los. Doch „im Wartesaal“, das hört sich viel schrecklicher an, als es in Wirklichkeit ist.

Der Verfasser vorliegender Zeilen hat für diese Räumlichkeiten, obwohl sie früher bei weitem nicht so stattlich und gemütlich eingerichtet waren, wie die meisten es heute sind, von jeher eine gewisse Vorliebe gehabt. Es mag seltsam genug sein, aber lieb wird dem Menschen ja alles, woran

für ihn liebe Erinnerungen hängen. Sein frühestes Gedenken führt ihn zurück in einen großen rauchgeschwärzten Wartesaal seiner Vaterstadt, wo sich Hunderte mit Koffern und Taschen durcheinander drängten, und Gefahr war, daß der kleine Mensch im Gewühl verloren ging. Dahin kamen wir jährlich einmal, wenn die Sommerzeit da war, und wir hinauseilten zu den Verwandten aufs Land. Um nur den Zug nicht zu verpassen, fand sich die ängstliche Mutter wohl fast eine Stunde vor Abgang desselben ein. Dann standen wir Kinder in freudeerfüllter Ungeduld hinter der verschlossenen Glasthür und schauten ahnungsvoll träumend hinaus auf die pustende Lokomotive. Wie der Naturmensch alles beseelt, so erschien auch dem Kindessinn dieser pfeifende, keuchende Koloß wie eine Art von lebendigem Wesen, ein ungeheuerliches, greuliches Rädertier, und doch wieder ein so liebes, vertrautes. Hatte es uns doch schon so manchmal aus dem verhaßten Staube der Großstadt hinausgetragen in das Wonneland, hin zu der klappernden Mühle und zu dem Fluß mit seinem kühlen Bade, auf die Äcker und Wiesen mit ihren bunten Schmetterlingen, hinein in den Wald mit seinem lauschigen Grün und in den Garten mit seinen duftenden Blumen und seinen lockenden Kirschbäumen, auf deren Ästen man Stunden, halbe Tage in süßem Genusse verträumte. Ach, daß man doch erst wieder dort wäre! Daß man wenigstens erst fahren dürfte! Da that sich denn endlich die Pforte auf, dem gefangenen Vogel war der Käfig geöffnet, und froh und frei durfte er nun die Schwingen regen.

Einige Jahre später, und ein anderer Wartesaal taucht vor unserer Erinnerung auf. Es war in den Tagen, als der Hamburger Bahnhof in Berlin von Neugierigen umlagert wurde, und aus dem Innern die munteren Weisen des „Gott erhalte Franz den Kaiser“ zu der Menge hinaustönten. Österreichs tapfere Krieger zogen, mit den Preußen vereint,

nach Norden hinüber, um Schleswig-Holstein zu befreien. Alles, was durchkam, wurde gastlich gespeist und getränkt. Wir Knaben, die wir durch den Sohn eines Beamten, unsern Freund, Zutritt zu den Wartesälen und Baracken hatten, erwiesen unseren Patriotismus damit, daß wir die fremden Krieger bedienten. Das war etwas noch nie Gesehenes und aus weiter Ferne Stammendes, daher höchst Wunderbares. Mit Wohlgefallen und dabei doch mit einer gewissen scheuen Ehrfurcht betrachtete man sich diese schmucken Jäger aus Tirol und die hübschen ungarischen Husaren, das weiße Fußvolk und die braunen Kanoniere. Immer neue Truppengattungen trafen ein, das Bild im Wartesaal wurde von Tag zu Tag bunter, ein Gewimmel von Uniformen und Sprachen. In Wallensteins Lager glaubte man sich versetzt, nur war es nicht mehr die rauhe, wilde Soldateska des Friedländers. Fröhlich und kriegslustig war die Stimmung, aber gesittet ging es her, und freundlich redeten die Ankömmlinge zu uns von den Bergen und Triften ihrer schönen Heimat. Wir gewannen sie lieb und schwärmten damals von der unverbrüchlichen Waffenbrüderschaft zwischen Habsburg und Hohenzollern, die ja trotz 1866 in so herrlicher Weise längst weltgeschichtliche Thatsache geworden ist und es bleiben mag in Ewigkeit.

Als dann die Studienzeit kam, knüpfte sich mancher Freundschaftsbund zwischen uns und Österreichs Söhnen, die in großer Zahl unsere Hochschulen besuchten und in ihrer liebenswürdig gemütlichen Weise mit uns gute Kameradschaft hielten. Wenn sie wieder von dannen zogen, oder wenn sonst ein Kommilitone den Wanderstab ergriff, um vielleicht aus der Freiheit der Alma mater überzusiedeln ins Philisterland, dann wurde ihnen das Geleit gegeben, und im Wartesaal klangen die Gläser aneinander zum fröhlichen Abschiedsgruß. Was weiß die Jugend von der Trennung Weh, vom Scheiden und Verlieren? Hat sie doch das lange

Leben vor sich, wie sie meint, Zeit und Gelegenheit genug zu neuer Begegnung. Darum wurde gelacht, gescherzt, gejubelt, bis der Mann mit der Schelle uns abrief die Freunde, denen man bald wieder einmal die Hand zu drücken gedachte. Wer hätte es in der enthusiastischen Stimmung dort im Wartesaal geglaubt, daß nicht wenige davon einem ganz aus den Augen schwinden werden, und daß man die anderen erst wiedersehen sollte in Amt und Würden ergraut. Und der uns der liebste war? Aus der Jugend sonniger Lust ist er rasch dahingerissen in des Todes dunkle Nacht. Seine letzten Worte im Wartesaal waren mitten unter heiterem Zechen und Plaudern noch ein begeisterter Ausdruck der Ideale, die uns verbanden, und an deren Verwirklichung er sein Leben setzen wollte. Er ist zum Wirken gar nicht gekommen. Doch in Kraft des Geistes ist der Jüngling wie ein Held gestorben, den Seinigen ein aufrichtendes Vorbild. Auch so hat er ein schönes Lebenswerk vollbracht!

Uns aber führte das Leben hinein in die Arbeit, auf das Feld der ersten schüchternen Versuche in praktischer Bethätigung. Wieder ist es ein Wartesaal, an den wir da denken. Er gehörte zu einer unbedeutenden Station auf dem Wege zwischen Heidelberg und Stuttgart. Es war nur ein kleiner Raum. In der Ecke stand ein niederer Ofen, der behagliche Wärme ausströmte. Um denselben saßen allabendlich, wenn sonst niemand mehr da war, ein Jüngling, noch recht arm an Menschenkenntnis und Erfahrung, und der alte Stationsvorsteher, ein biederer Schwabe von einfacher Schulbildung, aber ein Mann, der das Herz auf dem rechten Flecke hatte und in der Welt Bescheid wußte. Dabei konnte er ein gutes Stück von dem spekulativen Geistesreichtum, der seinen Stamm auszeichnet, sein eigen nennen. Der eine kramte in herzlicher Freude an seinem Studium fremde und eigene Gedanken aus und entwickelte mit der Jugend warmen Worten und flammender Überzeugung seinen

himmelhochjauchzenden und Berge versetzenden Idealismus; der andere, dankbar für manche Bereicherung seines Wissensschatzes, spendete zum Entgelt aus der Fülle seiner Lebensweisheit Beobachtungen und Anschauungen, wie sie so frisch und natürlich, so wahr und kerngesund aus keinen gelehrten Büchern zu lernen waren. Wohl wirkten diese zuweilen recht abkühlend, und man regte sich darüber nicht wenig auf, aber immer anregend zeigten sie dem jungen Geiste die Wege zur Behandlung der Menschen und der Verhältnisse. Zu den höchsten Fragen stieg das Gespräch oft auf, und nach allen Richtungen menschlichen Denkens und Fühlens dehnte es sich aus. Selbst in das religiöse Gebiet vertiefte es sich, und protestantisches Empfinden fand sich in Glaubenseinigkeit zusammen mit einem allerdings geistesfreien Katholizismus. Während das Feuer im Ofen allmählich erlosch, und die Hängelampe verglimmte, wandelten die Gedanken auf lichten Bahnen durch Zeit und Ewigkeit — da ertönte plötzlich das Stationssignal, der nächtliche Kurierzug wurde mit seinen glühenden Augen in der Ferne sichtbar, vorbei war es für diesen Abend mit der Philosophie des Wartesaals.

Nicht selten ist der Wartesaal des Bahnhofs die einzige oder wenigstens beste Restauration des Ortes, wo man sich wohl, wenn die Arbeit abgeschlossen ist, an gewissen Tagen auf ein Stündchen zum Dämmerschoppen zusammenfindet, um im weiteren Kreise der Bekannten von nah und fern Erholung zu suchen, die gesellige Verbindung, zu der sonst wenig Anlaß ist, zu pflegen und dabei in anspruchsloser und doch immerhin reizvoller Zerstreuung die Fremden zu mustern, die hier kommen und gehen. Nirgends aber hat man so viel Gelegenheit, Menschen zu beobachten und Menschenwesen zu studieren als in dem Wartesaal einer viele Linien vereinenden Hauptstation, wo, von allen Seiten zusammengeführt, die mannigfaltigsten und zuweilen gegensätzlichsten Elemente sich berühren.

Solch ein Wartesaal ist eine Welt im Kleinen, ein getreues Abbild von dem kunterbunten Allerlei der Bestrebungen, Verhältnisse und Stimmungen des Lebens. Auf demselben Sofa sitzen zwei heimkehrende Geschäftsleute. Der eine zählt wohlgefällig die Banknoten, die seine Brusttasche füllen, ein schöner Gewinn, der andere hat nichts ausgerichtet, seufzend überblickt er den kargen Inhalt seiner Geldtasche. Vielleicht fragt er sich eben, ob es nicht geraten sei, für den Rückweg eine Fahrkarte vierter Klasse zu lösen. Hier durchblättert jemand sein Fahrscheinheft und freut sich, daß ihm noch solche weite Strecke seiner Vergnügungsreise bevorsteht; ihm gegenüber der Handlungsreisende mit seinem Musterkasten, wie gern würde der womöglich heute noch zurückkehren zu Weib und Kind. In dem Lächeln des einen spiegelt sich die Erwartung all der schönen Städtebilder und Landschaften, die diese Namen hier ahnen lassen; in den gelangweilten Zügen des andern der Überdruß an der schon unzählige Male durchfahrenen Gegend. Dort verschlingt einer nach langer Reise heißhungrig ein Gericht nach dem andern, und an dem gleichen Tische verschlingt einer einen Roman und ärgert sich, daß ein Mensch so viel essen kann, wo es doch auf Erden so viel geistige Nahrung giebt. Nicht weit davon hat ein tiefschwarz gekleidetes junges Mädchen Platz genommen. Der Kranz an ihrer Seite und ihre verweinten Augen reden von Trauer und Leid; sie fährt zum Begräbnis eines nahen Verwandten. Ihrer Nachbarin aber strahlt der helle Frohsinn aus den Augen; sie folgt der Einladung einer befreundeten Familie, und der Koffer zu ihren Füßen birgt ihr Ballkleid. An dem Tische daneben geht es laut und übermütig her. Zöglinge einer Anstalt, die stramme Zucht hält, sind in die Freiheit entsprungen. Sie haben Ferien! Nun dürfen sie wieder ins Elternhaus! Aus dem Kopf geschlagen sind alle lateinischen, griechischen und mathematischen Sorgen. Erfindungsreicher als der alte Odysseus schleudern sie sich

einander zu allerlei Stichel- und Scherzrede jungenhaften Witzes und gebaren sich dabei in köstlich ungeschickter Nachahmung wie große Herren. Wehmütig blickt ein bleicher Jüngling auf diese rotwangige, lustige Knabenschar; er ist auf dem Wege nach einer fernen Heilanstalt. Und recht bleich sieht auch dieser junge Mann dort aus. Seit langen Monaten hat er, eingesperrt hinter den Büchern, vom Leben nichts mehr genossen, und im Wachen und Träumen verfolgen ihn Schreckgestalten mit gestrengen, bis ins Innerste forschenden Mienen: er reist in die Residenzstadt zum großen Examen. In jene Ecke hat sich ein altes Mütterchen zurückgezogen. Sie bemerkt nichts von dem, was rings um sie vorgeht. Ihre Gedanken sind bei den Kindern und Enkeln, die sie besuchen will, diesem trauten, kleinen Kreise, dem sie allein lebt, der ihre ganze Welt ist. Eben fliegt über ihr liebenswürdiges Greisenantlitz ein Zug verklärender Freude, im Geiste durchlebt sie den Augenblick, wo der Zug einfahren wird, wo er stillhält, wo sie alle jubelnd über sie herfallen werden mit tausend Fragen und Küssen. Anders der Mann dort, der auch so ganz in Gedanken versunken ist. Seine Interessen gehören der großen Welt, dem weiten, vielverzweigten Staatswesen. In seinem Kopfe trägt er eine Rede, damit will er morgen die Massen beeinflussen, er bewirbt sich um einen Sitz im Reichstage. Bemerkst du dort den Priester, wie er eifrig betend mit seinem Brevier beschäftigt ist? Neben ihm durchstöbert ein jüdischer Händler nicht minder eifrig den neuesten Börsenbericht. Und neben diesem schreibt ein zärtlicher Bräutigam einen langen Brief an seine entzückende Braut, von der er sich erst vor wenigen Stunden getrennt hat. Dieser Herr hier ist ein Gelehrter, er grübelt über eine philosophische Idee oder sonst ein wissenschaftliches Problem; der dort ist ein Landwirt, und das Vieh, das er heute gekauft hat, begleitet sein Sinnen bis hinein in den Wartesaal. Hier marschiert ein Seemann,

dessen Schiff jahrelang unterwegs gewesen ist, lustig trillernd durch den Saal, er kann es gar nicht abwarten, bis es zur Heimat weitergeht. Einem andern fliegt die Zeit auch nicht schnell genug dahin. Scheu mustert er seine Umgebung. Ob er wohl Grund hat, Späheraugen zu fürchten? Aus der Heimat treibt es ihn weg, hinüber über das Meer. Siehe da, Liebe, Sehnsucht und Angst, Gut und Böse, Freude und Leid, Arbeit und Vergnügen, Gewinnen und Verlieren, ideales und materielles Streben, Irdisches und Himmlisches, alles flutet hier durcheinander und aneinander vorbei.

In solch einem Wartesaal merkt man es so recht, was für ein Gewühl bei uns auf Erden herrscht, und wie gewaltig der Geist sein muß, der dieses wirre Treiben zusammenhält, ordnet und also durchwirkt, daß jedes Einzelne dem großen Ganzen, und daß die Gemeinschaft wieder den besonderen Interessen, daß alles Menschliche seinen ewigen Zwecken dienen muß. Man wird hier unwillkürlich zu ernsten Betrachtungen geführt. Was ist das für ein fortwährendes Kommen und Gehen! Kaum hat sich einer zu uns gesetzt, so bricht er wieder auf, ein anderer bleibt zwar länger, mancher recht lange. Ist man aber darauf angewiesen, hier stundenlang auszuharren, so ist schließlich von denen, die man antraf und mit denen man zusammen war, keiner mehr übrig. Am Ende packt man selber seine sieben Sachen und geht auch davon. Ganz wie im Leben, wo uns die Verhältnisse mit vielen Menschen zusammenführen, wo es aber auch beständig gilt zu scheiden und zu lassen. Wer weiß, ob der, welcher jetzt neben ihm seinen Platz hat, noch lange ihm nahe bleibt, ob er mit ihm in gleicher Richtung weiter geht? Vielleicht hat er auch etwas wie eine Fahrkarte in seiner Tasche, die ihm eine ganz entgegengesetzte Route vorschreibt, und die ihn schon in kurzer Zeit rasch und weit von dir entfernen wird. Aus dem inneren Zwange ihrer Individualität bilden sich bei zwei Freunden und Gesinnungsgenossen unter

den Schickungen des Lebens so gewaltige Unterschiede der Überzeugung, daß es, ob sie auch nichts thun, es herbeizuführen, zwischen ihnen über kurz oder lang zu einer Scheidung kommt. Geschwister, die unzertrennlich zusammenhielten, werden auseinander gerissen, weil es dem einen bestimmt ist, hier sein Arbeitsfeld, dem anderen, dort seinen Beruf zu finden. Ehegatten trennt, ehe sie es denken und vermuten, der Tod. Manch einer kommt dahin, daß er zuletzt keinen mehr hat, der mit ihm in vergangenen Zeiten des Lebens Freuden und Leiden geteilt hatte. Er steht verlassen da, bis auch ihn der Glockenschlag ruft zur Abreise in das fremde Land. Ob man diesem nun mit Verlangen zustrebt, oder ob man noch gern bleibt, wer möchte doch für immer hier bleiben? Im Wartesaal wie auf der Reise ist es eine Zeit lang recht interessant, aber schließlich hat man genug davon, und heimisch wird man in dieser Unruhe, in dieser steten Wandlung nicht. Es wird doch bei aller Liebe zum Leben in jedes tiefer angelegten Menschen Gefühl immer wieder wahr: Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir. Dieses Suchen nach dem Fernen ist das Gefühl, das im Wartesaal alle vereint. Trotzdem kümmert sich hier niemand um seinen Nächsten, höchstens berührt er sich ganz oberflächlich mit ihm. Wenn der Allerforscher auf uns niederschaut, ob ihm dann das Thun und Lassen vieler, die sich, wie nahe sie auch scheinbar stehen, doch nie recht von Herzen näher treten, ob ihm seine Erdenwelt nicht manchmal vorkommen wird wie ein großer Wartesaal, wo die Leute zumeist mehr Aufmerksamkeit haben für das Gepäck, das sie mitschleppen, als für das Menschenherz, das neben ihnen jubelt oder leidet? Ja, der Wartesaal ist eine Welt im Kleinen.

Er ist eine Behausung von allerlei Geistern, die unsichtbar hier ihr Wesen treiben. Wie manche Thräne ist schon im Wartesaal vergossen worden, dem Herzen abgepreßt von dem Heimweh, das es dort beschlichen hat! Wohlgemut

verließ das junge Menschenkind das Elternhaus, um draußen eine Stellung anzutreten. In freudiger Erwartung zog es in die fremde Welt hinaus, und solange unterwegs überall Neues in schnellem Wechsel zu sehen war, hielt diese frohe Stimmung an. Jetzt aber, wo es hier so einsam unter all den unbekannten Menschen sitzt, überkommt die Seele zum erstenmal ein unheimliches Gefühl der Bangigkeit, voll Wehmut gedenkt es der ach! nun schon so fernen Lieben. Ein anderer hat sich mit Vater und Mutter überworfen und ist grollend fortgeeilt. Das sausende Dahinjagen des Zuges harmonierte mit der Leidenschaft, die in der Brust tobte. Nun aber muß er still sitzen und still halten der Selbstbesinnung, die sich seiner bemächtigt, und die das Herz mit Fragen und Vorwürfen zu peinigen beginnt. Im Wartesaal sucht der Geist der Reue die Schuldigen auf. Und daselbst herrscht auch die Sorge, die quälende Unruhe. Schnell ist der Vater abgereist, als die Depesche ihn an das Krankenlager seines Kindes rief; während er fuhr, beruhigte ihn das Bewußtsein, seinem Kinde näher zu kommen. Aber das Warten hier weckt und steigert die Angst und wird ihm von Minute zu Minute entsetzlicher. Wird er seinen Liebling noch lebend antreffen? Er birgt das Haupt in seine Hände, und des sonst so festen Mannes Auge füllt sich mit Thränen.

Im Wartesaale tummeln sich aber auch ganz andere Geister, ausgelassene Schelme, die sich einem heimlich auf den Nacken setzen und durch ihr loses Geflüster einen dazu verführen, sich über seine lieben Mitmenschen lustig zu machen. Da wackelt eine alte Tante in den Saal hinein. Nur auf drei Tage lautet ihr Retourbillet. Nichtsdestoweniger ist sie überladen mit Kofferchen, Schachteln, Schirmen und Packeten. Sie hat sich offenbar von ihrem Stübchen recht schwer getrennt; was von ihren Habseligkeiten sich irgend einpacken ließ, hat sie mitgenommen. Natürlich darf auch das Schoß-

hündchen nicht fehlen, das neugierig unter dem Mantel hervorlugt. Bald darauf hält eine ganze Familie ihren Einzug mit Kisten und Kasten und Kind und Kegel. Das kleinste hat die Frau auf dem Arm, und das andere, das auch noch nicht gehen kann, trägt der Mann. Eins hält sich an des Vaters Rockschößen, und das vierte klammert sich ängstlich an der Mutter Kleid. Und hinter ihnen die übrigen, die „Großen" von 8—10 Jahren, die keuchend das Gepäck nachschleppen. Schnell werden einige Tische zusammengerückt, die Körbe entleeren sich ihres eßbaren Inhalts, und die hungrigen Seelen fallen wie die Wölfe darüber her. Der Vater muß mit der Flasche zum Wirtstisch laufen, um die Milch wärmen zu lassen, und inzwischen schreit das Baby Zeter und Mord. Das dem Geburtsrange nach folgende sekundiert in brüderlicher Liebe nach Kräften. Es gehört zu seinen berechtigten Eigentümlichkeiten, daß es das Schwesterchen nicht weinen sehen kann. Aber aus dem Wimmern des Mitleids wird allmählich ein regelrechtes Heulen mit Fußstampfen und Kratzen, welches letztere ihm der dritte, der zu seiner Tröstung herbeigeeilt war, mit Schreien und Schelten gebührend quittiert. Ein allerliebstes Terzett! Wütend schaut ein im Zeitunglesen gestörter Junggeselle zu der in seiner Nachbarschaft so unheimlich schnell entstandenen Kinderstube herüber, und die Tante daneben hilft ihm, entrüstete Blicke zu schleudern. Über ihre Lippen gehen Worte, die klingen wie Räuberbande und Sündenschande, denn die ältesten Buben haben ihr im Spiel auf das Kleid getreten; gleich darauf haben sie ihr den Ball gerade in die Kaffeetasse geworfen, daß der kostbare Inhalt zum guten Teil verloren war. Das macht den Vater auf das Treiben seiner Sprößlinge aufmerksam und veranlaßt ihn, diese statt mit weiteren Butterbröten mit Ohrfeigen zu traktieren, was allerdings nicht gerade zur Beruhigung der Gemüter beiträgt. Die Blicke des kinderfeindlichen Junggesellen werden immer

zornessprühender! Er ist aufs höchste aufgebracht, schon streichelt er sich in erregter Hast seine Perücke, jederzeit kann der Moment eintreten, wo er handgreiflich sich ins Mittel schlagen wird. Der Vater, der es merkt, ist in tötlicher Verlegenheit; während die Mutter bereits, hoch aufgerichtet, in die seelische Kampfesstellung rückt und sich die zur Abwehr erforderlichen Worte zurechtlegt, verteilt er schleunig den Inhalt der Zuckerdose an seine Nachkommenschaft, um diese zu beschwichtigen. Unter allgemeinem Geknapper wird es still ringsum, das Gewitter verzieht sich. Ist die gute Alte nun auch von ihren Widersachern und deren Attentaten befreit, so erwächst ihr bald neuer Herzenskummer. Ein Bäuerlein ist hereingekommen, hat sich in dem schönen Saale lange neugierig und verwundert umgeschaut, hat endlich fein säuberlich sein Taschentuch über das Polster gebreitet und sich darauf niedergelassen. Nun holt er sein Frühstück hervor. Das zieht den Hund magnetisch zu ihm hin. Schwanzwedelnd versenkt er sich trotz Tantchens ungehaltenen Zurufen in diesen für eine Hundeseele höchst interessanten Anblick; aus seinen Augen leuchtet die Hoffnung auf einen ihm zufallenden Bissen. Wie tief nun auch solches für einen gebildeten Schoßhund so bedauerliche Vergessen aller guten Erziehung seine Herrin kränkt, ihre Verstimmung über den Liebling schlägt um in flammende Empörung über den Landmann, als derselbe den lästigen Bettler mit einem ganz ordinären Fußtritt abzufertigen wagt. „Ist ja unerhört! Dieser rohe Patron! Wie kommt der Mensch dazu? Was hat der überhaupt hier zu suchen? Man ist ja seines Lebens nicht mehr sicher! Giebt's denn hier keinen Schutzmann?" — „Doora!" schnurrt es ihr zur Antwort. „Du gut'r, hold'r Engel du. Beiß mich nicht! Gieb mir'n Kuß!" — Sprachlos starrt die Beleidigte den Zeitungsleser an ihrer Seite an. Offenbar ein Bauchredner? Doch nicht minder verwundert starrt dieser sie an. Die Stimme fährt fort: „Sei nicht böse —

's kann ja nicht sein; sei nicht böse — füge dich drein — mach kein Gesicht!" — „Vater! Vater!" rufen die Jungen; „guck mal den schönen bunten Papagei hinter der Alten da!" In dem Augenblick fahren draußen zwei Züge ein, die Thüren werden aufgerissen, die Gruppe ist nach allen Richtungen zersprengt, neue Bilder treten an ihre Stelle.

Vielen Spaß macht es, im Wartesaal zu beobachten, wie sich die Langeweile bei den verschiedenen Menschen verschieden äußert. Hier studiert einer die Geschäfts- und Bäderplakate an den Wänden vom ersten bis zum letzten, und wenn er mit dem letzten fertig ist, fängt er geduldig wieder beim ersten an. Ein anderes Menschenkind scheint sich mit der fürchterlichen Absicht zu tragen, das Kursbuch auswendig zu lernen, und sein Nachbar, der immer wieder nach der Speisekarte greift, die er eben erst gedankenlos weggeschoben hat, quält sich im Geiste mit all den Suppen, Braten, Kompotten, Mehlspeisen und Käsen ab, die hier der hungernden Menschheit angeboten werden. Dieser errichtet sich in Erinnerung an den Baukasten, den er einst besessen hat, aus den Untersätzen der Gläser Brücken und Häuser aus Filz; jener, in die Sofaecke gedrückt und die Saaldecke musternd, baut sich Luftschlösser. Ein dritter aber bricht einem Streichholz nach dem andern den Kopf ab, bis der Kellner ihm die Büchse wegholt und ihm dafür den Senfnapf hinsetzt, mit dessen Löffel er nun spielt wie ein Kind mit dem Pinsel im Farbentopf. Dort drüben ist einer sanft entschlummert. Sein Hut hat längst mit der Erde, seine Brille mit der Nasenspitze Bekanntschaft gemacht. Energisch nickt er seiner Umgebung zu, obwohl kein Mensch ihn etwas gefragt hat, und er zeigt ihr das freundlichste Gesicht von der Welt, trotzdem alles ihn bespöttelt und verlacht. Du Glücklicher, den die Langeweile in holde Träume wiegt! Du darfst der Ruhe pflegen, während andere deiner Schicksalsgenossen von dem erbarmungslosen Quälgeist des Wartesaals zu schwerer

Arbeit verurteilt sind. Sieh nur diese Rauchwolke! Das Unglücksgeschöpf, das darin sitzt, raucht auf Accord. Vier Cigarren schon hat der Mensch in knapp zwei Stunden bewältigt, und jetzt zündet er sich eben die fünfte an. Der aber arbeitet mit einem Theelöffel rastlos in einem Ei herum, als habe er die Aufgabe, noch einen ganzen Hühnerstall aus der leeren Schale herauszuholen. Ein anderer darf die Finger nicht still halten. Bald trommelt er mit denselben auf dem Tisch, daß man nervös werden kann, bald faltet er die Hände und dreht die Daumen um einander, den linken um den rechten, und dann auch wieder einmal den rechten um den linken: Trommeln und Drehen wechseln mit einander ab ohne Ruh und Rast. Mit stolzer Grandezza ist einer durch den Saal geschritten, hat seinen Koffer hingesetzt, sorgsam darüber sein Plaid gebreitet und es sich nun zum Ausruhen bequem gemacht. Doch kaum sitzt er, so springt er wieder auf, reißt das Tuch weg, öffnet den Koffer und kramt hastig darin herum. Jetzt hat er ihn geschlossen, jetzt setzt er sich wieder hin. Aber nun macht er ihn wieder auf, nun kramt er wieder. Wieder legt er ihn weg, wieder fällt er darüber her — du lieber Himmel! Welch eine stille Seele dagegen dieser Jüngling mit dem lockigen Haar! Unverwandt blickt er schon eine Stunde lang in sein Glas hinein, als wäre das Bier das Meer, von dem es im Liede heißt: Eine schöne Welt ist da versunken, ihre Trümmer blieben unten stehn. Die junge Dame aber, die dort am Fenster nicht von ihrem Platze weicht, habe ich in Verdacht, daß sie die Droschkengäule zählt, die müde vorübertrollen. Oder zählt sie etwa die mannigfachen Exemplare der Männerwelt, die draußen auftauchen, die bärtigen und die unbärtigen, die militärischen und die zivilistischen, die unansehnlichen und die eindrucksvollen, die vermutlich beringten und die wahrscheinlich noch unberingten? Jedenfalls hat das, was sie treibt, für die Menschheit wenig Wert. Da wendet doch

der brave Mann hier seine Zeit besser an: er geht im Saale umher von Tisch zu Tisch, stellt überall die Aschbecher hübsch in Ordnung, rückt die Stühle zurecht, glättet die Falten in den Tischtüchern und räumt mit dem Fuße das auf dem Erdboden zerstreute Papier weg, gerade als wäre er hier als Hausknecht angestellt, und er ist doch ein ganz vornehmer, feiner Herr. Er hat sicherlich keine Ahnung davon, was hier die Langeweile ihn thun läßt.

Vielleicht kann man aus diesen Beschäftigungen der Langenweile gewisse Schlüsse auf den Charakter des betreffenden Menschen ziehen. Der Plakaten- wie der Kursbuchverschlinger ist wohl ein wißbegieriger, immer thätiger, alles durchdringender und umfassender Geist, der an den Küchenzettel Gefesselte ein Materialist und Genußmensch, der nicht an die Arbeit zu gehen und nichts recht zu vollbringen vermag, wenn ihm nicht am Morgen die Frage: Was giebt's heute Mittag? von seiner Gattin in zungenbefriedigender Weise beantwortet ist. Aber wir können uns auch irren. Der letztere ist vielleicht gerade ein starker Idealist, bei ihm ist alles platonisch, und die beiden anderen unternehmen Gedankenreisen, um sich die Ortschaften des Vaterlands auf ihre Spezialitäten in Wein und Leckerbissen zu vergegenwärtigen. Dagegen ist mit aller Wahrscheinlichkeit darauf zu rechnen, daß die Bauleute der Langeweile positiv schaffende Elemente der menschlichen Gesellschaft sind, während der Zerknicker ein Mann der Negation, etwa ein Zeitungskritiker und Theaterrecensent der zerstörungswütigen Sorte ist. Im Unterschied von diesem ist, wie wir wohl vermuten dürfen, der nickende Träumer des Wartesaals eine gutmütige, harmlose und wohlwollende Seele, die zu allem, was geschieht, ja, ja sagt. Er traut jedermann das Beste zu und ordnet sich willig der Einsicht anderer unter. Von dem Kofferwühler glaube ich das nicht, ich halte ihn für einen sehr selbstgefälligen und eigensinnigen Menschen, der sich nicht denken

kann, daß ein anderer wie er etwas Rechtes zustande bringt. Er hat sich seine Reiseeffekten nicht selbst zusammengepackt, nun muß unbedingt etwas Notwendiges zurückgeblieben sein. Trotz allem Sinnen und trotz immer erneutem Prüfen kommt er nicht dahinter, was es ist, aber in Ordnung kann die Sache doch unmöglich sein! Der Mann dort im Nebel ist sicherlich ein Philosoph und der Jüngling vor dem Glase ohne Frage ein Dichter, ob ein gedruckter oder noch ungedruckter, weiß ich nicht. Der Ei-Fanatiker scheint ein recht strebsamer Mensch zu sein, der durchaus weiter will; aber es wird ihm schwerlich gelingen, in seinem Thun ist mehr guter Wille als Vernunft. Ganz anders der Däumling, der hat es verstanden: er hat viel Unruhe im Leben gehabt, er hat tüchtig arbeiten müssen, manchmal wollte es nicht recht weiter gehen, dann griff er die Sache etwas anders an, und so hat er schließlich sein Schäfchen ins Trockene gebracht, Selbstzufriedenheit spricht aus seinem behäbigen Gesicht. Der gute, freundlich waltende Geist des Wartesaals, ob er nun ein großer Kaufmann oder ein hoher Beamter, vielleicht auch ein pensionierter Offizier sein mag, verrät in seinem Zeitvertreib den gewissenhaften Mann, der sicherlich das Seine immer in der musterhaftesten Ordnung hält, zugleich aber den Mann von Herz, der es mit seinen Mitmenschen gut meint und sich in bescheidener und diensteifriger Gesinnung ihnen gern nützlich macht. Und das junge Mädchen, dessen Kopf von Zahlen schwirrt? Wer möchte wohl ein Frauengemüt zu ergründen wagen? Wenn das Weib auch noch so viel rechnet, es ist selbst unberechenbar, hat einmal irgend jemand, der es erfahren haben will, behauptet. Doch dieser tiefsinnige Gedanke ist vielleicht auch nur eine Ausgeburt der Langenweile des Wartesaals.

Ja, das Wartenmüssen ist eine eigene Sache. Zu dem Wunderlichsten kann es den Menschen verführen. Man kann trübsinnig dabei werden, wenn die Zeiger der großen Uhr

dort oben wie metallene Schnecken dahinkriechen und eine halbe Ewigkeit brauchen, um die im Fahrplan für den Anschluß vorgeschriebene Stundenzahl zu durchmessen. Doch was wirklich ist, das ist vernünftig! Dieses Wort Hegels wird wohl auch von dem Wartenmüssen gelten, sowohl von dem im Wartesaal des Bahnhofs, als auch von dem vielfach noch peinlicheren in den mancherlei Wartesälen des Menschendaseins. Wie es in der wohlbedachten Ordnung des Eisenbahnbetriebes seinen guten Grund hat, daß man nicht gleich weiter befördert werden kann; wie der einzelne nicht beanspruchen darf, daß das der Gesamtheit nützliche Gefüge seinetwegen gestört werde, so legt auch der auf das Wohl des Ganzen eingerichtete Plan der Vorsehung diesem oder jenem die Pflicht des Abwartens und Sichgeduldens auf, und wir müssen es lernen, unsere persönlichen Wünsche dem allgemeinen Interesse freudig unterzuordnen und uns in das Unvermeidliche zu fügen. Vielleicht ist es auch für den Wartenden selbst recht gut, daß er mit seinem sehnlichsten Verlangen in eine Geduldschule gewiesen wird. Schon mancher hat im Wartesaal unter ruhigem Erwägen und eingehendem Prüfen seine Reiseroute noch geändert, und er hat es nachher dem ihm auferlegten Zwange gedankt, daß er ihn zur Selbstbesinnung und damit auf den Weg zu seiner wahren Bestimmung geführt hat, auf den Weg zu viel größeren Thaten und zu viel tieferer Befriedigung, als sie bei dem anfänglich entworfenen Lebensplane für ihn möglich gewesen wären. Oder aber er hätte die anstrengende Fahrt, die große Leistung, die ihm noch bevorstand, gar nicht vollbringen können, wenn er nicht in der an sich so wenig angenehmen Wartezeit seines Lebens dazu erst die Kraft gesammelt und die innere Fähigkeit gefunden hätte. Davon aber ganz abgesehen, wissen wir ja doch, daß das sich Aufhaltenmüssen auf der Eisenbahn nicht immer ein Aufgehaltenwerden bedeutet. Man muß eine Stunde und noch

mehr zurückbleiben, während die anderen weiterfahren. Nachher, auf einer gar nicht so fernen Station, holt man den Zug, in dem sie sitzen, mit dem Schnellzug längst wieder ein. Darum laß gut sein, wie lange du auch im Wartesaal festgehalten wirst, und ob es auch heißt: „Da unten aber ist's fürchterlich" — schließlich kommt doch der Augenblick, wo es oben auf dem Perron donnert und zischt und pfeift. Der Schreiber dieser Zeilen wünscht allen Lesern, die vorwärts streben nach einem ihnen viel versprechenden Ziele und die lange haben warten müssen, daß ihnen bald die Stunde schlage, wo das Glück ihnen zuruft: Einsteigen! Der Zug ist da!

II.

Das alte Pfarrarchiv.

Tief drinnen in den Waldbergen, weit ab von allem städtischen Verkehr, liegt traulich und still das Gebirgsdorf. Umkränzt von Acker- und Wiesenland, bringt es an Erzeugnissen der Erde wohl gerade so viel auf, als die 900 Einwohner für sich brauchen. Eigentlich reich ist von den Bauern keiner, wenn auch einige mit Respekt als die Wohlhabenden betrachtet zu werden pflegen, und man in der Kirche wie im Wirtshaus ihnen eine Art Ehrenplatz einräumt. Nur einer von ihnen besaß einmal ein Pferd, das aber lahmte und das, wie man sich erzählt, aus der französischen Kriegsbeute stammte. Im übrigen müssen Ochsen und Kühe die Feldarbeit verrichten helfen und auch dazu dienen, die Erzeugnisse der Industrie, und das sind besonders Korbwaren und Schneidehölzer, wovon sich ein großer Teil der Bewohner ernährt, an die ferne Eisenbahnstation zu bringen. Dort befindet sich auch das Bergwerk, zu dem täglich zahlreiche fleißige Arbeiter den weiten Gang thun, um sich mühsam und doch mit treuem, zufriedenem Sinn ihr Brot zu verdienen. Jeder aber hat daheim um seine Hütte, klein oder größer, ein schmuckes Gärtchen, das der Frauen Hände mit liebender Sorgfalt pflegen, und die Blumen, die in reicher Fülle darin erblühen, nicht minder die Ziergewächse auf dem Brett vor den Fenstern geben dem ganzen Ort ein anheimelndes Aussehen.

Gar freundlich liegt das Dorf da, durchplätschert von des Gebirgsbaches klarem Wasser, in dem die Kinder watend

und Steine suchend und mit Schiffen spielend ihre harmlose Lust treiben, während die Enten, die weißen und die bunten, mit fröhlich altklugem Geschnatter um sie her schwimmen. Das muntere Aufjauchzen und das neckische Rufen der Kleinen, das von hier und dort laut wird, zieht, obwohl oft wenig Harmonie darin ist, doch wie ein schönes Lied vom Jugendglück, das keine Sorgen, keine Leiden kennt, über des Dorfes Frieden dahin. Von Zeit zu Zeit mischen sich darein des Hahnes gravitätisch gemahnende Stimme und das Gegacker der Hühner und Gänse. Den Grundton aber bildet das einförmige Gesumme der Sägen, die, von den beiden Schneidemühlen des oberen und des unteren Dorfes her einander Antwort gebend, sich viel zu erzählen haben von dem Hoffen und Träumen der Baumriesen, die hinausstreben in die weite Welt und sich zu dieser Ausfahrt von ihrem stählernen Kamm erst zurechtputzen lassen. Das ist das einzige Geräusch, das die Stille durchbricht. Nur für das lauschende Ohr tönen von der Bergwiese herüber noch die Glocken der weidenden Kühe, und von dorther auch strömt würziger Tannenduft zu der Wohnstätte der Menschen und durchdringt diese mit Lebensfrische. Es ist eine Lust, hier zu atmen, und der Wanderer, der ohne Ziel und doch etwas Schönes suchend durch das Gebirge streift und hierher gelangt, legt schnell Stock und Ränzel beiseite und spricht zu sich: Hier bleibe ich, hier ruhe ich, hier genieße ich. Wie das Dorf heißt? Wo es liegt? Ich verrate es nicht, denn sonst würden bald die Maurer kommen und ein großes Hotel errichten, und die Sommergäste würden herbeieilen, und in den Reisebüchern würde der Ort mit dem empfehlenden Stern notiert werden, und vorbei wäre es mit der Waldidylle. Da jedes Kind doch aber einen Namen haben muß, so nennen wir unser Dorf fortan Waldfried und denken es uns irgendwo in einem lieblichen mitteldeutschen Bergland.

Wiewohl von den Anregungen der Außenwelt nicht viel

hineindringt in das stille Leben der von langgestreckten Forsten eingeschlossenen Gemeinde, so ist dieselbe doch von der Kultur durchaus nicht abgesperrt. Zwar nur in wenige Häuser bringt der Briefbote den Anzeiger aus der Kreisstadt, und die Zahl der Familien, bei denen vom Bergwerk her sozialistische Blätter und Schriften Eingang finden und mit Begier gelesen werden, ist eine ganz geringe. Dafür aber haben Pfarrer und Schullehrer es sich seit langem angelegen sein lassen, eine Bibliothek guter Volksbücher zusammenzubringen, die von Alt und Jung eifrig benutzt wird, und im Winter halten die beiden zur Belehrung und Förderung der ihrer geistigen Pflege Befohlenen Vorträge über alle Gebiete menschlichen Wissens und Strebens. Überhaupt arbeiten der Lehrer und der Geistliche sich getreulich in die Hände, und das gute Einvernehmen zwischen Kirche und Schule gehört zu den wohl ein Jahrhundert alten Traditionen des Ortes. Die Pfarrer, die hier hausten, waren allem pfäffisch-hierarchischen Wesen abhold, und die Lehrer wußten nichts von schulmeisterlicher Selbstüberschätzung. Willig erkannten sie den Prediger als den durch seinen ganzen Studiengang ihnen wissenschaftlich überlegenen Mann an, und in Verehrung schauten sie zu dem Seelsorger des Dorfes und des eigenen Hauses auf, dessen Wort die Gemüter in die Welt der höchsten Gedanken und der reinsten Empfindungen erhob. Die Geistlichen aber zeigten nicht minder ihre Hochachtung vor dem schweren, so viel Liebe und Selbstverleugnung und so viel pädagogische Kunst fordernden Berufe des Jugenderziehers, und in der richtigen Einsicht, wie sehr sie auf dessen Mithilfe und mannigfache Beratung angewiesen sind, suchten sie die Freundschaft des ihnen zur Seite stehenden Lehrers. Das Gotteshaus und die Schule, letztere zugleich das Gemeindehaus, liegen in Waldfried, den Ort überragend, dicht beieinander; nur ein wenig weiter abwärts haben an der Bergessenkung das Pfarrhaus und daneben

die Lehrerwohnung ihren Platz gefunden. Und wie nun das Ganze, indem jedes der vier Gebäude einen kleinen Anbau hat, in seinem Zusammenstehen an das bekannte Wahrzeichen der Turner erinnert, so ist auch der Geist, der die beiden Männer vereint, ein Frisch-fromm-froh-frei.

Das Dorf ist sehr alt, aber unter den Gebäuden ist doch von der Kirche bis zur geringsten Hütte kein einziges, das nicht im Laufe der Zeit als Ersatz für ein altes, unbrauchbar gewordenes aufgerichtet wäre. Nur etwas hat in Waldfried allen Wechsel überdauert, das ist das alte Pfarrarchiv. Ein gewaltiger, altmodisch unförmiger Schrank, aus Eichenholz gefügt, im Innern mit Blech verschlagen und vom Tüncher des Dorfes einmal mit blauer Leimfarbe angestrichen, so steht er auf dem Flur des Hauses, der altehrwürdige Kasten aus der Väter Tagen, und schon in seiner allernächsten Umgebung hat er auf manchen Wandel der Dinge hingeblickt.

Gerade jetzt wieder ist ein solcher eingetreten. Als ich vor einer längeren Reihe von Wochen durch das Dorf kam und am weinumlaubten Pfarrhause vorüberging, sah ich noch oben am offenen Fenster der Studierstube in freundlicher grüner Umrankung die Gestalt des jungen Gelehrten, wie er, die lange Pfeife rauchend und ans Stehpult gelehnt, in seine Bücher vertieft war. Unten aber im schmalen, von Blumenduft erfüllten Hausgarten tänzelte mit dem Jüngsten auf dem Arme trillernd und singend sein schwarzlockiges Weibchen, während in der Laube gerade unter der Amtsstube die Magd im kurzen bunten Rock mit dem Kopftuch und den forsch aufgekrämpten Ärmeln das einfache Abendbrot rüstete: Pilze, die man selbst gesucht und nun gar saftig in Speck gebraten hatte, und zum Nachtisch eine tüchtige Schüssel mit Walderdbeeren und Blaubeeren, die, in kalter Milch aufgesetzt, ein leckeres Mahl versprachen. Die Kleinen, die sich draußen vor der Thüre tummelten, hatten den Freund

der Eltern hineingeschleppt, die Pfarrfrau lud ihn mit liebenswürdig nötigenden Worten zu Gaste, unter dem Läuten der Abendglocke aßen und tranken wir und verlebten dann noch trauliche Stunden beim Mondscheinlicht, umflüstert von einer Flöte lieblichen Melodien, die der Abendwind aus der Ferne herübertrug. Inzwischen ist der Pfarrer, auf ein Feld größerer Wirksamkeit berufen, mit den Seinen von hinnen gezogen, und mit ihm gegangen ist, was die Herzen hier an Freuden durchlebt, was sie mit einander in Sorgen und Schmerzen durchkämpft haben. Ihr Denken, Hoffen und Lieben, ihres Daseins Geister haben das Haus verlassen, und bald wird mit dem Nachfolger, der jetzt noch auf der Hochzeitsreise weilt, neues Erwarten, neues Erleben, aber mit den anderen Menschen auch eine andere Welt, anderes Wesen und Streben hier seinen Einzug halten. Nur eins ist geblieben, das stellt die Verbindung her zwischen dem, was hier war, und dem, was hier einst sein wird: durch des Hauses stille, öde Räume geht, bald leiser, bald lauter, ein Knistern, es ist der Holzwurm, der im alten Pfarrarchive nagt.

Vielerlei macht eine Ortschaft durch im Wechsel der Zeiten; aber was so in steter, verhältnismäßig schneller Veränderung an ihr vorüberzieht, und wovon die Bewohner, selbst ja nur flüchtige Erscheinungen, die sich rasch ablösen, schließlich nichts mehr zu sagen wissen, das läßt seine dauernden Spuren zurück in den Akten, in den Schriften und Kirchenbüchern des Pfarramts: das Pfarrarchiv ist gleichsam des Dorfes Seele.

Das Gedächtnis desjenigen zu Waldfried reicht zurück bis in jene Tage, wo unter dem Wehen des reformatorischen Geistes die Gemeinde sich aus vollster kirchlicher und sittlicher Verwahrlosung zu neuem Leben erhob; wo die Visitationsprotokolle feststellten, daß der dortige Geistliche nur die römischen Zeremonien mechanisch auszuführen imstande sei, aber keine zehn Worte frei sprechen, nicht einmal das

deutsche Vaterunser hersagen könne, daß er aber eine flotte Schenkwirtschaft treibe, selber am meisten trinke und dabei als Teufelsbeschwörer viel Geld verdiene. Er wird ersetzt durch einen jungen Prediger aus Wittenberg, der mit vieler Begeisterung und Zuversicht sein Werk beginnt. Ein Brief Melanchthons führt die ersten Anfänge der Schule ein, auch das Amt des Küsters wird wieder aufgerichtet, und es wird demselben zur Pflicht gemacht, „die göttliche, löbliche Kunst Musika" zu pflegen. Doch der edle Hirteneifer erlahmt schließlich an dem Widerstand der jeder sittlichen Beeinflussung und aller geistigen Bedürfnisse längst entwöhnten und nun noch durch den Bauernaufstand verwirrten Einwohnerschaft. Aus dem Waldthal dringt trauriges Klagen hinüber zu den Pflegstätten der neuen religiösen Bewegung: Der empfänglichen Herzen seien so wenige, die Menge sei allen Lastern ergeben und decke ihre Zuchtlosigkeit nun mit dem Vorwande der evangelischen Freiheit; es seien bei dem Geiz und der Gleichgiltigkeit der Bauern nicht einmal die notwendigsten Mittel zur Erhaltung von Kirche und Schule aufzubringen. Glaubensstarke Zurufe kehren als Antwort zurück, ermutigende Hinweise auf die Kämpfe der ersten christlichen Sendboten, zeitweilig treffen auch fest zugreifende Hilfskräfte ein, und am Ende bricht mit der Macht der Liebe und der Überzeugung der Geist doch siegreich durch; Waldfried wird, was das religiöse Interesse, und was die Zucht und Ordnung in den Häusern betrifft, ein Muster für viele Orte des Landes.

Aber der Mehltau, der draußen in der Welt gar bald über die junge Geistessaat herfiel, wußte auch unser entlegenes Gebirgsdorf zu finden. Es kamen die Männer des strengen Luthertums, denen an der Kirchenlehre unendlich mehr wie an den Seelen der Menschen, an der Frömmigkeit so gut wie nichts, am korrekten Glauben alles gelegen war. Nun stand auch in Waldfried die trockene Schul-

satzung zusammen mit dem engherzigen Fanatismus auf der Kanzel, und dieses unevangelische Geschwisterpaar that sein Möglichstes zur Verödung des Gemeindegeistes. Durch stundenlanges Predigen, das nur Steine statt des Brotes reichte, wurde den Leuten das Gotteshaus verleidet. Was halfen dagegen alle Beschwerden bei der Kirchenbehörde? Der Erfolg waren nur strenge Maßregeln zur Erzwingung des regelmäßigen Kirchenbesuches und die Einsetzung des Kirchenweckers, der für 12 Groschen jährlichen Gehalts die Schläfer mit seinem Stabe zu wecken hatte. Infolge dieses Mangels an religiöser Belebung sank auch das sittliche Leben des Ortes wieder vielfach herab. Roheit und lieblose Härte, Widersetzlichkeit und Gewaltthätigkeit, Lockerung der Familienbande, zuchtloses, ausgelassenes Treiben der Jugend, über dieses und ähnliches wissen die Aufzeichnungen in den Akten des Archivs zu reden. Es wurde zur Kirchenzucht gegriffen, und Donnern und Wettern im Gottesdienste sollten gut machen, was nur der Geist der Wahrheit, der zu Herz und Gewissen redet, zu heilen vermocht hätte. Als dies zu schlimm wurde, sah sich das Konsistorium doch genötigt, gegen den Pfarrer einzuschreiten, der „sich vor versammelter Gemeinde unterstehe, die Person dermaßen zu describieren, daß man klarer mit Fingern auf sie nicht hätte deuten können, und unerhört zu exkommunizieren".

Und nun brechen die Stürme des dreißigjährigen Religionskrieges, die Deutschland verheerten und sein Kulturleben um mehr als ein Jahrhundert zurückbrachten, verwüstend auch in die Waldberge herein. Unbarmherzige Söldnerscharen plündern die Häuser und ängstigen die Menschen, und ein Leid jagt das andere. Oft sind es in einem Jahre mehrere Raubzüge, die die Einwohnerschaft heimsuchen, wiederholt im Laufe der schaurigen Jahrzehnte brennen ganze Teile des Dorfes nieder, auch die alte Kirche versinkt in den Flammen, und viele Bewohner werden er-

schlagen. Darunter verwildern viele Gemüter, die Selbstsucht sperrt sich kalt, nur das Ihre bedenkend, gegen den Nachbar ab, und trotz der tiefen Glaubenslieder, die in dieser Trübsalszeit der lange in Dogmenfesseln niedergehaltene Geist des Evangeliums zu singen wieder die Kraft fand, geht doch durch Waldfrieds Häuser ein friedloses Seufzen über das Elend des Lebens. Ein Mutloswerden und Verzweifeln bemächtigt sich auch der Besten im Dorfe.

Da war es die pietistische Erweckung, dieses machtvolle und lebenswarme Wiederauferstehen der reformatorischen Herzensfrömmigkeit, die auch in Waldfried die ersterbenden Geister wieder aufrichtete. In der aus den Trümmern sich erhebenden neuen Kirche trat an die Stelle des unfruchtbaren Bekenntniseifers des Schriftgelehrten die eindringliche Herzensaussprache des Menschenfreundes. Die armen Leute fühlten in ihrer Not, in ihrem Kummer, in ihren Verirrungen sich von dem Auge und der Hand der Liebe gesucht, und das Pfarrhaus wurde die Zuflucht aller eines höheren Haltes Bedürftigen. Um den Geistlichen sammelte sich ein Kreis verständnisvoller Seelen, die das Friedestiften im Ort, die Fürsorge für die Armen, die Pflege der Schwachen und Kranken, das Vermahnen der Lässigen und das Zurechtbringen der dem Trunke und andern Lastern Ergebenen als ihr dringendstes Anliegen behandelten, und die ihre Freunde und Bekannten zu erbaulicher Schriftauslegung um sich scharten. Da wurde nicht gefragt, was einer glaubt, sondern was er ist, ob er es ernst mit sich nimmt und gegen die Seinen seine Pflicht erfüllt. Dieses angeregte Gemeindeleben, diese seelsorgliche Thätigkeit der Laien behagte dem Superintendenten, einem Kirchenmanne der alten Art, gar wenig. Er giebt dem ihm untergebenen Pfarrer zu verstehen, daß „er ein Schwärmer sei, so unter dem Schein der Gottseligkeit die reine lutherische Religion verfolge, den hochheiligen Grund derselben und der daraus gezogenen

Lehren, als auch löbliche, Gottes Wort gemäße, höchst nötige Ordnungen über den Haufen werfe, allen Ketzern Thür und Thore öffne, sich ihrer annehme und sie verteidige, einem jeden Freiheit zu glauben, was er wolle, verstatte, mit seiner Scheinheiligkeit die armen Seelen bezaubere, daß sie bei den offenbaren Unwahrheiten und Betrügereien, wie die Götzen der Heiden, Augen haben und sehen nicht, Ohren haben und hören nicht, aber ihres Verführers Fußstapfen ganz genau folgen und dann mit ihm zur ewigen Verdammnis eilen." Hoffentlich hat der also Angefochtene dem Scholastiker eine gut deutsche und gut protestantische Antwort gegeben; jedenfalls hat er sich von diesem Dareinreden des Unverstandes nicht beirren lassen, und mehrere Menschenalter blieb das Dorf unter dem segensvollen Einfluß dieser Richtung.

Aber auch der Pietismus war eine vorübergehende Zeiterscheinung, die sich allmählich auslebte. Sein warmes Herzensleben erkrankte schließlich an allerlei Gefühlsüberschwänglichkeiten, und sein Ernst entartete zu geistlichem Hochmut. So in seiner gesunden Kraft gebrochen, vermochte er der Aufklärung des vorigen Jahrhunderts, die auch bei unseren Waldleuten zu manchen Fragen und Zweifeln führte, nicht Genüge zu leisten. Die Vernunft will eben auch in Sachen der Religion ihr Recht haben. Die Rationalisten, die es zuerst unternahmen, ihr Rede zu stehen, haben zwar mit der Kurzsichtigkeit und Übereilung der Jugend manches, was ihre nüchterne Verständigkeit nicht zu begreifen imstande war, als wertlos aus der christlichen Gedankenwelt auszumerzen gesucht. Und sie haben damit das religiöse Leben der Gemeinden nicht wenig abgeflacht. Aber sie haben doch auch wieder viel Segen gestiftet, namentlich auf dem Lande. Ihr Verdienst ist es gewesen, das Gute, dem die Herzen zustimmten, in der Gewissenstiefe der Menschen gefestigt und es mit der Strenge und Reinheit ihres Charaktervorbildes zum Lebensgrundsatz der auf sie angewiesenen Kreise ge-

macht zu haben. So auch hier in der Waldgemeinde. In ihren rationalistischen Predigern kamen ihr zum erstenmale die echten Volksredner, die frisch und knapp und jedermann verständlich aus dem Leben heraus zu sprechen und das Ding mit anpackender Gewalt beim rechten Namen zu nennen vermochten. Manches ihrer Worte ist zu einem durch die Geschlechter sich forterbenden Sprichwort geworden, und jedes derselben hat einen wertvollen sittlichen Kern. So nahm, was seit langem mit treuer Mühe vorgebildet war, unter ihren etwas derben Händen bleibende Gestalt an, und in den Freiheitskriegen, deren Helden auch aus Waldfrieds Bauernhäusern und Bergmannshütten hervorgingen, hat sich ihre geistliche Erzieherarbeit gar trefflich bewährt. Allerdings derbe waren die Hände dieser alten Rationalisten, sie waren durch und durch Gesetzesmenschen, und wenn etwas mit dem Appell an den guten Willen nicht erreichbar schien, dann mußten Zwangsmaßregeln, welche die von dem rationalistischen Geiste beeinflußte Obrigkeit ihnen willig zur Verfügung stellte, nachhelfen.

Einen besonders schweren Stand hatten sie gegenüber der aus Frankreich eingeschleppten Unmäßigkeit und Verschwendungssucht, in der bekanntlich viele kleine deutsche Fürsten das Unsinnigste geleistet haben, und die, von den Höfen ins Volk gedrungen, in demselben, als die Großen der Erde damit bereits ziemlich gebrochen hatten, als böser Krebsschaden noch lange fortwühlte. Am meisten machte die Üppigkeit sich bei den Hochzeitsfesten und den Taufgelagen breit, nicht am wenigsten auch unter den Dorfbewohnern. Da ging man nun mit strengen „Vorschriften gegen den unnötigen Aufwand" vor, über die das Pfarramt zu wachen hatte. Lassen wir uns von unserem Pfarrarchiv einmal ein Bild der damaligen Zustände entrollen:

Es war Kirmes im Dorfe gewesen, und wie es da heute noch zu geschehen pflegt, daß der Altarist, der als

ehrsamer Dorfmusikant zum Tanze aufspielt, dem Pfarrer nach beendetem Feste auf Grund seiner untrüglichen Beobachtung ganz genau die nächsten Trauungen voraussagt, so war es damals natürlich auch. „Zu Pfingsten Schneidemüllers Annemarie mit Maurermeister Simmens Fridolin" notierte dieser bereits im November. Das Fest kommt näher. Da begegnen wir dem glücklichen Brautvater auf dem Wege zum Pfarrhause und von dort weiter zur Stadt. Er macht auf dem Amte Anzeige von dem bevorstehenden Ereignis, „damit dasselbe die gehörige Aufsicht zu führen imstande sei". So schreibt's das Gesetz vor. Erst nachdem dies geschehen ist, können die Einladungen ergehen. Die Hochzeitsbitter, mit bunten Bändern ausgeputzt, ziehen umher, um die Gäste zu laden. Wie viel an Geld und Speisen sie dafür bekommen dürfen, ist ganz genau festgestellt. Im Hause herrscht große Unruhe. Gesponnen und genäht braucht zwar nicht mehr werden, denn die Aussteuer liegt schon längst in der Truhe. Aber alle Hände sind beschäftigt mit Waschen und Fegen, Schlachten und Backen. Darüber bricht der Wälzerabend an, und mit ihm erscheint der Polizeidiener, um aufzupassen, daß dabei keinerlei Gelage stattfinde. Er ist gehörig auf dem Posten, denn von allen Geldstrafen gehört ihm nach dem Gesetze der dritte Teil. So verlebt man denn den Abend recht still. In aller Frühe treffen die Hochzeitsgäste ein, es geht ans Beschenken. Der junge Bräutigam hat selbstverständlich den Perlenhalsschmuck, den er jetzt seiner Auserwählten umhängt, vorher dem Pfarrer zur Prüfung vorgelegt, denn da er als Handwerker zum fünften Stande gehört, so darf sein Geschenk auf keinen Fall den Wert von fünf Thalern überschreiten. Er ist dieser Vorschrift gehorsam gewesen, er hat die Bescheinigung in der Tasche; falls man sie lesen will, steht sie zur Verfügung. Nun die Hochzeitsgäste. Die kommen mit leeren Händen, denn sie dürfen nichts mitbringen, sonst würde alles konfisziert, und noch

Strafe dazu verhängt werden. Übrigens hat doch einer bei Nacht und Nebel etwas ins Haus geschmuggelt. Die nächsten Verwandten sind besser daran, ihnen ist es erlaubt, den Brautleuten eine Freude zu machen, und sie thun es denn auch, aber beständig darauf kontrolliert, ob es nicht zuviel sei. Es bestehen darüber ganz genaue Vorschriften. Sind die Geschenke genugsam bewundert, so sieht man sich nach einer Erfrischung um. Diese zu reichen ist gestattet, aber nur den weither gekommenen Gästen, die andern sehen zu, und auch für die Fremden passiert nur kalte Küche die gestrenge Aufsicht. Man rüstet sich zum Kirchgang. Nachdem der heilige Akt beendigt, und das junge Ehepaar nach Hause geleitet ist, beginnt nun das eigentliche Familienfest. Jetzt kann sich der Diener des Staates etwas ausruhen, denn Übertretungen werden vorerst nicht vorkommen, da der Herr Pfarrer zugegen ist. Zwei Tische und an jedem zwölf Personen sind zugestanden. Unser Müller, der eine große Freundschaft berücksichtigen muß, hat eine Summe der Regierung und eine andere der Kirche als Dispensationsgebühr entrichtet und nun die Erlaubnis bekommen, soweit die Grenzen der Mäßigkeit zu überschreiten, daß er drei Tische für zusammen 36 Personen aufstellen darf. Man bringt die Speisen. Bei ihm als Mann des fünften Standes können es acht Schüsseln sein, aber „einfachen Salat soll es noch dazu geben", auch „bescheidene Nachkost ist gestattet", doch wehe der guten Brautmutter, die etwa des Zuckerbäckers Künste zur Bewirtung ihrer Gäste in Anspruch nehmen wollte! Konfekt existiert nur für die Hochzeiten des ersten, zweiten und dritten Standes, ebenso der Rebensaft, darum müssen sich die Gäste hier am Biere laben. Der Tag neigt sich, es kommt der Hochzeitstanz zu seinem Rechte. Trotz obrigkeitlicher Temperenzbewachung fliegen die Stunden in Frohsinn dahin, bis um 12 Uhr unerbittlich Schluß verkündigt wird. Am nächsten Tage kann es freilich mit dem Schmausen,

Singen und Tanzen wieder losgehen, vom Morgen bis zum Abend, man hat ja ein Einsehen, daß es nur einmal im Leben Hochzeit ist. Aber am dritten Tage darf niemand mehr sich bei unserem Paare blicken lassen, wenn er nicht hart bestraft werden will, denn „solcher Besuch würde dasselbe gleich zu überflüssigen Ausgaben verleiten". Dies eine Hochzeit in Waldfried vor etwa hundertzwanzig Jahren.

In dem Orte hatte sich für einige Jahre ein junger Arzt niedergelassen, ein vermögender Mann, der dort seine angegriffene Gesundheit auffrischen wollte, und dem am Verdienen nicht viel lag. Bei einem Unglück im Bergwerk und bei einer viele Familien heimsuchenden Kinderkrankheit hatte er den Waldleuten wesentliche Dienste geleistet. Kein Wunder, daß die Nachbarinnen, als eines Tages die bisher so stillen Räume die lieblichste Musik für Elternohren durchhallt, das Bedürfnis empfinden, der braven Doktorsfrau ihre Anhänglichkeit und damit ihm ihre Dankbarkeit zu erweisen. Sie gehen zum Pfarrer und fragen bittend an, ob es nicht in diesem Falle zulässig sei, die Wöchnerin zu besuchen und ihr aus den Vorräten des Kellers und der Räucherkammer Geschenke zu machen. Derselbe ist mit dem Arzte befreundet und gern würde er diesem jede Gefälligkeit erweisen; zudem ist er den Verordnungen „zur Abwendung alles überflüssigen und dem Nahrungsstande der Unterthanen so schädlichen Aufwandes" wegen mancher kleinlichen Übertreibung persönlich wenig hold. Aber er ist daran gebunden, so muß er denn sein Veto einlegen. Mittlerweile gehen die sechs Wochen, über die hinaus die Taufe nicht aufgeschoben werden darf, zu Ende. Im Familienrate wird daher jetzt die Frage aufgeworfen: Wer soll des Kindes Pate sein? Der Vater gehört als studierter Mann zum dritten Stande, also darf er zwei Gevatter nehmen. Die Wahl fällt auf einen dem Hause näher stehenden Kanzleirat und auf einen verwandten Künstler. Ersterer wird von der Superintendentur nicht

angenommen, da dieser zum zweiten Stande zu rechnen sei, „Petent habe sich mit einem Individuum seines Grades zu bescheiden." Der andere passiert, denn die Jünger der Kunst haben zusammen mit den Kaufleuten und den Schreibern im vierten Stande Platz gefunden. Aber nun ist die Frage: Hat der Maler im laufenden Jahre vielleicht schon einmal Patenstelle vertreten? Darüber ist erst Gewißheit zu verschaffen, denn Strafe steht darauf, jemanden zum zweitenmale in einem Jahre zu dieser Christenpflicht zu veranlassen, und Strafe hat jeder zu erwarten, der unter diesen Umständen dem Rufe Folge leisten wollte. Aber die Erkundigung fällt günstig aus. Nun wäre alles in Ordnung. Der Arzt würde, der Ortssitte entsprechend, sein Kind gern in der Kirche taufen lassen. Doch das kann er des von auswärts kommenden Paten wegen nicht, denn alsdann wäre es ihm verboten, sein Haus von demselben betreten zu lassen. So hat es die Weisheit der Behörde verfügt, um alle Gastereien am Tauftage zu verhüten. Er muß also das Gesetz zu umgehen suchen. Gegen eine ziemlich hohe Gebühr erwirkt er sich die Erlaubnis zur Haustaufe. Jetzt dürfen die Gevatter natürlich in das Haus hinein. Aber es wäre ihm doch schlimm ergangen, wenn er mit seinen Gästen bei dem opulenten Tauffessen überrascht worden wäre. Obwohl man nun dabei glücklicherweise nicht gestört wurde, so hat das Familienfest trotzdem noch ein peinliches Nachspiel gehabt. Auf Denunziation eines Ungenannten wurde nachträglich ein Strafbefehl erlassen, weil bei Tische einige städtische Kollegen des Arztes, die nicht Patenstelle versahen, bemerkt worden waren, woraus sich schließen lasse, daß dieselben eingeladen gewesen sein müssen. Und das Beste, eines Tages erscheint der Gendarm und kündigt dem Überraschten an, daß er drei Thaler zu entrichten habe, weil er ein Patengeschenk angenommen habe. Der also Gemaßregelte eilt zu seinem geistlichen Freunde und teilt ihm dies mit.

Es wird ihm bestätigt, daß er sich allerdings schwer vergangen habe, denn also stehe es geschrieben im Gesetz: „Weil insonderheit diesem, dem Vernehmen nach absonderlich bei Bürgern und Bauern sehr stark eingerissenen Mißbrauch des Patengeschenkes, wodurch viele Leute in ihrem Nahrungsstande sehr zurückgesetzt werden, mit Nachdruck zu steuern sein will, so verordnen wir hierdurch gemessenst, daß die Gevattersleute durchaus kein Geschenk geben sollen, weder bei der Taufe noch auch zu einer anderen Zeit, und daß jeder, welcher, daß etwas zum Patengeschenk gegeben worden, in Erfahrung bringt, solches bei dem Polizeibedienten zu vermelden verbunden sein, sein Name aber auf Verlangen verschwiegen bleiben soll." So ging es in der guten alten Zeit bei einem Tauffeste zu.

Es muß doch wohl sehr maßlos bei solchen Gelegenheiten hergegangen sein, und der in der Volkssitte sich geltend machende Trieb, über seine Verhältnisse zu leben, muß geradezu übermäßig gewesen sein, wenn solche Beschränkungen der persönlichen Freiheit nötig wurden. Gewiß ist die Zuchtmeisterei des Rationalismus ein unerläßlicher Faktor in der Kulturentwicklung unseres Volkes gewesen. Aber auch ihm war seine Frist bemessen, und mit dem Erwachen der Geister im Zeitalter der französischen Revolution begann ein Neues sich zu regen. Es weht einem aus dem Pfarrarchiv wie Frühlingsluft entgegen, wenn man darin ein Anschreiben des Ministeriums findet, das die eben charakterisierten Verordnungen aufhebt und „dasjenige, was in dieser Beziehung zu wünschen sein möchte, von der freien, durch vernünftige Überlegung und christliches Gefühl geleiteten Entschließung zu erhalten" hofft. Nun wird es „denjenigen, deren Beispiel auf die anderen wirken kann, also insbesondere den Beamten, den Geistlichen und Lehrern, den Rechtsleuten in Stadt und Land, sowie allen Gebildeten zur Pflicht gemacht, in diesem Stücke mit gutem Beispiel voranzugehen und bei

den in ihren Familien vorkommenden Hochzeits- und Tauffesten und anderen geselligen Zusammenkünften alles zu vermeiden, was das Ansehen eines unnötigen Prunkes haben könnte." Und wenn nun daneben Berichte liegen, in denen die Pfarrer ihrer Behörde die Meldung thun, daß sie „in den Familien, die noch immer zu einem unmäßigen Aufwand geneigt sind, durch pastorale Vorstellung davon abzuraten und die traurigen Folgen davon eindringlich vor Augen zu stellen suchen und dafür zumeist williges Gehör finden," so spricht schon aus dieser Art, seine Aufgabe anzusehen und die Menschen zu beurteilen, die moderne Denkweise, die sich nun in der Kirche einzurichten beginnt, und die seitdem damit, daß sie das wahrhaft Wertvolle aus allen Richtungen der Vergangenheit in sich zusammenfaßt, das sittlich-religiöse Leben des Dorfes segensvoll bestimmt.

Bei einem Pfarrer hatte ich früher immer an einen Mann gedacht, der nur mit mehr oder weniger geistlichen Dingen zu thun habe. Mein Freund in Waldfried hat mich eines anderen belehrt. Komme ich da eines Tages zu ihm und finde den kleinen Pfarrhof mit Tischen und Bänken besetzt und davor mehr als ein Dutzend armer Weiberchen, die eifrig schwadronierend sich an Kaffee und Kuchen, der ihnen in gehörigen Portionen aufgetragen ist, gütlich thun. „Ja, was ist denn mit euch los?" frage ich sie. „Ihr schmaust ja hier, als hättet ihr seit acht Tagen nichts mehr gegessen. Hat denn der Pfarrer heute seinen Geburtstag, daß er euch so freigebig zu Gaste ladet?" Nein, wurde mir zur Antwort, das Hirtenmadele wäre wiedergekommen, da hätten sie ihren frohen Tag. „Was, das Hirtenmadele? Das kenne ich ja gar nicht, was ist denn das?" „Das ist ein altes Frauchen," entgegnete mir die hinzutretende Hausfrau, indem sie mich die Treppe hinaufgeleitete, „das vor langer Zeit im Orte gelebt hat. Ihr Vater war ein begüterter Mann gewesen, aber er spielte und verlor seinen

ganzen Besitz, die Mutter starb vor Kummer. Da mußte das arme Kind den Bauern die Kühe hüten. Dabei ist sie alt und grau geworden, und als es nicht mehr ging, kam sie ins Gemeindehaus und lebte von milden Gaben. Schon war sie ihrem Tode nahe, da fiel ihr unerwartet von einem fernen Verwandten ein Stück Geld zu. Sie hat nichts mehr davon gehabt, aber auf ihrem Sterbelager vermachte sie es der Kirche mit der Bestimmung, daß von den Zinsen des Kapitals die Schule ihren Nutzen haben sollte, die sie so liebte, aber so wenig hatte besuchen können. Von einem Teile des Geldes aber muß der Pfarrer jährlich zu ihrem Geburtstage einer Anzahl bedürftiger alter Frauen drei Dinge reichen, nach denen sie oft Verlangen getragen hat, wovon sie aber selten einmal etwas bekommen hat: Kuchen, so viel sie essen mögen, beim Weggehen nachher eine tüchtige Wurst, und, was den Weibsen die Hauptsache ist, — na hier sehen Sie gerade meinen Mann dabei beschäftigt." Wir waren oben angelangt und fanden ihren Gatten vor seinem Pfarrarchive, wie er bemüht war, aus einer großen Büchse Schnupftabak in redlich abgeteilten Rationen in Tüten zu füllen. „Ja," sagte er lachend, als er mein erstauntes Gesicht bemerkte, „Sie sollen einmal sehen, was das für ein Juchhei giebt, wenn ich ihnen den bringe. Das ganze Jahr über freuen sie sich darauf, und wenn einmal eine Inhaberin der Spende stirbt, dann laufen mir mindestens drei Bewerberinnen das Haus ein, um ihre Nachfolgerin im Genuß der Stiftung zu werden." Amüsiert über diese originelle Amtshandlung trat ich ans Fenster, während er, mit seinen Päckchen beladen, hinunterging. Da brach allerdings, als er in der Thür erschien, hinter ihm die Magd mit der Wurstmulde, die Freude in hellen Flammen aus. Die einen rieben sich vor Lust die Hände, die andern kratzten sich in der Aufregung den Kopf und putzten sich erwartungsvoll das breite Näschen, noch andere wiegten sich mit vergnügtem

Gelächter in den Hüften, und aus dem Quietschen und Kreischen der Stimmen vernahm ich die Zurufe: „Och, och herochoch! Herr Pforr', was sind Se gut! J du mein! Dos ist aber was! Ne, das Hirtenmodle, dos woar aber ne brove Perschon! Na so was! Dos ist aber mal 'n Spoaß!" Inzwischen hatte jede ihr halbes Pfund erhalten. Schnell war das Papier geöffnet. Einige konnten nicht widerstehen und griffen gleich tüchtig zu, die meisten jedoch rochen nur mit befriedigtem Lächeln und lüsternem Blick in den Inhalt hinein. Aber auch in die Tüte der Nachbarin steckten sie die Nase, halb aus Teilnahme, um dieser ihre Mitfreude an ihrer Freude zu zeigen, halb aus ängstlicher Neugier, ob deren Schnupftabak nicht etwa besser sei, wobei sie die Spende der anderen geschickt in ihre Hände zu spielen suchten, um zu prüfen, ob diese auch nicht etwa mehr habe wie sie. „Na, nun teilt's euch hübsch ein und genießt's in Gesundheit, und über's Jahr fragt dann bei mir nach, vielleicht ist's Hirtenmadele dann wiedergekommen." „Ei freilich, ei freilich, Herr Pforr'," rief alles in freudiger Zustimmung. Dabei drängte die Schar zum Hofe hinaus, auf dem einen Arm die Tüte, unter dem andern die große Wurst, und durch den Schwall der Danksagungen und Verabschiedungen dröhnte ein — herzhaftes Niesen.

Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß es noch einen Spendetag ganz anderer Art im Dorfe gebe. Dann sind auf dem Platz vor der Schule am Tage vor Pfingsten die Kinder aufgestellt, Knaben und Mädchen aus allen Ständen bis zum vierzehnten Jahre. Jedes hat einen Blumenstock in den Händen, den es selbst mit liebender Sorgfalt aufgezogen hat, und durch die Reihen schreiten der Lehrer und der Geistliche, und beide mustern mit freundlichem Blick die Erzeugnisse der kindlichen Gärtnerkunst. Die besten Töpfe werden zusammengestellt und daraus schließlich die drei schönsten ausgewählt, wobei auf die Natur der Blume und

die daraus sich ergebende Schwierigkeit des Aufziehens gebührlich Rücksicht genommen wird. Von den also ausgezeichneten Kindern erhält jedes fünf Mark zur Belohnung, aber auch die anderen gehen nicht ganz leer aus, wenn ihre Pflanze irgend etwas taugt. Und dafür sorgen die Kinder schon. Und nun geht es im Zuge, der Pfarrer und Lehrer voran, dann die Kinder und hinterher die Mütter, die sich eingefunden haben, in die Kirche. Dort werden die drei besonders belobten Blumenstöcke auf den Altar, die übrigen um denselben gestellt zum Schmuck für das Fest und als sinnige und sinnbildliche Opfergabe der Jugend; der Prediger oder der Lehrer, das wechselt ab, hält an dieselbe eine kurze, dies deutende und den Sinn für die Blumenzucht anregende Ansprache, und die Versammlung zerstreut sich, indem jedes Kind es sich vornimmt, daß im nächsten Jahre seine Blume oben auf den Altar kommen soll. Woher wird aber das Geld zu dieser hübschen Preisverteilung genommen? Das stammt, wie das Pfarrarchiv nachweist, aus einer Stiftung, die in katholischer Zeit für eine Seelenmesse zu Gunsten eines Verstorbenen gemacht war. Die Reformation warf diese jährliche Dotation des Priesters in die Kirchkasse. Da wurde sie dann im Laufe der Jahrhunderte zu verschiedenen Zwecken verwendet, bis ein alter Rationalist ihr die Bestimmung gab, die sie heute noch hat. So wurde die Liebe zu den Blumen in Waldfried großgezogen.

Tritt diese Blumenfreude einem auf Schritt und Tritt im Dorfe entgegen, so doch besonders wohlthuend auf dem Friedhofe hinter der Kirche. Über dem Portal desselben steht in goldenen Lettern groß und breit die Inschrift: „Kein Ort der Trauer für die Gemeinde Waldfried.“ Darunter, wie zur Erklärung, das Wort Goethes: „Alle sind schon für dieses Leben tot, die kein anderes hoffen.“ Tritt man hinein, zur Linken die Grabstätte der Erwachsenen, zur Rechten der

Ruheplatz der Kinder, so wird das Auge von keinem großartigen, kunstvollen Monumente angezogen. Aber Auge und Herz werden erfrischt von dem duftigen Flor blühenden Lebens, der sich lieblich um alle Gräber schlingt und den ganzen in peinlicher Sauberkeit und Ordnung gehaltenen Platz zu einem großen Garten macht. In erhobener Stimmung wandelt man durch diesen hin, und es läßt sich begreifen, daß den Hinterbliebenen, die hier sonntäglich beim Heimkehren vom Gottesdienste an den ihnen teuren Stätten stehen bleiben, Friede und Versöhnung über die Seelen kommt, wenn man die Inschriften liest, die überall aus dem Blumenschmuck hervorgrüßen. Das sind keine geschmacklosen und geistlosen Reimereien, wie so oft auf den Kirchhöfen der Dörfer. In dem Orte besteht die Sitte, die zur festen Regel geworden ist, daß, so oft ein Stein gesetzt werden soll, man das, was man darauf zu schreiben gedenkt, erst mit dem Geistlichen bespricht. Will es dann nicht recht passen, so hilft er streichend oder korrigierend nach. Zuweilen schafft er seinen Leuten auch die Form zu dem, was sie fühlen und ausgesprochen haben wollen, und wo es ihm nicht gelingen will, versucht es in guter Stunde der Lehrer. Nur weniges, was ich dort las, habe ich mir gemerkt, und das sei hier eingefügt:

Gute Nacht!
Meine Wallfahrt ist vollbracht!
Paradiesesruh und Frieden
Säuseln um den Lebensmüden.
Tod, wo ist nun deine Macht?
Gute Nacht!

Gute Nacht!
Lebet wohl, die ihr noch wacht!
Nicht so traurig, meine Freunde!
Liebe, die uns hier vereinte,
Überlebt des Grabes Nacht.
Gute Nacht!

O Freund, der ja so manches Jahr
In Glück und Freud, in Not und Fahr
Mich treulich stets begleitet hat,
Mein Erdenleib, so müd und matt,
Nun brichst du endlich doch mir ein,
Und alles soll zu Ende sein — —
Zu Ende sein?
Dir, der so treu gedient mir hat,
Dir gönn' ich hier die Ruhestatt,
Mein freundlicher Begleiter —
Mein Weg geht weiter!

Was weinst du dir die Augen rot, o Frau, die Wangen bleich?
Ein Heiliger auf Erden sprach in hocherhabnem Sinn:
„Ihr Kindlein alle kommt zu mir! Euch ist das Himmelreich!"
Dein Liebling hat es auch gehört und lächelnd ging er hin.

Die ich am meisten liebte je —
Nicht war's die junge Braut, mit der in froher Stunde
Ich durch die Felder schwärmt' und träumt' im Waldesgrunde,
Am Ufer bei dem stillen See.

Nicht war's die Gattin, lieb und zart,
Ihr guter, reiner Sinn, der Herz und Haus bewachte
Und mir das Leben, ach, so licht und lieblich machte
Durch Lieb' und Treue, die mir ward.

Nein! — die zumeist ich liebte je,
War meine Kranke, war die Müde, Abgezehrte,
Die mich zu leben und in Hoffnung sterben lehrte,
Als ich am Todbett saß bei ihr im tiefsten Weh.

Mutter! Dein Schuldner bin ich, bleib' ich auf ewige Zeit!
Siehe, dein Lieben und Leiden, dein trauliches Schaffen und Beten
Prägte mit heiliger Kraft tief meiner Seele sich ein;
Und da lebt es nun noch, wird leben immer und ewig,
Machtlos prallen daran Zweifel und Sünde und Tod.

Glücklich, glücklich nenn ich den,
Dem des Daseins letzte Stunde
Schlägt in seiner Kinder Mitte;
Solch ein Scheiden heißt nicht sterben,
Denn er lebt in treuem Angedenken,
Lebt in seines Wirkens Früchten,
Lebt in seiner Kinder Thaten,
Lebt in seiner Enkel Mund.

Doch der Enkel Mund verstummt endlich auch einmal, die Gräber der Alten machen anderen Platz, die Steine, deren Inschriften dann längst erloschen sind, werden zur Ausbesserung in die Kirchhofmauer eingefügt, — das Andenken derer, die gewesen sind, würde nun gänzlich dahin sein, bliebe nicht ein Schatten ihrer Erscheinung zurück in der Seele des Dorfes, im Archiv der Pfarrei. Dort in den altersgrauen und abgestoßenen Kirchbüchern sind ihre Namen verewigt, und daneben oder sonst irgendwo findet sich zuweilen wohl auch eine Notiz, nach der man sich mit einiger Phantasie und Menschenkenntnis ein Bild ihres Erlebens zusammenzusetzen vermag.

Nehmen wir das Geburts- und Taufbuch eines Jahrhunderts zur Hand mit seiner Fülle von Namen, welch eine reiche Welt menschlicher Empfindung klingt uns da entgegen! Eine Unsumme weher und doch so heiliger Schmerzen, durch die das Leben dieser Generationen sich ins Dasein rang! Hier waren sie noch verbittert durch sorgenvolle Gedanken, wenn der Kinderkreis schon groß, aber der Besitz klein, der Verdienst gering, die Zeit trübe war, oder wenn die Mutter dabei denken mußte an ihre körperliche Schwäche und ihre Unfähigkeit, auch dieses noch aufzuziehen, an des Gatten wankelmütigen Sinn, an seine Lieblosigkeit gegen seine Familie, die auch diesem Kinde wieder seine Jugend verkümmern werde, an des lieben Vaters Krankheit und vielleicht so frühes Ende und an all die Angst, die dann des

jungen Wesens Erhaltung mit sich bringen müsse, und hier nun gar, welch tiefes Leid der Mutterseele läßt der Zusatz ahnen: Drei Wochen nach des Vaters Tod geboren; — und dort andererseits, wie waren die Schmerzen jener Stunden verklärt von der Freude über das erste Kind oder von der sehnsüchtigen Erwartung eines neuen Bandes der Liebe, von der Hoffnung auf den Stammhalter der Familie und den Erben des Hofes, von dem Trost, Ersatz zu erhalten für einen Liebling, den man früh wieder hatte hingeben müssen. Hunderte dieser Kinder sind von ihren Eltern und Großeltern mit Jubel begrüßt, vielleicht eben so viele sind mit stillem Seufzen oder lautem Murren aufgenommen worden. Das eine hat man wohl aller Welt mit Stolz gezeigt, das andere hätte man am liebsten jedermann verschwiegen. Manches ist gleich weich gebettet worden in Windeln und Kissen, die man ihm längst bereitet hatte, nicht wenige mußten mit Lumpen vorlieb nehmen, und hart war gleich ihre erste Ruhestatt. Trotzdem war die Liebe hier zuweilen keine geringere wie dort. Da z. B. eine Geburtseintragung unter dem 21. September 1811. Der Vater war ein armer Holzhauer, aber ein ernstgesinnter, braver Mann, und die Mutter war eine fromme, treue Seele. Sie haben sich beide redlich plagen müssen, um ihre acht Kinder durchzubringen, und oft war nicht das Notwendigste da, um den Kleinen zu sättigen. Neben dem Schweinestall war sein dürftiges Schlafkämmerchen, und einen neuen Rock hat das Kind nie besessen. Andere Jugendfreuden wie die, welche des Schöpfers Hand ihm in Wald und Feld bot, hat es nicht kennen gelernt, früh schon mußte es durch Dienstleistungen in der Schneidemühle mitverdienen. Als der Junge kaum eingesegnet war, hieß es: Nun geh hinaus in die Welt und siehe, wie du dich durchschlägst. Aber nicht elend und hilflos stießen sie ihn hinaus, eins doch gaben sie ihm mit, nämlich das, was eine hingebende, stets das Beste des Kindes

bedenkende Erziehung aus dem Menschenherzen zu machen vermag. Unter dem rauhen Bauernkittel barg sich ein Schatz von edler Charaktertüchtigkeit. Diesen entdeckte, als der Knabe auf den Flößen die Weser heruntergeschwommen kam, der Kaufherr in der großen Hansestadt. Er nahm ihn, wie die Aufzeichnungen seines alten Pfarrers erzählen, in seinen Dienst, erst in sein Packhaus, dann, nachdem er ihm Zeit und Geld zur Ausbildung gegeben hatte, in sein Kontor, und schließlich schickte er ihn hinüber in seine Plantagen, wo er sich vorzüglich bewährte, dem Geschäfte eine große Ausdehnung gab und endlich sogar Teilhaber wurde, ein reicher, hochvermögender Mann. Die alten Eltern, an denen er mit kindlicher Dankbarkeit hing, und die Geschwister, denen er ein guter, fürsorgender Bruder war, haben den Segen, der dem Emporgekommenen zu teil geworden war, mitgenießen dürfen: heute sind ihre Nachkommen im Besitze beider Schneidemühlen des Dorfes.

Nur wenigen ward es gegeben, in dieser Art den Ihrigen Freude zu machen. Aber wie viel sonstiges Lebensglück, in den Kindern ihnen erwachsen, lassen diese zahllosen Namen des Taufbuches ahnen! Die meisten, die hier verzeichnet stehen, sind nie aus den heimatlichen Fluren herausgekommen. Die Bergeszüge der Umgegend waren die Höhen, die Schachten des Bergwerks waren die Tiefen, zu denen sie gedrungen sind, und die wenigen Meilen bis zur Kreisstadt bildeten den ganzen Erdenraum, den sie durchmessen haben. Klein war ihre Welt, aber sie haben diese durchsonnt mit ihrer Liebe und erfüllt mit den Thaten redlicher Pflichterfüllung: sie wurden ihrer Eltern Stolz, ihre treuen Helfer in der Arbeit des Lebens und ihre würdigen Nachfolger, wenn die Alten sich auf das Ruheteil setzten. Freilich wie manche auch von diesen vielen Kindern werden des Vaters und der Mutter Hoffnungen grausam enttäuscht haben! Sie haben durch trotzigen Sinn in der Jugend ihnen das Leben ver-

gällt und durch ihren Leichtsinn und die Schande, die sie über das Haus brachten, der Mutter Schmerzen zugefügt, gegen welche die der Geburt nichts waren, und wofür es keinen Balsam gab, zumal wenn die Eltern es sich eingestehen mußten, daß sie dieses alles selbst verschuldet haben durch jene schwache Liebe, jene weichherzige Zärtlichkeit, mit der gerade so oft geringe Leute sich an ihren Kindern versündigen. „Endete im Gefängnis" — wer kann den Jammer nachfühlen, den diese drei Worte umschließen, diesen Jammer für die Familie und für den Unglücklichen selbst: in dem stillen Waldfrieden einer freien Gotteswelt geboren, gestorben in finsteren Kerkermauern als ein friedloser, mit allem zerfallener Mensch!

Greifen wir, um diesem trüben Eindrucke zu entfliehen, zu dem Trauungsbuche der Gemeinde. Es sind ja auch nicht lauter Hosiannalieder, die aus demselben aufsteigen, und wenn der Geistliche, der das Buch anlegte, vorn Kreuz, Anker und Herz hineingezeichnet hat, so scheint das, abweichend von der gewöhnlichen Bedeutung, für manche dieser Paare den Sinn zu haben, daß hier der Mann durch seine Treulosigkeit, durch rohes, leidenschaftliches Wesen des Weibes Kreuz, dort die Frau durch ihre unwirtschaftliche Art oder durch ihre Grillen dem Manne der schwer anliegende, hemmende Anker geworden ist. Oder waren sie auch ein Herz, so war doch ihr gemeinsames Leben ein beständiges Kreuztragen, und die Verhältnisse, in denen sie standen, hingen an ihnen wie eine Ankerlast, die sie nie los wurden. Aber trotz aller bösen Erfahrungen einzelner und trotz der ernsten, sorgenvollen Zeiten, die auch in der besten Ehe zu durchleben sind, sucht das junge Volk, das dies alles mit ansieht, sich doch immer wieder und reicht sich die Hand zum Bunde, und es thut wohl daran. Ist auch die Liebe auf dem Lande im Durchschnitt nicht sehr idealer Art, sondern im Wesentlichen von recht realen Beweggründen eingegeben, der Mann be-

gehrt in der Gattin nur die Haushälterin und Mitarbeiterin, so wird man sich doch über der schweren Arbeit, die man Tag ein Tag aus, unter Sonnenglut und Nässe, mit einander getreulich teilt, und durch das Zusammenleben auf engem Raume und in der Einfachheit der Zustände, nicht am wenigsten wegen des viel weniger ausgebildeten gesellschaftlichen Verkehrs allmählich immer unentbehrlicher, und die gegenseitige Empfindung gewinnt im Laufe der Jahre an Inhalt und Tiefe. Unter den gebildeten Bewohnern der Stadt schwächt die Zeit so oft die Poesie der Liebe ab, draußen bei den schlichten Kindern der Natur — so will es einen bedünken, wenn man die Leute am Feierabend auf der überrankten Bank vor dem Hause betrachtet — wird das Herz mit zunehmendem Alter zugänglicher für die Poesie, die in dem Gefühl des ganz einander Gehörens liegt. Viel trägt in einem Dorfe wie Waldfried zur Verdichtung der Familienbande die enge und regelmäßige Fühlung mit der Kirche bei; aber mehr noch wie diese wirkt dahin das in solchen kleinen Ortschaften von allen Seiten beachtete Vorbild einer besonders innigen Herzensgemeinschaft. Das wirkt segensvoll nach auf ganze Geschlechter.

Das alte Pfarrarchiv bewahrt das Andenken eines Mannes, der eigentümliche Lebenswege geführt worden war. Er stammte aus Süddeutschland und war eines Lehrers Sohn, sein einziges Kind. Sein dringender Wunsch war es immer gewesen, Naturwissenschaft zu studieren. Aber als er die Sekunda des Gymnasiums erreicht hatte, verlor der Vater den Glauben, daß er es bei seinen bescheidenen Mitteln werde durchsetzen können, er nahm ihn von der Schule und gab ihn irgendwo in die Lehre. Kurze Zeit darauf starb der Vater. Was dieser nicht gewagt hatte, dazu hatte das treue Mutterherz den Mut. Mit ihrer bescheidenen Pension und dem, was sie dazu zu verdienen wußte, ermöglichte sie dem geliebten Sohne den ferneren Schulbesuch. Eben war er

so weit gekommen, daß er auf die Universität gehen sollte, da starb auch sie. Doch in seiner Begeisterung für die Wissenschaft hielt er unverzagt an seinem Plane fest, und mit dem Erlös der Wirtschaft, mit Stundengeben und Stipendien, die er sich erwarb, brachte er sich wacker durch. Da hatte er eines Tages das Unglück, sich eine Schale mit Schwefelsäure über das Gesicht zu schütten: vor ihm lag die Welt in tiefer Dunkelheit, seine Zukunft war verloren. Anfangs vollständig zusammengebrochen, raffte sich der Blinde, der keine Menschenseele mehr besaß, die sich seiner angenommen hätte, doch bald wieder auf. Um nicht von Mildthätigkeit zu leben, entschloß er sich, das Korbflechten zu erlernen. Und er brachte es darin zu wunderbarer Geschicklichkeit. Durch allerlei Zufälligkeiten gelangte er nach Waldfried und nahm dort seinen Wohnsitz. Hier zog es den Lehrersohn bald ins Lehrerhaus zu öfteren Besuchen, und daselbst gewann man den jungen Mann mit dem charaktervollen Wesen und dem lebensprühenden, anregenden Geiste lieb. Aber zu ihrem Schreck bemerkten die Eltern, daß sich zwischen ihrem sonntäglichen Gaste und ihrer Tochter eine Herzensbeziehung entspann. Sie suchten die Liebenden zu trennen, sie machten ihrem Kinde die ernstesten Vorhaltungen, schilderten ihm das Leben an der Seite des blinden Handwerkers als ein düsteres Dasein voll steter Opfer und Entsagungen, aber umsonst. Sie waren machtlos mit all solchem Einreden, hatten sie selbst ja doch das Herz des Mädchens zu hoher, idealer Lebensanschauung erzogen. Der Grundsatz des Vaters war es immer gewesen: Das Glück des Lebens hängt nicht ab von der Reichhaltigkeit dessen, was man von der Welt empfängt, sondern von der Treue und Selbstverleugnung, mit der man sich der Menschheit widmet. Dann hatte wohl die Mutter oft hinzugesetzt: Und der Menschheit sich widmen, das heißt für das echte Weib, sich dem Manne, den man liebt, mit ganzer Seele widmen,

bereit zu jedem Opfer, das sein Wohl fordert; aber solche Opfer sind dem liebenden Frauenherzen überhaupt keine Opfer. „Nun siehst Du, gute Mutter," sprach jetzt Elsa, „was Dir als ein schweres, unmöglich durchzuführendes Opfer erscheint, das gilt meinem Herzen überhaupt nicht als ein solches, denn ich liebe ihn, ich bewundere, ich verehre ihn trotz seiner erloschenen Augen als ein Bild edler Männlichkeit. Das ist der rechte Held, der so wie er in herbster Enttäuschung sich nicht verzweifelnd selbst verliert und mutig das Leben nimmt, wie es sich giebt, und es zum besten gestaltet. Da laßt denn nun meinem Frauenherzen sein Recht. Es will dem Manne gehören, zu dem es aufschauen kann. Und was soll ich denn an seiner Seite entbehren? Der so viel verloren hat, dem ist sein schöner Geist geblieben, und wenn er uns aus seinem Gedächtnis die tiefen Worte unserer Dichter so warmherzig entgegenbrachte, wenn er mir, was ich ihm vorlas, so verständlich machte und mich in seine Gedankenwelt erhob, so war ich glücklich, glücklicher könnte ich nie werden. An solches Mannes Seite werde ich mich auch in Niedrigkeit groß fühlen. Von ihm verstanden, wird es mir eine Freude sein, ihm alles werden zu können."

Und das hochgesinnte Weib hat Wort gehalten. Es war ein eigenartiges Leben, das sich im Hause des Korbmachers entfaltete. Er der fleißige Arbeiter, sie die anspruchslose, das Kleinste zusammenhaltende Hausfrau, die freilich in das wirtschaftliche Getriebe, von ihm ungesehen, so manches hineinflocht, was ihr die fürsorgende Hand der Eltern zu seiner und ihrer Hilfe darreichte. So brachten sie es vorwärts. Es waren und blieben bescheidene Verhältnisse, in denen sie lebten; sie gewannen jedoch immer mehr ihr gutes Auskommen, und unter der Leitung des blinden Meisters arbeiteten schließlich mehrere Gehilfen. Aber in die Feierstunden nach vollbrachtem Tagewerk drangen erhellende Strahlen hinein aus der Welt des geistigen Lebens,

die durch Lesestoff aus der Pfarrei und dem Schulhause sein gutes Weib dem Blinden vermittelte. Vor den Fernstehenden eine einfache Handwerkerfrau, strebte sie mit ihrem Gatten geistig weiter, und dies, was so vor den Blicken der Menschen verborgen blieb, war ihre höchste Lebenswonne. Was aber jeder im Dorfe sah und kannte, war ihr treues, in ihrem ganzen Wesen innige Zufriedenheit atmendes Lieben. Als die beiden sich verheirateten, hatten die Leute den Kopf geschüttelt: Das arme, bedauernswerte Schullehrerliesel! Doch der Kummer, der sicher erwartete, wollte in ihren Augen nicht erscheinen; dieselben blieben hell und frohgemut, und wenn sie ihr Gärtchen begoß und Blumen schnitt, vernahm man einen Gesang, aus dem keine Wehmut tönte. Und die Jahre vergingen, es wurde nicht anders, Elsa war ein glückliches Weib! Da kam es denn nicht selten vor, daß irgend eine Frau aus dem Orte, die ihr gar nicht nahe stand, sie besuchte, um ein Stündchen bei ihr zu weilen und sie in ihrem Treiben um den blinden Mann zu beobachten. Was wollte die eigentlich — dachte sie dann wohl, wenn der Besuch weggegangen war — sie hat mich doch um nichts befragt und hat nichts begehrt? Nun die Weggehende wußte es wohl, was ihr Begehr gewesen war. Sie hatte, bekümmert durch die Erfahrungen des Lebens, in ihrer Seele verstimmt und leidend unter dem Gefühle, wie ihre Liebe ermatte, sich das Herz auffrischen und die guten Geister in sich wieder aufrichten wollen durch den Anblick dieser reinen, großen Frauenliebe. So war das Haus des Korbmachers ein belebender Quell für manches Eheleben im Dorfe, und Männer und Frauen regte es an zu engerer Herzensverbindung.

Eine andere Stätte inneren Wohlthuns war das Heim des alten Johannes. Wiewohl er sehr gute Augen hatte, war es doch auch für ihn im Leben mehr Nacht wie Tag gewesen. Er war nämlich Bergmann, und er war es mit Leib und Seele. So schön die Natur ist, die sonnig und

grünend sein Heimatdorf umgiebt, schöner und anziehender war für ihn unten die Tiefe mit ihrer Finsternis: da, meinte er, thue der Herrgott seine größten Wunder, da habe er seine kostbarsten Schätze aufgespeichert, und in dem „Suchet, so werdet ihr finden, klopfet an, so wird euch aufgethan,“ das ihm als Konfirmationsspruch gegeben war, sei das Gewerbe der Bergleute allen rechtschaffenen Christenmenschen als Vorbild hingestellt. Konnte er nicht in seinem Berufe sein, dann war ihm nicht wohl. Zu Hause, wo seine Frau durch ein kleines Krämergeschäft hübsches Geld verdiente, wußte er mit seinen freien Tagen und Stunden nicht recht etwas anzufangen, für die Verrichtungen in Garten und Feld hatte er keinen Sinn. Und obgleich er ein sehr gottesfürchtiger Mann war und freudig zum Gesangbuch griff, wenn die Glocken einläuteten, so war er doch immer froh, wenn dann der lange Sonntag endlich vorüber war, und die Frühstunden des Montags ihn wieder hinüberriefen. Sein Leben fing erst wieder recht an, wenn er zum Hammer greifen konnte, und wenn das „Glück auf!“ aus seinem, des Vorgesetzten, Munde die Leute zum Einstieg aufforderte. So hatte er es getrieben bis zu seinem sechzigsten Jahre. Da kam er einmal recht müde nach Hause, er hatte sich unterwegs kaum fortschleppen können, und von nun an hat er den Gang zum Bergwerk nie wieder gemacht. Der alte Johannes war gelähmt, der geschäftige Mann war gebunden an allen Gliedern und konnte sich ohne fremde Hilfe nicht um einen Zoll auf seinem Lager aufrichten, kaum daß er noch die Hände zu bewegen vermochte. So hat er über zwanzig Jahre liegend zugebracht. Anfangs hat er viel geseufzt, und ein Jahr lang rechnete er noch ungestüm auf die Tage, wo er zu der Arbeit, an der seine Seele hing, zurückkehren werde. Als ihm dann aus den Mienen des Arztes und aus den heimlichen Thränen seines Weibes das „Unheilbar!“ entgegenscholl, rief er einmal die bekümmerte

Gattin zu sich und sprach zu ihr mit vergnügtem Lächeln: „Mutter, laß das Weinen sein, bin wieder auf dem Posten. Der Herrgott hat Großes mit mir vor. Er hat mich in eine ergiebigere Grube versetzt, und ich fahre freudig hinab. Glück auf!"

Von nun an war er wieder der heitere Mann, dessen Resignation man nichts von Traurigkeit abspürte. Da lag er einen Tag wie den andern, Jahr für Jahr, von sorgsamer Hand bequem gebettet, in etwas aufgerichteter Stellung in der Ecke der großen Stube, wo er die grünumlaubten Fenster und die freundlich zu ihm hineingrüßenden Waldberge vor sich hatte. Da lag er mit seinem prächtigen Greisenantlitz: Stirn und Wangen gerötet von frischem Leben, die Augen blitzend und leuchtend wie von Jugendlust, und über das breite Haupt wallte auf die Schultern herab in glänzender Fülle das silberlockige Haar, alles an ihm in peinlichster Ordnung, eine schon äußerlich wunderbar anziehende Erscheinung. Und die Leute gingen bei ihm aus und ein, denn den alten Johannes zu besuchen, war eine Lust. Keiner trat ein, den nicht ein munteres Willkommen zum Niedersitzen aufgefordert hätte. Dann mußte er sich und dem Hausherrn aus dem am Kopfende des Lagers bereit stehenden großen Kasten die Pfeifen stopfen, und nun wurde tüchtig gedampft. Dabei floß von seinen Lippen witzige Rede und zwischendurch viel ernste Weisheit. Der alte Bergmann galt als der Philosoph des Dorfes, der des Lebens Rätsel mit klugen Einfällen zu deuten und der Menschen Thun mit vernünftigem Rat zu leiten verstand. Er wußte viel und stets Neues von Waldfrieds Vergangenheit zu erzählen, und er ließ sich, immer interessiert aufhorchend, berichten, was draußen im Wechsel der Dinge vorgehe, und wie es das junge Geschlecht angreife. Kehrten die Alten ein mit ihren Klagen über die Jugend und deren verdrehte Neuerungen, so rief er ihnen beruhigend zu: „Kinners,

Kinners, es müssen immer neue Stollen getrieben werden, sonst sind wir bald am blanken Stein und haben nichts mehr zu fördern.“ Nahmen die anderen ihre Zuflucht zu ihm und beschwerten sich über den Eigensinn der Väter, mit denen gar nicht weiter zu kommen sei, so vermahnte er sie zu Geduld und Besonnenheit, daß ihnen in der Hast nur nicht das Grubenlicht erlösche, und sie in tote Gänge geräten, wo nichts zu holen sei, und man sich nicht wieder herausfinde. Von seinem Leiden sprach er, ohne dazu von einem andern veranlaßt zu werden, überhaupt nicht, und kam das Gespräch darauf, so redete er davon, als wäre es nur ein Ausruhen, das ihm wohl zu gönnen sei. Der Alte hatte sein herbes Geschick überwunden und begehrte nicht mehr zurück ins thätige Leben. Er führte ein desto reicheres Innenleben, und das war auch ein Gewinn bringendes Schaffen, das viele ihm nie vergessen haben. Wer mit ihm verkehrte, der wurde dankbarer und zufriedener in seiner Läge, und ging es ihm schlecht, und drückte ihn manche Bürde, so fand er bei dem lahmen Johannes immer wieder neu jene Kraft, die Lasten erleichtert und Herzen erheitert. So ist dieser in der That ein Bergmann geblieben bis zu seinem letzten Augenblick, ein rechtes „Glück auf“ für alle seine Bekannten, mehr oder weniger für das ganze Dorf.

Ehe wir unser Pfarrarchiv zuschließen, mag es uns noch etwas erzählen von einem wunderlichen Heiligen, der lange in Waldfried sein Wesen getrieben hat. Er hieß unter den Leuten der Apostel. Groß und Klein nannten ihn aber auch einfach Anton. Seinen Vaternamen, der einen fremden Klang hatte, kannte niemand so recht. Da die Polizei damals noch nicht so neugierig war wie heute, so wußte nicht einmal der Schultheiß etwas Genaues von seiner Abstammung. Seinem Dialekt nach konnte er wohl ein Schweizer sein. Er war viel gereist und hatte einen großen Teil des Festlandes gesehen. Als er von Hamburg

einst nach London hinüberfahren wollte und schon den Fahrpreis bezahlt und im Schiffe sich häuslich eingerichtet hatte, hörte er die Matrosen unter einander entsetzlich schimpfen und fluchen. Das widerte ihn dermaßen an, daß er schleunig seine Sachen zusammenkramte und Reißaus nahm und, wie er oft erzählte, sich verschwor, niemals mehr „mit des Meeres grausem Volke" etwas zu thun haben zu wollen. Anton besaß viele Kenntnisse, wußte in allerlei Büchern Bescheid und sprach zu den Bauern gern in Citaten aus der ganzen Weltlitteratur, die diese sich allmählich aneigneten und bei der Unterhaltung in oft recht possierlicher Weise wiedergaben. Dann berichtigte er die falsche Form oder die verkehrte Anwendung des Wortes, indem er ihnen weitherholend den Sinn erklärte. Er docierte über die Maßen gern, und wehe dem, welchem er sich dann annestelte! Derselbe kam so bald nicht wieder los und mußte mit seinem Lehrmeister manchen luftigen Gedankenritt und manchen sauren, den Kopf verwirrenden Gang durch Wissensgebiete, die dem Bauer nicht gerade sehr vertraut sind, zurücklegen. Die Lebensansichten, die er dabei äußerte, verrieten viel schöngeistig romantisches Empfinden, das sich vom Standpunkte des praktischen Menschenlebens wunderlich genug ausgenommen haben mag. Staunend vernahmen die Leute das ihnen närrisch erscheinende Zeug, lächelnd stieß einer den andern heimlich an, hier und da platzte auch einer höchst amüsiert heraus, wofür ihn dann ein mehr mitleidig schmerzlicher als entrüsteter Blick des Volkslehrers traf; und doch wagte eigentlich keiner, sich über ihn lustig zu machen, denn in allem, was er sprach, war doch etwas, was die Leute in ihrem besseren Menschen weckend und läuternd berührte.

Der Apostel war ein schmächtiges Männchen mit bartlosem weiblichem Gesicht, einer von denen, deren Alter man nicht erraten kann, weil sie in ihren Zügen immer etwas unfertig Jünglinghaftes behalten und dabei doch durchaus

den Eindruck eines gealterten Wesens machen. In seiner ganzen Gestalt hatte er wie in seinem Reden etwas Zappeliges, zugleich aber, selbst wenn er scherzte, etwas höchst Ernstes, trotz seiner Fistelstimme fast etwas Salbungsvolles. Auf dem winzigen Haupte saß ein mächtiger grüner Kalabreser, nach hinten gedrückt, und wenn er den einmal nicht aufhatte, dann fuhr er sich mit den Händen, die er sonst auf dem Rücken trug, fortwährend durch die strähnig herunterhängenden blonden Haare. Wurde er zornig erregt, dann kam über die kleine wackelnde Gestalt eine unheimliche Bewegungslosigkeit, nur der Kopf mit dem dann stark geröteten Antlitz zitterte hin und her, und die Haare peitschten wild von einer Seite zur andern. Und der sanfte Mensch konnte sehr zornig werden. Nicht zwar über ihm selbst angethane Kränkungen, er war die verkörperte Versöhnlichkeit und Vergebung, aber über jedes Unrecht, das er an einem andern ausgeübt sah, über Hinterlist, Falschheit und Treulosigkeit. Er haßte die Lüge auf den Tod, und unwahres Wesen in Wort und That war ihm ein Greuel. Am heftigsten aber konnte er aufbrausen, wenn er durch Zweideutigkeiten in der Rede ein Kind oder ein Weib, die zugegen waren, in ihrer Unschuld gefährdet glaubte. Wer das in seiner Nähe wagte, den riß er moralisch in Fetzen, und die Mahnung Platens, mit der er solche Abstrafung, wenn er wieder ruhiger wurde, wohl zu beschließen pflegte:

Hin zur Blume trete, doch zerknick sie nie,
Schau sie an und bete: Wär' ich schön wie sie!
In kristall'ne Quellen schleud're keinen Stein,
Bete zu den Wellen: Wär' ich auch so rein!

— machte auch auf ein wenig sittliches Empfinden stets einen tiefen Eindruck. Seine Gegenwart legte sich wie ein Bann auf unreine Gemüter. Überhaupt besaß er eine wunderbare Macht über alles Rohe, Wüste, Leidenschaftliche. Wo solches hervorbrach, wurde oft zu Anton geschickt, und wenn der

Pfarrer nichts mehr ausrichtete, vermochte er zumeist den Unbändigen schließlich doch noch zu zähmen. Religiöse Machtmittel wendete er dazu nicht an, denn wiewohl er von der Religion stets mit höchster Achtung sprach, war er selbst doch kein eigentlich religiöser Charakter, und in die Kirche ging er nie. Unter den Strenggläubigen war er wegen mancher aufgeklärten Äußerung sogar als Freigeist verdächtig. Er griff es ganz anders an. Wie von ungefähr betrat er das Haus, in welchem solche Scenen sich abspielten, und er that dann so, als wüßte er von allem nichts. In das Lärmen und Toben, das ihm etwa entgegenschallte, schaute er ganz dumm und verdutzt hinein, als wäre es Chinesisch, das er nicht verstände, und begann dann, wie Auskunft suchend, mit dem Aufgeregten ein völlig fernliegendes, diesem geläufiges Gespräch. Bei dem unwiderstehlich den Leuten abgenötigten Respekt, den der kleine Mann genoß, wagte es so leicht keiner, dem Friedensstifter, als den ihn doch jeder sofort bei seinem Eintritt empfand, in der Aufregung die Thür zu weisen. Unfreiwillig genug ließ er sich mit dem Ankömmling ein und gab ihm Rede und Antwort. Das beschwichtigte vorläufig etwas. Versuchte dann der also Abgelenkte bald wieder in das Fahrwasser seiner galligen Empfindung zurückzusteuern, so waren solche Andeutungen mit ihren Stacheln und Schärfen unserem Apostel wieder völlig chinesische Brocken, über die er achselzuckend wegging, um seinen eingelegten Faden ruhig weiterzuspinnen. So riß er den Heftigen, der damit unwillkürlich immer mehr beruhigt wurde, stets von neuem in seinen Gedankengang zurück, wobei er es aber verstand, der vom häuslichen Streite ganz abliegenden Unterhaltung leise und allmählich, dann in immer stärkeren Dosen Wahrheiten beizumischen, die ihre medizinische Wirkung auf die leidenschaftliche Seele nicht verfehlten, je nach der Charaktereigentümlichkeit des Betreffenden Wahrheiten von ernüchternder, beschämender, ironisch abstrafen-

der oder bedrohender Art. Merkte er dann, daß er mit seinem Wort und Sinn über den Gegner Gewalt erlangt hatte, dann ließ er das Gespräch in die mißliche Sache einmünden und führte nun, mit der so gewonnenen Autorität den Benachteiligten deckend, den Angreifer zügelnd, Recht und Unrecht gerecht und geschickt verteilend, die Auseinandersetzung herbei. So hat er oft die Eintracht wiederhergestellt und manchen Wüterich klein gekriegt. Di Guten schätzten, die anderen fürchteten das schmächtige und ihnen doch so überlegene Persönchen.

Aber ein wunderlicher Heiliger war der Apostel doch. Im besten Mannesalter stehend, hatte er scheinbar keinen Beruf. Er vagabundierte in der Dorfschaft umher, dabei aber doch oft fleißig zugreifend, und obwohl er ein gebildeter Geist war und in der Welt jedenfalls eine ansehnliche Stellung hätte einnehmen können, verrichtete er in Waldfried nicht selten die niedrigsten Knechtsarbeiten. Bezahlung nahm er dafür nie an, nicht einmal Gefälligkeiten mochte er leiden, aber er ließ sich auch nirgends binden. Es war ihm Lebensbedürfnis, sich als völlig freier Mensch zu fühlen, der über seine Zeit und Kraft verfügen konnte, wie es ihm paßte. Bei keinem, wo er thätig war, wohnte und speiste er. Er hatte sich ein dürftiges Kämmerchen gemietet, im Wirtshaus nahm er sein sehr bescheidenes Essen ein, und für alles bezahlte er und zwar zumeist auf lange im voraus, obgleich er, wie er oft versicherte, keinen Groschen Vermögen hatte. Plötzlich, etwa in jedem Jahre zweimal, gewöhnlich wenn er eben irgend einen Ärger gehabt hatte, verschwand er auf einige Zeit aus dem Orte, und wenn er dann, den allbekannten gelben Koffer schleppend, wieder bei seinen Waldleuten auftauchte, brachte er stets viel Geld mit. Wo er inzwischen gewesen war, wußte die Menge nicht. Es hieß dann nur: Der Apostel ist wieder in die Wüste gegangen. Daß er in der Stadt ein Postbillet löste und eine

weite Reise machte, war im Dorfe kein Geheimnis. Aber wohin und wozu? Die meisten meinten, der sonderbare Fremdling wäre doch ein vermögender Mann und triebe in den Wochen der Abwesenheit seine Zinsen ein. Die Abergläubischen fabelten von allerlei Zauber, der ihm zu Gebote stände. Einen irgendwie schlechten Gelderwerb traute ihm jedoch niemand zu. Man forschte auch nicht weiter nach. Jeder Mensch hat seine Schwäche, und die Antons war es, einen nebelhaften Nimbus des Unerklärlichen um sich zu breiten. Warum sollte man ihm diese harmlose Freude stören? Nach seinem Tode erfuhr man es: der Heilige Waldfrieds war Angestellter einer weltberühmten Porzellanmanufaktur, für deren schönste Kunstwerke er mit meisterhafter Hand und erfinderischem Geiste die Zeichnungen entwarf. Wegen seiner unerschöpflich neuen, überraschend wertvollen Ideen war er den Leitern des Geschäfts eine ganz unentbehrliche Kraft. Wenn er sich bei ihnen einstellte und wieder den Griffel zur Hand nahm, fielen ihnen Entwürfe zu, die ausgeführt die allgemeine Bewunderung erregten und glänzende Erfolge erzielten. Willig honorierte man ihm seine Arbeiten mit den höchsten Preisen. Man setzte alles daran, ihn dauernd an dem Industrieorte festzuhalten und ihn zu beständiger Thätigkeit zu veranlassen. Aber Geld und Gut, Ehren und Erfolge, Genuß und Behaglichkeit des Lebens waren für dieses sonderbare Menschenherz absolut keine Größen von verlockender Kraft. Dafür fehlte ihm vollständig der Sinn. Er blickte auf die Menschen, die sich davon bestimmen ließen, wie der Erwachsene auf die Freude der Kinder an ihrem Spielzeug. Er verdachte keinem sein Streben und Ringen im Irdischen, solange dasselbe ehrlich und makellos blieb und das Herz nicht mit Selbstsucht vergiftete. Aber seine eigene stoische Lebensrichtung kannte nicht das geringste Begehren darnach, und machtlos prallten alle Reize ab an seinem ungebundenen Freiheitssinn. Nur

keine Fesseln! Nur kein zwingendes Muß! Nur kein Rücksichtnehmenmüssen auf menschliche Launen und auf das viele kleinliche Wesen, womit man in abhängiger, wenn auch noch so glänzender Stellung zu rechnen hat! Zudem war seiner Seele alles städtische Treiben und alle gesellschaftliche Verpflichtung zuwider. Hin zog es ihn, sobald er wieder auf einige Zeit für seine geringen Lebensbedürfnisse genug zu haben glaubte, in seine Tannenwälder, daß er da, rein als Mensch für Menschenglück wirkend und in Freiheit dem Drange seines Innern folgend, seine Tage in dem einzigen Genuß, den er kannte, in dem Genuß der Natur zubringe. Und seine Arbeitgeber mußten ihn ziehen lassen, zufrieden mit der Hoffnung, daß der Mann, der ihnen soviel Nutzen brachte, doch über kurz oder lang sich wieder bei ihnen einfinden werde.

Das Geld nun aber in der Tasche zu behalten, wäre ihm unmöglich gewesen. Hatte er sich wieder für etliche Monate beim Wirt und Vermieter seinen Lebensunterhalt gesichert und hier und dort einige kleine Rückstände beglichen, so brannte es ihn förmlich, das Übrigbleibende los zu werden. Ist's nicht eine Sünde und Schande, sagte er sich, das Geld tot liegen zu lassen, wenn es inzwischen einem andern nützen könnte? An das Zurückfordern aber dachte er nie, und so blieb es denn meistens für ihn verloren. Dabei hatte er aber doch einen ganz gesunden Blick für solche, die seine Gutmütigkeit auszubeuten gedachten; er griff nur da ein, wo einer durch Krankheit oder Tod oder sonstige mißliche Umstände unverschuldet in Sorge geraten war, dann aber nicht bloß mit seinem Gelde, sondern auch mit seinem helfenden Dienst. Er lief in die Stadt und in derselben von Pontius zu Pilatus, um die Sache in Ordnung zu bringen, um die Behörden aufzuklären und für den Bedrängten aufzurufen. Er pflegte elend Darniederliegende wie eine barmherzige Schwester, er hütete die Kinder sorgsamer, als es eine Magd

gethan hätte, er bestellte den Leuten Garten und Feld und verrichtete für sie jegliche Arbeit. So sah man ihn bald hier bald dort sich nützlich machen, am meisten aber war er, der nie einen Tropfen trank, im Wirtshaus auf der Schanze zu finden. Er liebte diese auf einer kleinen langgestreckten Anhöhe gelegene trauliche Stätte, wo vor dem Hause die enggestellten Buchen einen großen Natursaal bildeten, unter dessen schattigem Grün man einen allerliebsten Ausblick auf das Dorf und die umliegenden Berge hatte. Deshalb kamen auch die Leute, wenigstens im Sommer, lieber hierher als in das Gasthaus unten im Orte, obwohl man die Besitzerin wegen ihres wenig gefälligen Wesens nicht recht leiden mochte. Die alternde, trotz ihrer Jahre aber noch ziemlich stattliche Frau sollte in ihrer Jugend etwas locker gewesen sein. Ihr Mann hatte sie eines Tages unter Mitnahme des Kindes, zu dem die Mutter nie ein Herz gehabt hatte, verlassen und die schriftliche Erklärung hinterlegt, er werde sich das Leben nehmen. Es ging damals das Gerücht, daß ihre Beziehungen zu dem Schanzenwirt viel engere wie die zu ihrem Gatten gewesen seien. Ob dem etwas Wahres zu Grunde lag, vermochte keiner recht zu sagen. Die Verlassene lebte sehr zurückgezogen und in sich gekehrt. Nachdem aber lange Jahre verflossen, und alle Nachforschungen der Obrigkeit nach dem Verschwundenen erfolglos geblieben waren, so daß dieser für verschollen erklärt wurde, hatte der Wirt das noch immer schöne Weib in sein Heimwesen geführt. Jetzt war er nun nach langjähriger Ehe gestorben, und da er es gewesen war, der mit den Gästen umzugehen gewußt hatte, so war die Frau in großer Verlegenheit, wie sie das Geschäft weiterführen sollte. Da band sich Anton, offenbar aus purer Menschenliebe, die blaue Schürze um, braute Bier, füllte Flaschen, reinigte Tische und Bänke und bediente die durstigen Seelen. Und er that es mit solchem Eifer und verstand den Leuten durch seine ganze Art und

sein auf ihre Interessen eingehendes Reden den Aufenthalt so angenehm zu machen, daß unter ihm mehr verdient wurde wie je. Dabei verleugnete er sich auch in der neuen Rolle nie. Es ging in der Wirtschaft immer ehrbar her. Streit und wüster Lärm durften nicht vorkommen. Bei aller Lustbarkeit waren unziemliche Scherze ausgeschlossen. Wo einer einmal über die Stränge schlagen wollte, genügte das „Der Apostel hört's!", den Übermütigen in Raison zu bringen. Die Wirtin aber gewann den treuen Helfer immer lieber. In jeder Weise suchte er ihr das Leben leichter zu machen. Sie war ganz unglücklich, wenn ihr dienstbarer Geist zwischendurch einmal wieder auf Tage und Wochen unsichtbar wurde, weil er sich anderwärts nötiger glaubte.

Übrigens so ganz selbstlos schien dieser Liebesdienst auf der Waldschanze denn doch nicht zu sein. Die Besitzerin hatte aus ihrer zweiten Ehe eine Tochter, ein hübsches, etwas schwärmerisch beanlagtes Mädchen, das sich dem Geisteseinfluß des ihr an Jahren weit überlegenen Mannes mit Hingebung erschloß. Wo er im Hause gerade zu thun hatte, da suchte auch sie sich ihre Beschäftigung, und die Unterhaltungen, die sie dabei führten, bewegten sich in Regionen, die wenig zu der Arbeit, die sie trieben, stimmten. Abends saßen sie, er vortragend, sie gespannt auflauschend, in der Laube vor der Hausthüre, oder sie wandelten unter den Buchen, durch die des Mondscheins lichter Dämmer auf die Romantik ihrer Gespräche magisch niederfloß. Es schien keinem Zweifel zu unterliegen, daß sich der Apostel in die Wirtstochter verliebt hatte. Die Leute steckten die Köpfe zusammen und malten sich lachend den Anblick aus, den sie bald haben würden: Anton statt des schäbigen Kalabresers einen hohen Cylinder tragend und mit dem Blumenstrauß im Knopfloch geschmückt, wie er halb zappelnd, halb feierlichen Schrittes mit der Erwählten am Arm, ein recht ungleiches Paar, in die selten betretene Kirche zieht, um sein

unruhiges Umherschweifen aufzugeben und sich als behaglicher Ehemann auf der Waldschanze niederzulassen. Annemargret jedoch dachte gar nicht daran, den älteren Freund, der ein so reines, hochgestimmtes Herz hatte, und dem sie gern zuhörte, darum zu heiraten. Für das Sonderliche, bei aller Sinneshoheit doch nicht recht Männliche an ihm hatte sie so gut wie die anderen einen Blick, und so erkor sie sich einen weniger ätherischen und für das Leben brauchbareren Gatten. Antons Seele litt zu aller Erstaunen darunter nicht im mindesten. Er blieb derselbe ihr gegenüber nach wie vor, und wie er ihre Mutter nach Kräften weiter unterstützte, so erwies er auch dem jungen Paare jegliche Dienstleistung. Er half ihrem Gatten in seiner Landwirtschaft, er plauderte mit ihr, wie er es früher gethan hatte, er ging in ihrem Hause aus und ein; der Mann aber, überzeugt von der Harmlosigkeit, ja von dem für das Familienleben sehr wohlthätigen Einfluß dieser Hausfreundschaft, hatte dagegen nichts einzuwenden. Wenige Jahre nach ihrer Verheiratung brannte der Bauernhof nieder, als die jungen Ehegatten gerade oben bei der Schwiegermutter waren. Die Magd hatte in der Verwirrung den Kopf verloren und das Kind in der Wiege vergessen. Bei dem Versuche, den Kleinen zu retten, den er aus dem Fenster der schreienden Mutter in die Arme warf, erlitt der Apostel, der eben von einer seiner Künstlerreisen heimgekehrt war, schwere Brandwunden. Er verfiel in ein heftiges Fieber, aus dem er nicht mehr erwachte.

Als der Geistliche von der Trauerfeier des allbeliebten und trotz aller Seltsamkeit auch von ihm hoch geachteten Mannes tief bewegt in seine Wohnung zurückgekehrt war, entnahm er dem Pfarrarchiv ein Schreiben, das dort vor fünf Jahren mit der Erklärung, es enthielte keine Verfügung in Vermögenssachen, niedergelegt war, und das die Aufschrift trug:

Antons Testament.

(Erst nach dem Begräbnis zu öffnen.)

Er erbrach es. Darin stand folgendes:

3. July 1824.

Heute, wo ich dies schreibe, feierte ich meinen vierzigsten Geburtstag. Wunderbares Gefühl, das den Menschen beschleicht, wenn er den Fuß setzt auf die Brücke, die von der Vier zur Fünf führt! Ist's nicht der Übergang aus dem Sommer zum Herbst, aus dem Lande sorgloser Lebenskraft in jenes Land, wo schon zuweilen Nebel aufsteigen, und im Nebel Gestalten an uns vorüberhuschen, die im Vorbeieilen uns Worte zuraunen, die uns ernst stimmen? Mir liegt heute fortwährend die Mahnung Herders im Sinn:

Ein Traum, ein Traum ist unser Leben
Auf Erden hier;
Wie Schatten auf den Wogen schweben
Und schwinden wir,
Und messen unsre trägen Schritte
Nach Raum und Zeit,
Und sind, wir wissen's nicht, in Mitte
Der Ewigkeit.

Der Ewigkeit? Giebt's denn eine solche? Ist das Wort mehr als ein Wort der frommen Phantasie? Ich habe oft darüber gegrübelt; wenn ihr dies leset, dann weiß ich es! Und finde ich mich dann wieder in einer Welt des Wesens und der Klarheit, in neue Gegenden entrückt, die mein begeistertes Auge schaut, und vor deren Wundern ich wonnetrunken stehe, dann wird der Höchste dem armen Menschengeiste nicht zürnen, weil er hier zweifelnd an diesem gewaltigen Worte buchstabiert hat, ohne es erfassen zu können.

Was war's denn, was der heutige Tag dem fragenden Herzen zur Antwort gab? Es war ein Tag voll Sonnenglanz und Schönheit. Der Himmel so heiter und die Luft

so rein, und im Walde ein Jubilieren und dazu ein Atmen aller Kräuter wie Opferduft. Und als ich nach einigen Stunden wieder zu ihm hinüberschaute, da lag er da im Abendgold so prächtig und hehr; aber die Pracht erblich, und ein blauend Geheimnis hüllte ihn schweigend ein. Jetzt sehe ich hinaus: in tiefe Nacht ist alles versunken, und nichts ist geblieben, als was mir davon in der Seele blieb, was diese im Genuß solcher Herrlichkeit der Natur an edlem Gefühl und Antrieb zu guter That empfangen hat. Sollte von unserem Lebenstage mehr bleiben als eben das, was der Menschen Herzen durch uns geworden sind?

Nein, mehr nicht, unser Lebensbild ist unsere Unsterblichkeit! — so hast du oft zu mir gesprochen, du teurer Greis dort drüben in der Zürichstadt, der du den verlassenen Knaben wie dein Kind, wie dein Enkelkind aufgenommen hast, treu für sein Wohlsein besorgt, als des Vaters Augen sich ihm geschlossen hatten. Dein Wahlspruch war das Wort des alten Dichters: Im Tode ist Wahrheit! Meine junge Seele, niedergedrückt durch des Vaters trüben Sinn und durch seine Klagen über das ihm verbitterte Leben, dürstete nach Frühlingsodem, daß du ihm den gäbest. Statt dessen entquoll deinem Munde jeden Tag neu die ernste Rede vom Sterben und Vergehen, daß das die einzige Wahrheit sei, deren der Mensch gewiß sein könne.

Und doch, wie danke ich dir, ich werde dir dankbar bleiben bis zu meinem letzten Atemzuge! Hat auch dein todesernster Zweifel an aller Erkenntnis höherer Dinge vieles, was mich einst beseligt hatte, in mir gelähmt — er hat es nicht getötet, aber er hat doch der Seele die Schwingen des Glaubensmutes gebunden — so hast du mir trotzdem viel, viel Gutes geschenkt.

O einzig schöne Jahre, nach der trüben Kindheit in des Vaters enger, verdüsterter Kammer nun dieses Leben und Weben in deinem sonnendurchhellten Atelier! Er so abhängig und so viel bedrückt, du der Freie, dem kein Mensch

etwas gebieten konnte! Zwischen deinen Büchern und Pergamenten, zwischen deinen Zeichnungen und Bildern saß ich träumend, und welche schöne Welt erstand mir aus dem, was ich da sah und was ich las! Aus dem, was ich durch deine Belehrung empfing! Deine Meisterhand lehrte mich die Geheimnisse künstlerischen Schaffens, deine Vaterhand führte mich hinaus in die Berge und Wälder und erschloß mir das Verständnis für die tiefe Rede der Natur! Dein Herz gab mir erst so recht mein Herz!

Ich kannte die Liebe nicht, ehe ich dich kannte! Wohl liebte ich den Vater, mit ganzer Seele liebte ich ihn, aber meine Liebe war Haß. Ich war das Einzige, was der einsame Mann besaß. Mußte ich nicht, wenn er Trost finden und im Leben noch eine Freude haben sollte, alles teilen, was ihn am tiefsten bewegte? Und sein Herz hatte nur ein Gefühl, Groll und Empörung über das Unrecht, das ihm zugefügt war, und über die, welche sich an ihm so schwer versündigt hatte. „Ich konnte es nicht mehr ertragen," sagte er oft. „Scham und Schmerz haben mich weggetrieben. Ich wurde aus der Heimat verscheucht, und die Heimat, sie wurde auch dir geraubt, mein Kind. Weißt du noch, wie wir durch die dunklen Wälder irrten, wie wir uns durch den Sonnenbrand der Landstraßen dahinschleppten, wie du auf dem großen Kaufmannswagen zwischen Kisten und Säcken lagst und frorst und weinend riefst: Nach Hause, nach Hause? O gewiß, erinnere dich nur, du mußt noch etwas wissen von dem Elend deiner Kindheit. So hasse denn die, die dir dies alles bereitet hat!" Und ich haßte meine Mutter.

Da trat ich in die Sonnenwärme deines Herzens, du Edler! Ich sah dein Schaffen auf Leinwand und Papier und jenes andere, das dir unendlich wichtiger war wie dieses, dein Bauen an der Menschheit Tempel mit dem, was deine große Menschenliebe im Trösten und Beraten, im Lehren und Helfen an mir und anderen Gutes that. Du wirktest

immer, aber die Freude am Werke war dir das Beste. Du lebtest in stiller Genügsamkeit, und die Frucht deiner Mühe genossen andere. Wie warst du doch dann stets am glücklichsten, wenn du heimkehrtest aus den Hütten der Armut und aus den dunklen Schlupfwinkeln des Elends! Da sagte ich mir: Auch ich will glücklich werden!

Nur eins vermißte ich, und eines Tages, als wir beide an unseren Zeichnungen saßen — ich brachte gerade ein schwieriges und mir sehr am Herzen liegendes Stück zum Abschluß — gab ich dem Ausdruck. „Du hast mir so manches erzählt von deinem Erleben, du hast mir auch angedeutet, daß du viel erlitten hast durch der Menschen Schuld. Nun kenne ich dein Lieben ganz, Meister, jetzt rede mir von deinem Haß!“ Und wie zur Begründung dieses Begehrens schüttete ich, während ich weiterzeichnete, mein eigenes Herz aus, und in wildem Sturze entquoll meinem Munde, was beim Andenken an den Vater meines jugendlichen Sinnes heiße Wallung war. Als ich endlich aufschaute, saß er starr da und blickte mich an mit Augen, die waren wie eine Welt voll mitleidig schmerzlichen Entsetzens. Dann stand er auf, griff nach meiner Zeichnung, hielt sie mir vor das Gesicht, und — wehe, vor mir stand, in der Aufregung verzerrt, ein verpfuschtes Werk! „‚Siehe, das hat der Haß gethan! Und so zerstörst du auch dein ganzes Lebensbild, wenn die Leidenschaft deiner Seele Triebfeder ist und nicht die Liebe. Hier lern' des Wortes tiefsten Sinn: Im Tode ist Wahrheit! Laß ihn sterben in dir den grimmigen Zorn und lebe der Liebe, sie ist die Wahrheit, die allein alles Schöne und Gute schafft, und trachte nach dem, was aller echten Liebe Quelle ist, nach einem Herzen, das vergeben kann! Solange du das nicht hast, hast du die Liebe nicht! Geh' hin und lerne vergeben!‘“

Es war eines seiner letzten Worte. Bald hatte ich ihn nicht mehr. Und ich ging hin. Ich eilte hinaus in die weite Welt, sah mir das Leben an, erforschte der Menschen

Treiben, suchte in allem zu gewinnen und zu lernen, aber in allem das eine: „Geh hin und lerne vergeben!“ — hatte er gesagt. Und als ich glaubte, es gelernt zu haben, da kam ich unter angenommenem Namen, für dich ein Fremdling, her zu dir, mein trautes Heimatdorf, hierher, wo meine Wiege stand, wo meine ersten Thränen flossen, wo meiner Jugend Leid begann, von wo das Herz, das an mir treue Liebe üben wollte, mich weggerissen hatte — hinein in Haß und Leidenschaft, und wo ich nun die wahre Liebe bethätigen und in ihr zweier Menschen Unrecht sühnen sollte.

Auf der Waldschanze fand ich die Mutter und die, welche mir durch sie eine Schwester geworden war. Ich habe mich bemüht, in liebendem Dienste, obschon meines Vaters Kind, der Mutter ein Sohn zu werden und so des Vaters und den eigenen Haß an ihr gut zu machen. Sollte sie aber wissen, wer um sie war? Hätte ich sie getroffen, wie ich sie mir gedacht hatte, es wäre um ihrer Seele willen meine Pflicht gewesen zu reden. Aber ich sah die Abkehr von der Vergangenheit in Zwiesprache mit dem Ewigen in ihrem Auge geschrieben, und so durfte ich schweigen, um sie vor dem Lebenden nicht zu demütigen. Aber der Tote ruft jetzt ihr zu mit dem Gruße versöhnter Liebe: Bitte, solange du lebst, meinem Vater den Schmerz ab, den er deinetwegen getragen!

Ich war ein glücklicher Mensch! Die Leute meinten wohl, ich hätte nichts genossen von der Erde Freude, und meine Art zu leben erschien ihnen manchmal wunderlich. Es mag sein, daß sie es war, aber sie war mein Bedürfnis, mein eigenstes Ich, und dem nachleben zu können, war mein höchstes Glück. In eurer Mitte, ihr Kinder Waldfrieds, die ich scheidend grüße, in deinem Waldesrauschen, mein Heimatdorf, habe ich so schöne Jahre, meines Lebens schönste Jahre hingebracht. Behüt' dich Gott! Erhalte dir, Waldfried, deinen guten Geist, und Friede herrsche stets in deinen Häusern und Herzen!

III.

Ein Rosenstrauß.

III.

Die Verwaltung.

In einer Gemeinschaft, deren Zweck die Vereinigung zu sittlichem und humanem Streben und die Pflege freundschaftlich geselligen Lebens ist, besteht die Sitte, daß die Mitglieder sich an einem bestimmten Tage des Jahres mit drei Rosen schmücken, mit einer rosafarbigen, einer dunkelroten und einer weißen. Bei der Begrüßung der Damen an der Tafelrunde gab einmal ein Festredner die Auslegung, diese Blumenzierde wäre ein Symbol der Menschenrosen, die dem Manne Haus und Leben schmückten:

Zwar keine Rosen ohne Dornen — dennoch
Dreifach beglückt, dem dreifach sie erblühn,
Dem in der Mutter=, Gattin=, Tochter=Herzen
Der Lieb' und Treue heil'ge Flammen glühn,
Nach dem der Mutter Hand sich segnend wendet,
Mit dem die Gattin Leid und Freude teilt,
Und dem nach seinem Tagwerk bei der Heimkehr
Ein lieblich Töchterlein entgegeneilt!

In der That, dem ist ein freundliches Los zugefallen, der diese drei besitzt, der sie, sein Dasein verschönernd und bereichernd, um sich hat: weibliches Lieben und Leben, wie es, in seinem Wesen und Sichäußern dem Wandel unterworfen, in jedem der drei Alter seine eigentümliche herzbeglückende Kraft hat, — die Mutterliebe nach treu vollbrachtem heiligem Dienst mit ihrem still dankbaren und freudig stolzen Ausruhen unter dem Schatten der kräftig sich

ausbreitenden Äste vom Lebenswerke des Sohnes, wie sie, im erbleichenden Haar, sich fürbittend seiner Erfolge freut und aus dem milden Borne ihrer Güte und Weisheit dem strebenden Sinne noch so viel Gutes erweist — die Gattinliebe, die immer schaffende, nie ermüdende, die treu besorgte und verständnisvoll seinem Geistesleben sich anschmiegende, wie sie erglüht für ihres Mannes Wohl, wie sie sein Haus, auch in bescheidenen Verhältnissen, mit Glanz erfüllt und sein Wirken mit dem erquickenden Hauche wahrer Seelengemeinschaft, — und schließlich die Liebe der Tochter, des voll Ahnung und Hoffnung ins Leben hineinträumenden Kindes, das den Vater über alles verehrt, in ihm noch das Ideal von männlicher Kraft und Tugend anschaut und mit zärtlichen Aufmerksamkeiten ihn umtummelt. Diesen dreien, unsern Frauen, den alten und den jungen, den lange schon uns blühenden und den noch schüchtern knospenden, sei denn auch dieser Rosenstrauß dargebracht. Was wir in unserem Garten von dieser Blume finden konnten, ist hineingebunden. Groß genug ist er damit geworden. Daß er aber dufte, dazu müssen sie selbst aus ihrem Sinne das Beste hinzuthun. Es fehlt uns zu den bescheidenen Ausführungen der folgenden Blätter jenes Zutrauen, mit dem der große persische Dichter Scheich Saadi sein Werk Gulistan (d. h. der Rosengarten) seinen Lesern übergab. Er schreibt: „Einst begegnete mir ein Freund, der eine große Menge Rosen gepflückt hatte, die er sich nach Hause tragen wollte. Da sagte ich ihm: Du weißt, die Rosen in den Gärten sind nicht von Dauer, und die Weisen sagen, es sei nicht recht, Vergängliches zu lieben. Ich will aber ein Buch schreiben in Form eines Rosengartens, an welchen der rauhe Winter keine gewaltsame Hand anlegen kann, und der in ewigem Frühling blühen wird. Wozu nutzen die Rosen aus deinem Garten? Es ist besser, ein Blatt aus meinem Rosengarten zu nehmen. Eine Rose aus deinem Garten bleibt fünf oder sechs Tage

frisch: allein die Rosen aus meinem Rosenthale werden nie verwelken. Als ich dies gesagt, warf er die Rosen fort, ergriff mich am Kleide und sagte: Ein ehrlicher Mann hält, was er verspricht.“ Das ist ein starkes Selbstvertrauen, wie unseres Wissens kein deutscher Dichter je ein ähnliches gehabt hat. Wir möchten unsern Lesern vielmehr zurufen: Pflücket die Rose, eh' sie verblüht. Genießet die herrliche Gabe der Natur, solange ihr sie habt. Kein Menschenwort könnte, recht beschreibend, Ersatz bieten für ihre natürliche Pracht. Aber wenn des Jahres kurze Rosenwochen vorüber sind, wenn es draußen stürmt und schneit, dann dürfte vielleicht als schwache Entschädigung und die freudige Hoffnung auf den kommenden Juni weckend der Rose lieblich Bild in diesen Blättern euch ein willkommener Gruß sein.

Die Rose heißt allen Völkern die Königin der Blumen. Nur die Chinesen, die ja alles absonderlich, von anderen Menschen abweichend haben müssen, gehen an ihr ziemlich gleichgültig vorüber und geben der Moutane, einer Päonie, den Fürstenrang. Zwar giebt es auch für unseren Blick neben der Rose noch manche andere, teils liebliche, teils prächtige Schönheit, und sie alle haben unter uns ihre Verehrer. Ja, in dieser oder jener Gemütsstimmung will uns die eine oder die andere wohl augenblicklich am meisten zusagen: die reine Lilie oder die feurige Nelke, die wonnige Hyazinthe oder das traute Vergißmeinnicht, die vornehme Kamellie, die stolze Tulpe oder die träumende Myrte, das bescheidene Veilchen, die wiesenblumartig unscheinbare und doch so unaussprechlich köstliche Reseda; Schneeglöckchen, das hoffnungsvolle Kind des Lenzes, oder die Aster, der stille Abschiedsgruß des Jahres, und selbst die Strohblume, die treue, unvergängliche. Aber wir müßten doch gegen das bessere Gefühl handeln, wenn wir nicht trotz aller Wertschätzung einer anderen Rückert zustimmen wollten, der da singt:

Aller Glanz ergossen,
Aller Tau der Frühlingsflur,
Liegt vereint beschlossen
In dem Kelch der Rose nur.

Alle Farben ringen,
Aller Duft im Lenzgefild,
Um hervorzubringen
Im Verein der Rose Bild.

Und diese Königin ist eine gar mächtige. Wo es kaum noch grünt und blüht, hat die Rose ihr Herrschaftszeichen aufgerichtet. In hundert natürlichen Arten und in mehreren tausend durch Kreuzung erzielten Spielarten ist sie über den ganzen Erdboden verbreitet, selbst im hohen Norden fehlt sie nicht. Wer nach Island, Grönland und Lappland kommt, soll daselbst noch kleine weiße Rosen finden, auch die Verbannten in Sibirien erquickt ihr lieblicher Anblick. Es giebt auch kein Fürstengeschlecht, das so alt wäre wie das ihre. In alten Tschudengräbern hat man, auf Münzen geprägt, ihr Bildnis gefunden; also schon vor fast siebentausend Jahren hat des Menschenherzens Schönheitsgefühl der Rose die ihr gebührende Ehrfurcht erwiesen. Und wie die Alten den Ursprung berühmter Königshäuser in der Götterwelt gesucht haben, so hat die poesievolle Sage auch die Königin der Blumenwelt mit einem Heiligenschein umgeben und ihre Entstehung mit den Göttern und Halbgöttern oder mit den Stiftern der Religion in Verbindung gebracht. So erzählen die Perser, einst wären die Blumen vor dem Throne der Gottheit erschienen und hätten sie um einen anderen Herrscher gebeten, da der bisherige, der Lotos, ihnen zu schläfrig sei. Er schließe seinen Kelch, wenn es dunkel werde, und dann herrsche im Reiche der Blumen Anarchie. Da habe Gott nun die Rose geschaffen und derselben zum Schutze ihrer jungfräulichen Majestät — ein hübscher sinniger Gedanke — die Dornen beigegeben. Auch nicht ohne tieferen Sinn ist

die Auffassung des Koran, die das Leben Muhammeds abschließen läßt mit einer Himmelfahrt, diese Himmelfahrt aber darstellt als eine schwere sittliche That und nun berichtet, wie der Prophet dabei Schweißtropfen vergossen habe, wie aus diesem Schweiße dann die Rosen erblüht seien zur reichen Freude der Menschen. Die christliche Legende dagegen behauptet, daß die ersten Rosen gewachsen seien auf dem Dornenstrauch, über den Maria bei der Flucht nach Egypten die Windeln des Jesuskindes geworfen habe.

Am fruchtbarsten ist die Phantasie der Griechen gewesen. Ihre Dichter sahen in der Rose das Göttergeschenk, das auf Erden zurückgeblieben ist, als das erste Morgenrot der Schöpfung sich allmählich in hellen Tag verlor, und jeder Sonnenaufgang erinnerte sie an die Pracht der Rosen, weshalb der Volksdichter Homer die Eos, die Göttin der Morgenröte, die rosenfingrige nannte. Aus rosengeschmückter Vorhalle tritt sie heraus durch das purpurne Thor, und ihr Wagen, von dem aus sie Rosen über das Gefilde streut, ist mit Rosen bekränzt. Andere priesen den Rosenflor als den Meeresschaum, aus dem die Göttin der Schönheit erstiegen wäre, und auf den die hohen Olympier in Bewunderung Nektar geträufelt hätten, um demselben neben der Schönheit auch noch den köstlichen Wohlgeruch zu verleihen. So wurde die Rose die Blume der Aphrodite und ihrer Begleiterinnen, der Charitinnen, der Gottheiten der Anmut und des Liebreizes. Daneben giebt es noch eine dritte Sage. Nach dieser schuf Flora, die göttliche Herrin des Blumenreiches, während sie einst in sehnsüchtiger Träumerei nach Eros ausschaute, in dieser bittersüßen Stimmung die Rose, welche lacht mit ihrer Blüte und Thränen bringt mit ihren Dornen. Eros! will sie rufen; aber siehe, die erste Silbe verstummt ihr in scheuer, jungfräulicher Befangenheit, nur —ros tönt es verschämt von ihren Lippen; da blicken alle Blumen erstaunt auf und grüßen die neugeborene Schwester und nennen

sie Rose. Wir brauchen uns übrigens vor den Griechen nicht zu schämen, das deutsche Gemüt wußte auch, was Poesie ist. Nach altgermanischer Mythologie führt Loki den Frühling herbei, indem er die im Winterschlaf gebannte Erde weckt und sie zum Lachen zwingt: dieses Frühlingslachen der Erde seien die Rosen. Da fällt uns das in den Tagen der Kindheit uns liebgewordene Märchen vom Dornröschen ein, die, verzaubert von böser Gewalt, mit allem, was sie umgiebt, in einen langen Schlaf verfallen ist, und die, endlich erlöst von einem Fürstensohne, nun dankbar lächelnd zu ihm aufschaut, und mit ihr erwacht das ganze Schloß, und alles lacht über den wunderbaren Zauber und freut sich der rettenden That, und wo die Welt bisher nur dichtes, dürres Dornengestrüpp gesehen hatte, in dem das Schloß verborgen lag, da herrscht jetzt heiteres, rosiges Glück. Diese Erzählung vom Dornröschen ist die spätere Umgestaltung der alten germanischen Mythe von der Entstehung der Rosen.

Welche Rose ist wohl zuerst entstanden, die weiße oder die rote? Nach der einen Auffassung soll die Blumenkönigin ursprünglich weiß gewesen sein. Aber die Nachtigall, von deren Schönheit bestrickt, hat im Entzücken ihr tönereiches Herz gegen die spitzen Dornen gepreßt, so daß ihr Blut die zarte Blüte färbte. So die alten Perser. Dieselben bringen in ihrer Poesie überhaupt beide beständig mit einander in Verbindung, ebenso die Türken. Eine der lieblichsten Dichtungen des Morgenlandes ist das „Gül und Bülbül" (Rose und Nachtigall) des im zehnten Jahrhundert lebenden Derbisch Kara Fasli, und Persiens größter Dichter, der Goethe von Schiras, Schemseddin Hafis, in dessen dem vierzehnten Jahrhundert angehörenden Liedern alles duftet und zwitschert, wird nicht müde, in immer neuen Weisen Rose und Nachtigall zu verherrlichen. In ihm hat sich dieses Liebesgeschwister recht eigentlich seinen Dichter bestellt. Die Sängerin der Nacht vermittelt den Liebesaustausch zwischen dem Früh-

ling und der Rose, und wenn sie dieser von Liebe singt und ihres Blühens schmachtendes Empfinden in Töne übersetzt, dann röten sich der Rose bleiche Wangen zu purpurner Glut. Aber die Nachtigall, in der die Dichter natürlich sich selbst sehen, begnügt sich nicht mit dieser Rolle, sie verliebt sich in die duftende Blume und umkost sie mit ihren klagenden Weisen, Erhörung erflehend von der, die ja längst, nur um dem Vogelherzen zu gefallen, so reiche Schönheit entfaltet. Wer fühlt sich nicht hineinversetzt in die vom Mondschein übergossenen Rosengärten von Schiras, wo rings wonniger Duft und süßer Gesang die orientalische Phantasie berauschen?

Es mag hier in kurzer Unterbrechung des Gedankengangs gezeigt werden, was aus dieser Rosen-Nachtigallpoesie des Orientalen in einem deutschen Dichtergemüte geworden ist. In einem wenig bekannten und doch so stimmungsvollen Gedichte behandelt Friedrich von Sallet die Eigentümlichkeit manches hochbeanlagten Menschen, im Anschauen fremder Vorzüge die eigenen zu gering zu schätzen, indem er folgendes Zwiegespräch führen läßt:

Sang mit wundersüßem Schall
Also einst die Nachtigall:
„Wie so hold und wunderschön,
Rose, bist du anzuseh'n!
Blühend,
Glühend,
Düfte sprühend.

Weh, ich muß des Busens Drang
Strömen aus in flücht'gem Klang,
Der mit Sangesallgewalt
Wonnig sich in Lüften wiegt,
Aber bald
Leis verhallt
Und verfliegt.

Ach! Was flüchtig stets verschallt,
Könnt' ich's fassen in Gestalt!
Dann entschwänden nicht im Nu
Klänge, die der Brust entsprangen;
Würden prangen
Schön, wie du,
Blühend,
Glühend,
Düfte sprühend,
Eine Ros' an Liedes statt,
Jeder Ton ein Rosenblatt!
Rose, darum lieb ich dich
Inniglich!"

Rose gab mit duft'gem Weh'n,
Leise flüsternd, zu versteh'n:
„Ach! Wie singst du, Nachtigall,
Mit so wunderholdem Schall!
Innig,
Minnig,
Süß und sinnig.

Was das Herz mir schwellt mit Macht,
Was mich hold erglühen macht,
Lebt im Duft mit Allgewalt,
Der in Lüften wonnig weht,
Aber bald
Leis entwallt
Und vergeht.

Ach! Was ohne Klang entwallt,
Unerkannt, vergessen bald,
Was mit Macht die Brust durchzieht —
Könnt' ich's laut und freudig singen,
Würd' es klingen
Wie dein Lied,
Innig,
Minnig,

Süß und sinnig,
Düfte — Nachtigallgesang,
Jeder Atemzug ein Klang!
Nachtigall, ich liebe dich
Inniglich!“

Kehren wir nun zu der Frage zurück, welche Rose, die weiße oder die rote, die ursprüngliche gewesen sei, so finden wir, daß wie die Orientalen auch die Hellenen der Meinung waren, zuerst wäre die Rose weiß gewesen. Als aber Aphrodite zu ihrem von einem Eber tödlich verletzten Liebling Adonis eilen wollte, ritzte sie sich im Laufe an einem Dornenstrauch, und ihr göttliches Blut gab der Rose den rötlichen Schein. Oder weniger traurig: Bei einem Göttergelage wurde der Liebesgott so ausgelassen, daß er vor Tollheit nicht wußte, was er angeben sollte; in seinem Übermut warf er sein Glas um, und der überströmende Nektar färbte die Rosen des Olympos purpurn. Wie ein sprechendes Zeugnis für den gewaltigen Unterschied zwischen griechischer Weltseligkeit und christlichem Lebensernst steht diesen Sagen die kirchliche Legende gegenüber, nach der die Rose ihre Farbe gewechselt hat, als Eva in Sünden fiel, und der Beschämten das Blut in die Wangen stieg. Die Juden wollen wissen, daß dies geschehen sei, als Kain seinen Bruder erschlug; die rote, vom Blute des Ermordeten gefärbte Rose nennen sie daher die Rose Abels. Die in der alten christlichen Poesie gewöhnlichste Auffassung ist dagegen die, daß die Rose in roter Farbe aus des Schöpfers Hand hervorgegangen sei. Unter den Thränen der Reue, welche die büßende Magdalene über ihr sündiges Leben vergossen hat, habe sie sich dann entfärbt. Daher heißt die weiße Rose in vielen Gegenden die Magdalenenrose. Von anderen, auch durch den Mund der Dichtung, wird die Entfärbung erklärt durch die Absicht der Gottheit, den armen Duldern, denen hier keine Liebe entgegengekommen ist, und die im Leben keine

Freude genossen haben, ein Symbol ihres Daseins zu schaffen: „Daß eine Rose möchte blühen für sie, wenn auch am Grabe nur, so nahm ihr Gott das Freudeglühen bis zu des Rotes letzter Spur."

Die Frage, in welcher Farbe die Rose am schönsten sei, beantwortet in seiner „Bezauberten Rose" der Romantiker Ernst Schulze, jedenfalls im Sinne der meisten, dahin:

Wohl mancher mag die weiße Ros' erheben,
Die still im Schoß den keuschen Frieden trägt,
Ich werde stets den Preis der roten geben,
Aus welcher hell des Gottes Flamme schlägt.
So feuchten Glanz, solch' glühend Liebesleben,
So lauen Duft, der Sehnsucht weckt und hegt,
Solch kämpfend Weh, verhüllt in tiefe Röte,
Ich acht' es süß, ob's auch verzehr' und töte.

Sehr interessant ist die Geschichte der Rose. In derselben spiegelt sich ein Teil der menschlichen Kulturgeschichte. Erst mit dem Menschengeschlechte auftauchend, ist sie mit diesem denselben Gang der Entwicklung und Ausbreitung gegangen, von Asien nach Europa, von dort nach Amerika. Ihre eigentliche Heimat ist Zentralasien, die Wiege der indogermanischen Völkerfamilie, also die Südabhänge des Kaukasus, das nördliche Indien, besonders aber Persien. Hier, in Kaschmir, Schiras und Teheran, wächst die Rose in solcher Fülle, daß man sich gar keine Vorstellung davon soll machen können. Im Mai werden diese Länderstrecken ein großes rotes Blütenmeer, ein geradezu betäubender Zaubergarten. Es ist sein Vaterland nach Hafis Aussage „das Schönpflästerchen auf der Wange der Welt". Die Wohnungen der Menschen sind in Rosen förmlich vergraben. Unter diesen Millionen von Rosenbüschen giebt es wahre Rosenbäume, die, zehn bis vierzehn Fuß hoch, mit Tausenden von Blüten übersät sind. Kein Wunder, daß hier die Rose das ganze Sinnen und Denken der Menschen und auch ihr Thun und

Treiben bestimmt. Seit alter Zeit hat sich hier die Industrie der Blume bemächtigt, um ihr das Rosenwasser und seit etwa zweihundert Jahren das Rosenöl, das als Inbegriff alles Feinen und Auserlesenen, alles Kostbaren und Kostspieligen gilt, abzugewinnen. Es ist unter den Wohlgerüchen, was unter den Steinen der Diamant ist. In der Erntezeit brechen unzählige Hände in frühester Morgenstunde, wenn noch der Tau auf der Blüte liegt, die prangende Frucht der Gärten, die dann, in kupfernen Kesseln destilliert, den hellgelben Attar liefert. Derselbe ist das ätherische Öl der Rose, jene Substanz, die so flüchtig ist, daß sie auf Papier getropft einen Fettfleck giebt, der sofort wieder verschwindet. Es soll nicht möglich sein, etwas davon auf die Erde zu schütten, weil der Tropfen sich in der Luft verflüchtigt, ehe er den Boden erreicht. Von 100 000 Rosen gewinnt man nur ein Gramm Attar. Deshalb gelangt dieses von den Märkten in Konstantinopel und Smyrna selten echt und ungemischt ins Abendland. Nur fürstlicher Reichtum könnte es bezahlen.

Während so die Orientalen ganz in der Rose leben und weben, und ihr ganzes Dasein von Rosenduft durchhaucht ist, weiß die Bibel in ihren vor dem dritten Jahrhundert v. Chr. entstandenen Schriftstücken, also auch in den Werken der Propheten, von der Rose noch nichts. Es gab in der vorexilischen Zeit nicht einmal ein hebräisches Wort dafür. Wenn im Alten Testament von Rosen die Rede ist, so ist es nur ein Übersetzungsfehler Luthers. In Wirklichkeit ist in diesen Stellen die rote Lilie gemeint, und daß die „Rose von Jericho" mit unserer Blume ganz und gar nichts zu thun hat, weiß jeder, der sie einmal gesehen hat. Erst mit der Rückkehr aus Babylon taucht die Blumenkönigin in Palästina auf und wird nun allerdings ein Liebling der Juden, der in ihren Volksgebräuchen, zumal bei Hochzeiten, eine große Rolle spielte. In den Apokryphen

wird sie dann öfter genannt. Jesus Sirach vergleicht die guten Kinder den Rosen, die am Bächlein gepflanzt sind und süßen Geruch um sich verbreiten.

Vom Osten drang die Rose nach Griechenland, dem Blumengarten Europas, und hier fand sie die freundlichste Aufnahme unter allen Völkern der alten Welt. Wir können uns ohne sie kein Opferfest der Hellenen denken: Priester, Altar, Götterbild und Opferstier waren mit Rosenguirlanden umwunden. „Alles schön Blühende ist den Göttern angenehm, von Unbekränzten wenden sie sich ab", singt Sappho, und „Was könnte irgend ohne Rosen gethan werden?" fragt Anakreon. Das ganze Leben der Griechen war zu heiterem Genuß mit Rosen durchschlungen, und aus ihren Liedern, aus ihren Sprichwörtern, aus ihren Sitten duftet uns die Rose entgegen. Die Frauengemächer waren davon erfüllt, schöne Mädchen trugen Rosennamen, und die Rose war ihr beständiger Schmuck. Bei den Wettspielen erschienen die Jünglinge in duftenden Kränzen, selbst die siegenden Pferde wurden damit ausgezeichnet, und bei den festlichen Gelagen hätte das Beste gefehlt, wenn Kleid und Haupt nicht mit Rosen geziert gewesen wären. Auch die Toten ehrte man mit Rosen. Wenn der Vater die Nachricht erhielt, daß sein Sohn in der Schlacht tapfer kämpfend gefallen sei, setzte er sich selbst einen Kranz auf und freute sich des Helden. Sterbende machten Vermächtnisse, nach denen ihr Grab jährlich mit frischen Rosen umlegt, und an diesem Tage von Freunden und Verwandten zu ihrem Andenken eine fröhliche Rosenmahlzeit gehalten werden sollte.

Auch der Römer ernster, gestrenger Sinn huldigte der köstlichen Blume, nur war das Schmücken mit dem Rosenkranz hier nicht dem Belieben des einzelnen anheimgegeben. Hohe Strafen standen darauf, wenn jemand es wagte, sich selbst einen Kranz aufzusetzen. Das war vielmehr Sache des Staates, der damit verdienten Männern Anerkennung

zollte, sowohl den Lebenden, wie den Bildsäulen der Toten. So wissen wir z. B. von Scipio, daß er nach seinem Siege über Hannibal mit Rosen geschmückt in Rom einziehen durfte; auch in der achten Legion, die das feindliche Lager erstürmt und das Panier des Feldherrn erobert hatte, trug jeder Soldat statt des Helmes einen Rosenkranz.

Freilich sollte die Rose hier noch eine traurige Niederlage erleiden. Nie ist ihr so viel Schimpf angethan worden wie im Volke der weltbeherrschenden Roma. Als dieses nämlich in der Kaiserzeit von der Einfachheit und Sittenstrenge der Väter abfiel und sich in üppige Schwelgerei und wüste Lasterhaftigkeit verlor, da wurde, wie alles, so am meisten die Rose durch die Verschwendungssucht entwürdigt. Ganze Schiffsladungen wurden im Winter aus dem Orient herangezogen. Das war aber nicht die Freude am Schönen, die dieses auch dann nicht entbehren mochte, wenn es die Natur versagte, sondern der extravagante Sinn, der mit dem schwierig Anzuschaffenden prunken wollte. In seinem Werke Nigrinus, das die römische Entartung geißelt, verhöhnt der Satyriker Lucian die reichen Gecken, die im Sommer verächtlich an der Rose vorübergehen, im Winter sich aber das Haus mit den teuren Blumen vollpfropfen. Auch genügte der Üppigkeit nun nicht mehr die Farbe und der Duft der Blumen, es wurden ihr Genüsse abgepreßt, die sie gar nicht zu geben vermochte, die man sich aber einredete, nur weil sie kostspielig waren. Die Rose wanderte in die Küche und erschien wieder auf der Tafel als Pudding und als verzuckerte Zuspeise. Aus Rosen machte man Wein, um sich darin zu baden und dieses Badewasser voll Rosenduft dann den kriechenden Schmeichlern als köstlichen Trank zu reichen. Unsummen wurden für Rosen ausgegeben. Wir lesen von der Königin Kleopatra, daß sie beim Empfange des Antonius das Gemach ellenhoch mit Rosen überschütten und darüber Netze spannen ließ, damit der Fußboden recht

elastisch würde. Dieser Unsinn kostete ihr 5000 Mark. Das ist aber noch gar nichts gegen das Beginnen des Kaisers Nero, der allein zu einem einzigen Festabend für 600 000 Mk. Rosen aus Ägypten kommen ließ. Das schmutzigste Thun und Treiben wurde mit Rosen zwar nicht zuzudecken gesucht, denn dazu fühlte das verworfene Volk sich gar nicht veranlaßt, es prahlte mit seiner Schamlosigkeit; aber Rosen mußten dazu dienen, die Orgien der Unsittlichkeit zu schmücken und die Lüsternheit noch zu reizen, die übersättigten Sinne genußfähiger zu machen. Auf Rosenpolstern wälzte sich das freche Laster, und selbst die Grausamkeit mordete mit Rosen. Das Schaudervollste verübte Kaiser Heliogabalus. Er ließ bei festlicher Tafel so viele Rosen von der Decke niederwerfen, daß die Gäste sich nicht mehr herauszuarbeiten vermochten. Ein Teil derselben wurde auf seinen Befehl herausgezogen, die andern ließ der Tyrann ersticken, um sich zu weiden an dem Todesröcheln, das aus Blumenduft und Blütenpracht zu seinem Ohre drang.

Da war es denn sehr natürlich, daß die neue Religion, als sie den Kampf mit der so versumpften griechisch-römischen Welt aufnahm, sich auch gegen die Rose feindlich stellte. In den Augen der Christen war diese prächtige Blüte eben befleckt vom Schmutze heidnischer Lasterhaftigkeit, und ihr Duft erschien ihnen wie Modergeruch. Sie wurde die Blume der Sünde. Man empfand einen wahren religiösen Abscheu gegen dieselbe, und in den Zeiten der Verfolgung sind die Bekenner der neuen Religion von den ihnen nachstellenden Spähern oft daran erkannt worden, daß sie, wenn ihnen Rosen zum Geschenk angeboten wurden, diese nicht annahmen. Als dann das Christentum durch Konstantin zur Staatsreligion erhoben worden war, ging die Rosenkultur im Reiche merklich zurück. Der schöne Blütenschmuck, den die Griechen so gern gehabt hatten, verschwand fast völlig, und wo er noch getragen wurde, da sah man dies

wie ein Zeichen von Verleugnung des Glaubens an, so daß die Prediger in der Kirche dagegen ihre Stimme erhoben. Wollt ihr euch mit Rosenkränzen schmücken, da der Heiland eine Dornenkrone getragen? — ruft einer der größten Kanzelredner des Altertums entrüstet aus. Die Wahrheit ist eben rücksichtslos, wenn es gilt, die Lüge zu bekämpfen. So hat das junge Christentum auf seinem Eroberungszuge auch das Schönheitsgefühl der Menschen nicht schonen können, weil es dasselbe im Dienste des Bösen fand. Entblättert und zertreten lag die Rose unter dem Kreuze, so recht eine Bestätigung jenes seltsamen Pauluswortes von dem Harren der Kreatur, die, unterworfen dem Dienste des vergänglichen Wesens, sich sehnet teilzuhaben an der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. Und diese Zeit der Erlösung kam ihr. Die Religion der Weltverklärung hat die Rose aus der in der verrotteten Welt erlittenen Mißachtung und aus der Verachtung der ersten Christen nicht nur wieder zu dem ihr gebührenden Ehrenplatze erhoben, sondern, wie überhaupt die Freude an der Natur, so auch die Freude an ihrer schönsten Blume noch vergeistigt und veredelt.

Aber Ideen setzen sich nur durch oft recht menschliche Vermittelungen und dann erst allmählich erfolgende Läuterungen der Übergangserscheinungen durch. So ist es auch hier gewesen. Die Kirche sah ein, daß das menschliche Gemüt sich auf die Dauer die mit ihm so innig verbundene Rose nicht werde nehmen lassen, und sie fing an, auch mit dieser Rosenliebhaberei der Menschen sich diplomatisch auseinanderzusetzen. Sie nahm den Rosenkultus in sich auf, indem sie die Blume der Venus zur Blume der Maria, das Bild der heidnischen Sinnenlust zu einem Sinnbilde für die milde Anmut ihrer Himmelskönigin machte. Jetzt wird die Mutter Gottes „die schönste Rose unter den Frauen", die „Weltenrose," die im Paradiese herrlich blüht; es entstehen die berühmten Madonnenbilder, die die Heilige der

Kirche wieder im Rosenhag zeigen, an Stelle des Aphroditesohnes, des Eros, hat die Jungfrau das Christuskind bei sich. Als die Marien geheiligte Blume umtändelt die Rose nun die mystische Schwärmerei des Zeitalters. Sie führt dieselbe wieder in Gärten und Häuser ein und zieht, mit ihr geschmückt, an die heiligen Stätten. Nebenbei sei hier bemerkt, daß der Rosenkranz, die Gebetschnur der Katholiken, deren Perlen vielleicht ursprünglich aus Rosenholz gefertigt wurden, mit der Rose an sich nichts zu thun hat. Er rührt aus dem indischen Heidentum her und wurde erst im 13. Jahrhundert eingeführt. Etwa in derselben Zeit wird die „goldene Rose" aufgekommen sein, eine vom Goldschmied hergestellte Nachbildung der Blume, die der Papst jährlich am Sonntag Laetare, dem Rosensonntag, weiht, um sie an eine der römischen Politik wertvolle fürstliche Person zu verleihen.

Ein Zeichen für die völlige Aussöhnung der Kirche mit der heidnischen Rose sind jene unzähligen Legenden aus dem Anfang des Mittelalters, in denen diese Blume als Mittel göttlicher Offenbarung und himmlischer Wunderbethätigung verherrlicht wird. So erzählte man sich z. B., daß einmal zur Zeit der Christenverfolgungen, als eine reine, fromme Jungfrau, die um ihres Glaubens willen zum Tode verurteilt war, den Scheiterhaufen bestiegen hatte, die Flammen erloschen wären, an ihrer Stelle aber hätte man blühende Rosen gesehen, die aus dem trockenen Gesträuch herauswuchsen und mit ihrem lieblichen Geranke die zarte Gestalt umschlangen. Da hätten viele Heiden an ihre Brust geschlagen und wären, überwunden durch diese Bezeugung des Christengottes, selber Christen geworden, — eine sinnige Ausführung jenes bekannten Wortes, daß das Blut der Märtyrer der Same der Kirche geworden ist.

Wer einmal in Hildesheim gewesen ist, hat es sicherlich nicht unterlassen, eine der größten Merkwürdigkeiten der Stadt zu besichtigen, den tausendjährigen Rosenstock am Dom,

der eine Höhe von acht Metern erreicht hat. Diesem Rosenstocke soll der Dom seine Entstehung verdanken. Als nämlich einst Ludwig der Fromme, so berichtet die Sage, in dieser Gegend der Jagd nachging, verlor er sein Reliquienkreuz, man fand es schließlich an einem wilden Rosenbusche, der mitten im Winterschnee herrlich erblüht war; auf dem Schnee selbst aber will man deutlich den Grundriß einer großen Kirche gesehen haben. Der Kaiser verstand diesen Wink des Himmels und gelobte ihm nachzukommen, was er denn auch gethan hat. Er erbaute eine Kapelle, die dann später zu dem jetzigen Dome erweitert wurde. Ähnliches wird von vielen andern Kirchen erzählt.

Sehr hübsch ist der in der Legende oft behandelte Gedanke, daß die den Armen gereichten Gaben himmlische Rosen sind und als solche sich demjenigen, der das wohlthuende Herz in seinem Liebeswalten beschränken wollte, schließlich zu erkennen gaben. Am bekanntesten ist in dieser Hinsicht die Erzählung von der heiligen Elisabeth auf der Wartburg, die von ihrem Gemahl mit der barschen Frage, was sie in ihrem Almosenkorbe trage, angehalten wird.

„Herr, Blumen!“ bebt's von den Lippen ihr,
„Ich will sie sehen! Zeige sie mir!“ —
Wie des Grafen Hand das Körbchen enthüllt,
Mit duftenden Rosen ist's erfüllt.

Da wird das zürnende Wort gelähmt,
Vor der edlen Herrin steht er beschämt;
Vergebung erfleht von ihr sein Blick,
Vergebung lächelt sie sanft zurück.

Damit stehen wir bereits in der Zeit der Kreuzzüge, im deutschen Mittelalter. Den Germanen lag von ihrer morgenländischen Heimat her die Liebe zur Rose gewissermaßen im Blute. Sie pflegten sie, so gut sie dieselbe vorfanden, nämlich als Heckenrose, und friedigten mit derselben

jene heiligen Haine ein, wo sie ihre religiösen, zugleich aber staatlichen Zwecken dienenden Frühlingsfeste, die Maifeier, abhielten. Dieser geweihte Platz hieß ihnen der Rosengarten,*) ein Name, der uns aus den alten Erinnerungen, Sagen und Dichtungen des Volkes oft entgegenklingt. So hat auch Kriemhild, Gibichs Tochter, bei Worms einen Rosengarten, der Siegfried und seinen Recken zur Hut anvertraut ist, und um den Dietrich von Bern mit seinen Mannen kämpft, um sich den Kuß der Schönen zu erringen. Mit diesen von Frühlingsduft erfüllten Plätzen der Gemeinde, zu denen auch die junge das Maienfest mitfeiernde Welt zog, verwob sich sehr früh die germanische Liebespoesie, die sich innig und sinnig vielfach um die Rose als das zutreffendste Bild für die Geliebte zu bewegen pflegte. Noch im Tode grüßt, was das Herz geliebt hat, den Zurückbleibenden, indem die Seele als Rosenstock aus dem Grabe wächst. In der Märchenphantasie werden aus Rosen Mädchen, und schöne Mädchen verwandeln sich in Rosen. Rosenkränze dienten zum Schmuck bei Sang und Tanz. Über den Thüren der Häuser brachte man Rosenornamente an, auch in vielen Wappen fand unsere Blume Aufnahme, und befindet sich noch bis heute darin. Zu der Romantik des Ritterlebens hat dann die Rose nicht am wenigsten beigetragen. Auf den Burgen unterhielt man schöne Anlagen, mit Rosen zierte man die Säle, und zum Lohn für treue Dienste bekränzten die Damen ihre Kämpfer mit Rosen. Wer den mittelalterlichen Minnesang kennt, der weiß, wie unsere Blume darin zu ihrem Rechte kommt. Brauchten die ritterlichen Sänger den Namen der Rose doch selbst zur bildlichen Bezeichnung dessen, was ihnen als das Größte erschien: „Rosen pflücken" sagten sie für Wunden schlagen, das Schlachtfeld war ihr

---

*) Nach Dr. Schleiden in seinem wertvollen wissenschaftlichen Werke über „Die Rose", Seite 134.

„Rosengarten“, wenn es auf demselben heiß hergegangen war, dann hatte man „in Rosen gebadet“, und stolz wiesen die Heimkehrenden auf ihren „rosenroten“ Panzer.

Das französische Mittelalter brachte die Rosenfeste auf zu Ehren der weiblichen Tugend. Am 8. Juni wurden in Salency bei Noyon die jungen Mädchen des Dorfes zusammengerufen, ein Preisgericht entschied, welches von ihnen die sittenreinste und zugleich den Eltern gehorsamste Jungfrau der Gemeinde sei. Die Erwählte wurde von der Kanzel proklamiert. Wenn sich dann kein Widerspruch erhob, wurde sie mit Rosen geschmückt und als Rosenkönigin erst in die Kirche, dann in das Schloß der Herrschaft geführt und hier reich beschenkt. Die also Ausgezeichnete erwarb sich dadurch einen Ruhm, der durch Generationen fortlebte, und auf den noch die Kinder der Enkel stolz waren. Die Sitte ist dann bis in unser Jahrhundert hinein vielfach, auch in Deutschland, nachgeahmt worden. Der Gedanke war für seine Zeit ganz hübsch und hat wohl manchen Segen gestiftet, will sich aber doch nicht mehr mit der gereiften Denkweise der Gegenwart vertragen, für die Sittlichkeit und Frömmigkeit viel zu sehr etwas dem Innern der Persönlichkeit Angehörendes geworden ist, als daß man sie preisgekrönt zur Schau tragen möchte. Interessant ist es jedoch zu beobachten, wie die Rose auch auf die moralische Seite des Volkslebens veredelnd einzuwirken berufen war.

Für die Neuzeit ist ja nun vieles, was einst vergangene Geschlechter erfreut hat, als altmodisch abgethan, — die Rosenfreude ist geblieben und wird bleiben, solange es Menschen giebt. Wiewohl die Gärtner alles Mögliche thun, und die Rosenkultur jetzt auf einer Höhe steht, die sie früher nie innegehabt hat, so kann die deutsche Erde doch nicht genug hervorbringen, um das immer mehr zunehmende Bedürfnis nach Rosen zu befriedigen. Täglich führen im Winter die Eisenbahnzüge, die durch den Gotthard rollen,

uns große Ladungen von Rosen aus Italiens sonnigen Gefilden zu, und es ist eine Freude, vor den Schaufenstern der Gärtner in großen Städten, selbst mitten im Schneegestöber, die Pracht der dort ausgestellten Blumen bewundern zu können. Von hier wandern sie, mit wahrhaft künstlerischem Geschmacke gebunden, in die Häuser derer, die man liebt und ehren will, sei es in Freudenstunden ihres Lebens oder in den Tagen, wo sie in tiefer Trauer an Särgen stehen. Rosen hat jeder gern, bei jeder Gelegenheit werden sie dankbar angenommen, mögen sie benetzt sein vom Tau der Thränen, oder lachendes Lebensglück sich darin spiegeln. Und wie in allen Lagen und Stimmungen, so weiß die Rose auch in allen Ständen das Menschenherz an sich zu ziehen. Fürsten huldigen ihr und räumen ihr große Gärten ein — es sei nur erinnert an die weltberühmten Rosenanlagen in Kassel, in Koburg auf der Rosenau und an die Pfaueninsel bei Potsdam — die Reichen schmücken ihre Gewächshäuser mit seltenen Rosenarten; aber wer vor oder hinter seinem Hause auch nur ein Stückchen Erde sein eigen nennt, der pflanzt sich dort seinen Rosenstock, um ihn sorgsam zu hüten und zu pflegen und nach des Tages Arbeit in seinem Dufte sich zu erfrischen, und die arme Nähterin begießt ihren Rosentopf, der ihr Dachfensterchen ziert, mit der größten Liebe, denn es ist vielleicht das Einzige im Leben, das ihr Freude macht.

Von der Geschichte der Rose wenden wir uns zur Rose in der Geschichte. Da denkt jeder zunächst an die englische Geschichte, an die heißen Kämpfe des fünfzehnten Jahrhunderts, in denen das Haus Lancaster mit dem Hause York in unversöhnlicher Zwietracht um die Herrschaft rang. In diesem Kriege ging die Blüte des englischen Adels unter, mehr denn fünfzig fürstliche Personen kamen ums Leben, der Wohlstand des Landes sank tief zurück, und rohe Sittenverwilderung griff verheerend im Volke um sich.

Diesen langjährigen Bürgerkrieg bezeichnet die Weltgeschichte als „die Kämpfe der roten und der weißen Rose“, weil von den feindlichen Häusern das eine diese, das andere jene im Schilde führte. Die Anhänger der roten wollten die weiße Rose pflücken, die Freunde der weißen wollten die rote brechen, aber sie haben sich gegenseitig an ihren Dornen schwer verletzt, und das Blut ganzer Generationen und die Thränen Unzähliger waren der Tau, der die Rose netzte. Und es sind nicht nur die Thränen des englischen Volkes gewesen, die im Laufe der Weltgeschichte auf diese schöne Gottesblume fielen; auch die deutsche Geschichte weiß von einer Rose zu erzählen, über die einmal edle Thränen geweint sind. Es war in Tilsit, wo einst in düsterer Zeit die Königin Louise vor dem Welteroberer Napoleon stand, in dessen Händen das Schicksal ihres gedemütigten Volkes lag. Durch ihre weibliche Anmut glaubt sie den Kaiser günstig stimmen und so einen ehrenvolleren Frieden erbitten zu können: in bewundernswerter Selbstverleugnung tritt sie dem frechen Eindringling mit aller Liebenswürdigkeit entgegen. Napoleon reicht der hohen Frau galant eine Rose. Sie sieht dies für ein Zeichen seines Entgegenkommens an und streckt die Hand danach aus und fragt schüchtern: „Aber mit Magdeburg?“ Mit vernichtender Abweisung erwidert ihr der stolze Korse: „Ich muß Ew. Majestät darauf aufmerksam machen, daß ich anbiete, und Sie nur anzunehmen haben“ — und damit giebt er ihr die rote Rose und weiter nichts. Wie tief werden damals die Dornen dieser Rose das Mitgefühl der edlen Fürstin und der guten Patriotin verwundet haben! Aber die Geschichte, nach des Dichters Wort das Weltgericht, hat dem hochmütigen Eroberer seine Kränkung vergolten: auf Leipzigs Feldern und bei Belle-Alliance, unter dem Geschützfeuer von Sedan und unter den glühenden Bomben, die in Paris einfielen, ist aus der einen Rose ein ganzer Rosengarten geworden, und die Sünden

der Väter wurden heimgesucht an den Kindern, als das Frankreich von 1870 und 1871 an diesen Dornen sich seinen erlogenen Tand zerriß. Bei dieser Gelegenheit wollen wir eines Briefes Erwähnung thun, den der Magistrat von Berlin am 6. Sept. 1870 erhielt. Darin heißt es: „Einem hochlöblichen Magistrat übersendet ein Kämpfer vom 18. August und 1. September eine Rose, die er am 1. September im heftigen Kanonendonner gepflückt, mit der ergebensten Bitte, dieselbe derjenigen Dame von Berlin zur gefälligen Annahme zuzustellen, die sich am meisten in der Hilfe für die Verwundeten ausgezeichnet hat. Ein Jäger der 3. Kompagnie des Gardejäger-Bataillons." Dieses sinnige Geschenk wurde, obwohl sie sich lange dagegen sträubte, schließlich der Gemahlin des Kaisers übergeben, weil diese sich mit größter Hingebung der Pflege der Verwundeten angenommen hatte. Welche Wandlung der Dinge liegt doch zwischen der Rose der Königin Louise und der Rose der Kaiserin Augusta! Wahrlich diese Siegesrose von Sedan hat uns ausgesöhnt mit jener kränkenden Rose von Tilsit! —

Wir müssen noch einmal zurückkommen auf die beiden englischen Rosen. Der Krieg brach aus nach einer erfolglos verlaufenen Zusammenkunft der streitenden Führer, die in einem von den Tempelherren angelegten Rosengarten Londons stattgefunden hatte. Die Tempelherren waren von ihrer Ordensthätigkeit im Orient her warme Freunde der Rose, nahmen eine weiße und eine rote in ihr Wappen auf und legten überall, wo sie sich niederließen, zur Pflege ihrer beiden Wappenblumen große Gärten an. Das war auch in London geschehen, und in der Hitze der Leidenschaft griff nun die eine Partei nach der weißen, die andere nach der roten Rose. Als im Jahre 1485 der grausige Krieg mit der Niederlage der weißen Rose vom Hause York endete, und der Sieger als Heinrich VII. den Thron bestieg, vermählte er sich mit Elisabeth aus dem unterlegenen Geschlechte,

das bis auf sie völlig untergegangen war. Damals wurde in England eine Lancaster-York-Rose, die hellrote und weiße Blüten an einem Stengel trug, als Friedensrose gezüchtet, dieselbe wurde das königliche Wappenbild. Nun war aber der König ein großer Förderer der Baukunst, unter seiner Regierung feierte die Gothik in England ihren höchsten Triumph, und die Maurer hatten an ihm einen ganz ihren Bestrebungen ergebenen Freund. Bei Gelegenheit der Grundsteinlegung zu einer heute noch in der Westminsterabtei erhaltenen Kapelle schmückte er am 24. Juni 1502 jeden Maurermeister der Stadt mit seinen beiden Rosen, und seit der Zeit trugen die englischen Bauleute zur dankbaren Erinnerung an die Gunst des Königs alljährlich an diesem Tage den doppelten Rosenschmuck des königlichen Wappens. Ein Jahrhundert später, nach der Hinrichtung der Maria Stuart und dem Tode Elisabeths, nahm der Schottland und England vereinigende Jakob I. die dunkelrote Distel seines schottischen Heimatlandes, der Rose ähnlich gebildet, zu den beiden Rosen Englands hinzu, und von da ab fügten auch die Baumeister eine dritte, eine dunkle Rose, in ihren Johannisfestschmuck. Diese drei Blumen wurden ihr Gewerkmonogramm. Auch in die Bauhütten Deutschlands war von England her die Rose eingedrungen, und an großen Dom- und Schloßbauten des zu Ende gehenden Mittelalters findet man sie in vielfacher Verwendung angebracht. Der im vorigen Jahrhundert entstandene Freimaurerorden, auf den wir in der Einleitung dieses Kapitels hinwiesen, hat nun wie so manches andere, was an Gebräuchen und Symbolen in den für die deutsche Baukunst hochwichtigen Bauhütten als eine Art Zunftgeheimnis behandelt wurde, auch das dreifache Rosenzeichen aufgenommen. Am 24. Juni prangt jede deutsche Loge in reichem Rosenschmuck, und jeder der Brüder trägt die drei auf seiner Brust als Symbol des Geistes, der den Orden beseelen soll, der Ge-

sinnungsreinheit, der herzlichen Freundschaft und der Treue, die, in der Sprache der Freimaurer zu reden, von ihres Lebens Idealen nicht abläßt und müßte sie selbst ihr Herzblut für ihre Überzeugung hingeben.

Es liegt in der Menschennatur, nach schönen Sinnbildern für seine Empfindungen und Gedanken zu suchen, und zu allen Zeiten ist die Rose in mannigfacher Weise als Symbol angesprochen worden.

Die zarte, anmutige und dabei doch so prachtvolle Rose ist der besonders bevorzugte Liebling des weiblichen Geschlechtes. „Das kleinste Mädchen greift, wenn es die Auswahl hat, sicher zuerst nach der Rose. Zur Jungfrau aufgeblüht, läßt es den reichsten Strauß liegen und schmückt sich sinnig mit der duftenden Rose. Der Bräutigam weiß seiner holden Braut nichts Besseres und Lieberes zu bringen als die frische, errötende Rose. Und der früh verblichenen teuren Gattin und Mutter kalte Hand hält noch im Sarge eine weiße Rose".*) So gilt denn allen Völkern und Dichtern die Rose zunächst als das Symbol der Weiblichkeit. Freilich sagt das deutsche Sprichwort sehr geringschätzig von dem weiblichen Geschlechte: „Die Rose ist eine schöne Blume, aber sie trägt keine Frucht." Und die Russen gehen noch weiter und sprechen die Beobachtung aus: „Wenn die Rose Früchte trägt, dann sind es Hagebutten." Das gilt aber nur von dem eitlen Frauenherzen, das ganz im Irdischen aufgeht, von dem Weibe, dem Modezeitung und Toilettenspiegel die ganze Welt sind. Es giebt fürwahr kein zweckloseres und inhaltsloseres Dasein! Hagebutten kann man noch einmachen, aber diese menschlichen Hagebutten sind nicht einmal des Zuckers wert, der vom Vater oder vom Gatten an sie oft verschwendet wird. Wo ein Frauengemüt dagegen seiner innersten Natur getreu ist, da bringt es die

*) Wesselhöft, „Der Rosenfreund".

herrlichsten Früchte, sein Umgang wirkt wie die Rose läuternd und veredelnd auf die ganze Umgebung. Es verschönert dem Manne das Leben, indem es in sein Ringen und Streben, das ihn in viele Unruhe stürzt und ihn oft hin und her zerrt zwischen Pflicht und Neigung, hineinbringt jenen Geist, der aus der Rose atmet: das stille Sichausleben einer schönen, in sich harmonischen, in ihrer ganzen Erscheinung durchaus idealen Seele. Das ist das echte Weib, ein Herz, ebenso großgesinnt und von edlem, kräftig sich aufrichtendem Wollen, wie sanft und anmutig, ein Wesen, auf dem taufrisch eine allen Menschen wohlthuende himmlische Weihe liegt. Größeres kann man von einem Frauenleben, wie es sein soll, nicht aussagen, als was nach einer Ode von Matthisson jener Küster that, der auf das Grab eines verwaisten, einsam dagestandenen jungen Mädchens einen Stein setzte, in denselben eine Rose meißelte und darunter das kurze Wort: So war sie! Und solche Frauenherzen heranzubilden, war wohl der Wunsch unserer Vorfahren, wenn sie ihren Töchtern Namen gaben wie: Rosa, Röschen, Rosalie, Rosina, Rosamunde, Rosalinde. Diese Namen verschwinden jetzt; was sie bedeuten sollten, wird unsern Frauen und Mädchen hoffentlich bleiben.

Die Rose ist das Bild edler Weiblichkeit und deshalb eben auch das Sinnbild der Liebe. Am dornigen Schafte erglühend wie eine purpurne Flamme, so kennen wir sie, — wahrlich, es wäre unnatürlich, wenn sie den Dichter nicht dazu bestimmen würde, von der Liebe zu singen. So ist es denn auch geschehen von den Tagen der Sappho bis zu dieser Stunde, kein Meister der Poesie ist stumm an ihr vorübergegangen, und eine Welt von Gefühlen ist beim Anblick der Rose den Verliebten erstiegen. Sie haben sie reden hören von ihres Sängerherzens süßesten Träumen und seinem heißesten Sehnen, von seinem beseligenden Besitz und von dem, was in der Geliebten es wonnesam berauschte. Aller-

dings haben sie es alle auch erfahren, daß Röslein sprechen kann: Ich steche dich! Ist ja schon das Haben und nicht immer Habenkönnen, das Kennen der Rose und doch sie Meidenmüssen, das Scheiden und Auseinandergehen, wenn man so glücklich gewesen ist, der Liebe bitteres Dornenleid. Und „keine Rose ohne Dornen!“ — sagt vielbedeutend auf alles dies hinweisend das Sprichwort. Und wenn das nur die einzigen Dornen wären! Aber schon der Perser wußte es:

Wenn dir die Rose lieblich lächelt,
O Nachtigall, so prahle nicht;
Denn keiner darf auf Rosen trauen,
Wenn sie auch Himmelsschönheit hat.

Und in Schiras Zaubergärten klagt es einer dem andern: Weder Dauer noch Treue kennt die duftende Rose! Es ist im Abendlande nicht viel anders. Schaut solch Mägdlein oft so harmlos und unschuldig in die Welt hinaus, als ob es keiner Fliege weh thun könnte, und das kann es auch nicht, aber Herzen kann es quälen und blutig verwunden mit seinen Launen und Koketterien. „Rosen hat sie auf den Lippen und den Schelm im Nacken,“ sie meint, sie wäre ihrer Sache und ihres Besitzes sicher, und wer einmal ihres Wesens Duft empfunden habe, der komme doch wieder zurück. Sie kann sich aber gründlich täuschen. Mancher denkt dann: „Auf Erden giebt es viele Rosen“, — und ein Herz, das seine Lust daran hat, ein anderes, welches ihm aufrichtige Liebe entgegenbringt, zu peinigen, das wird einmal, wenn der Schmelz der Jugendblüte dahin ist, ein elender Strauch, der mit seinem zackigen, eigensinnigen Wesen das Haus zur Hölle und das Leben zur Qual macht. Wohl dem, der das noch rechtzeitig einsieht! Wehe aber der, die so durch eigene Schuld ihr Leben vereinsamt und ein treues Herz von sich weggescheucht hat! Von der heißt es: „Rosen auf den Wangen und Dornen im Gewissen.“

Anderseits ist die Rose aber wieder das Sinnbild des Frauenherzens in seinem treuen Lieben. Ob auch Blüte auf Blüte vom Rosenstock abfällt, er giebt zum Ersatz immer wieder neue und hört nicht auf, uns zu beglücken. Um wie viel bringen sich deshalb die, die ihr Herz der Liebe verschließen! Zweierlei Beobachtungen, die jeder Rosenkenner schon oft gemacht hat, daß die Rose, soll sie sich recht halten, im Morgentau gepflückt werden muß, daß sie aber am schönsten duftet in den Abendstunden, reimen sich für den klugen Mann zu dem Lehrsatze: Man muß seines Herzens Schatz schon früh gewinnen, wenn der junge Mädchensinn noch so recht tauig und bildungsfähig ist, aus junger Liebe entwickelt sich das tiefste Einverständnis der Seelen, das reichste Glück, jene innere Gemeinschaft, die, je mehr es dem Alter zugeht, statt sich abzuschwächen, nur desto köstlichere Lebensfreude spendet. Das ist ja auch der Sinn jener Weisheit aus dem Volksmund: „Jung gefreit, hat niemand gereut." Doch keine Regel ohne Ausnahme, und schon mancher in späteren Jahren geschlossene Bund hat ein Glück geschaffen, so groß und innig, daß das Bedauern, sich nicht längst besessen zu haben, die einzige Trübung desselben ist. Allerdings, wenn die Herzen sich früh finden, dann muß, ehe es zum vollen Besitzen kommt, die Treue doch oft durch viele, viele Hindernisse hindurch sich den Weg bahnen. Die Liebe muß es wohl mit ansehen, wie das schöne Ziel der Vereinigung in weite Ferne rückt. Solchen auf eine harte Geduldprobe Gestellten ruft Wackernagel tröstend zu:

Es ist Geduld ein rauher Strauch
Voll Dornen aller Enden,
Und wer ihm naht, der merkt das auch
An Füßen und an Händen.

Und dennoch sag' ich: laß die Müh'
Dich nimmermehr verdrießen,
Sei's auch mit Thränen spät und früh
Ihn treulich zu begießen.

Urplötzlich wird er über Nacht
Dein Mühen dir belohnen,
Wenn über all den Dornen lacht
Ein Strauß von Rosenkronen.

So redet die Rose von der Liebe Glück, und ihre Dornen erinnern daran, daß es kein Lieben giebt ohne Leiden. Wo aber Liebe ist, da ist sie am glücklichsten im Schweigen. Die Rose ist damit auch ein Sinnbild der Verschwiegenheit geworden. Allbekannt ist der Ausdruck sub rosa d. h. unter der Rose. Derselbe stammt von den Römern her, die bei festlichen Gelagen, wo die Zungen lösende Kraft des Weines die Gäste gesprächig machte, eine Rose über der Tafel anzubringen pflegten, um damit anzudeuten, daß das, was unter der Rose im Freundeskreise erzählt würde und was, wenn es weiter getragen würde, dem Erzählenden leicht verderblich werden könnte, keinem verraten werden sollte. Ähnlich hielten es unsere Vorfahren, ja sie kannten sogar einen Eid sub rosa, wobei die Rose einen Doppelsinn hatte. Einmal gebot sie unbedingtes Schweigen, zugleich aber wies sie hin auf das Schwert, das bei den Rittern Rose hieß; mithin sollte dieser Rosenschwur die Bedeutung haben, daß, wer das gelobte Schweigen breche, der Todesstrafe verfalle. So trugen die Diener der heiligen Vehme auf ihrem Beile eine Rose, denn sie mußten die Urteile des Vehmgerichts vor jedermann geheim halten, bis sie ausgeführt waren. Auch an alten katholischen Beichtstühlen findet man nicht selten eine Rose. Da soll sie das unverbrüchliche Beichtsiegel der Kirche versinnbildlichen und den Beichtenden ermutigen, dem Priester ohne Scheu alles

zu offenbaren, was er auf dem Herzen hat. Ein interessantes Beispiel für diese Seite der Rosensymbolik hat auch der Bremer Ratskeller aufzuweisen. In einem dieser vielbesuchten Räume ist die Decke mit einer großen gemalten Rose geschmückt. Daselbst pflegten sich nach der Erklärung der redelustigen Führer früher die Senatoren zu versammeln, wenn über wichtige Staatsangelegenheiten zu verhandeln war. Diese Rose da oben vermag aber doch die Aufmerksamkeit der Fremden nicht lange zu fesseln, denn was unter derselben liegt, ist doch noch viel anziehender. Es sind die Fässer mit dem weltberühmten, aus dem Jahre 1624 herstammenden Hochheimer und Rüdesheimer Wein, der nach seinem Lagerplatze den Namen Rosewein erhalten hat.

Nicht minder wie die Liebe hat auch der Frohsinn des Menschenherzens, der sich des Daseins freuen und sich vom griesgrämigen Pessimismus keine Tinte in den Kelch des Lebens gießen lassen will, in der Rose das Sinnbild seiner Lebensanschauung gefunden. Natürlich in der roten Rose. „In rosiger Stimmung" schaut er auf den Lauf der Dinge, und warum denn auch nicht? Schließlich kommt doch alles so, wie es uns zum besten dient; sagt ja das doch schon das Wort der höchsten Weisheit. Und wenn es ihm auch nicht immer vergönnt ist, „auf Rosen zu wandeln", noch weniger, „auf Rosen gebettet" zu sein, so weiß er auch der versagenden Seite des Lebens den Trost abzugewinnen, daß Resignationen zur inneren Gesundheit notwendig sind, daß die moralische Kraft im steten Genusse Schaden leiden würde, ja daß der Genuß selbst nur durch zeitweiliges Ausbleiben Genuß ist, wie ja auch die Rose nur dadurch uns die Freudenspenderin wird, daß es nicht immer Rosen giebt. Und weit entfernt, durch die ernsten Griffe des Lebens sich entmutigen und den Sinn verbittern zu lassen, werden diese ihm nur eine Aufforderung, dankbar hinzunehmen, was ihm

Gutes zu teil wird, und die Rose zu pflücken, eh' sie verblüht. Kommen dann aber die Leute mit der schwarzen Brille vor den Augen ihm dazwischen und fragen ihn: Wo willst du denn im Leben wahre Freude finden? Was ist denn dein ganzes Dasein, dieses ewige Mühen und Sorgen, dieser schwere Beruf, diese geringe Anerkennung, diese vielen Enttäuschungen, diese trüben Erfahrungen, die du mit den Menschen zu machen gewohnt bist? Ein stacheliger Dornenstrauch ist dein Leben! — so ruft er ihnen im frohen Glauben zu: „Wo Dornen sind, da sind auch Rosen." Seine Anspruchslosigkeit, seine Milde in der Beurteilung der Menschen, seine in treuer Pflichterfüllung gefundene Lebensbefriedigung sind es, die ihn da, wo ein finsterer Sinn nur Hecken gewahrt, manche duftige, das Herz beglückende Blüte entdecken lassen. Dieser Optimismus, von leichter und oberflächlicher Weltseligkeit sehr weit entfernt, wird es sich aber entschieden verbitten, wenn, wie es in der modernen Dichtung geschieht, die Rose als das Symbol einer neuen Menschheit in Gegensatz gestellt wird wider das Kreuz, das Sinnbild jener ernsten Lebensanschauung, aus der doch alle Fortschritte der Humanität, alle die großen Güter moderner Kultur erwachsen sind, und die die Quelle ist, aus der Millionen, die ärmsten, wie die reichsten Geister, sich ihres Lebens bestes Leben holen; wenn dieses Kreuz, und was aus dem Kreuze spricht, verächtlich abgewiesen wird als etwas, was man in dieser schönen Welt gar nicht brauche, und was mit seinen Ansprüchen an Herz und Gewissen den heitern Lebensgenuß nur störe. Solcher den Geist befehdenden Sinnenfreude gegenüber hält es der nachdenkend die Welt betrachtende Mensch mit dem alten Worte, das Luther schlicht und groß auf sein Petschaft gesetzt hatte: „Ein Christenherz auf Rosen geht, wenn's mitten unterm Kreuze steht." Nur der ernste Sinn, der das Leben sieht, wie es wirklich ist, der vor dem vielfachen Schmerzensinhalt des Daseins das Auge nicht verschließt, aber

in der Kraft des im Kreuze verkörperten Geistes des Glaubens und der Liebe die Leiden der Welt in sich überwindet, vermag zu jener wahrhaften und bleibenden Lebensfreude zu gelangen, die wir oben schilderten; während der das Kreuz weglachende Optimismus ein arger Selbstbetrug ist, der bei trüben Lebenserfahrungen bald in sich zu Schanden wird und dann sehr oft in einen bitteren, verzweifelnden Pessimismus umschlägt.

Die rote Rose ist das Sinnbild der echten Freude, — die weiße das Symbol der Trauer und der Vergänglichkeit. Welche Blume wäre wohl auch geeigneter, uns daran zu erinnern, daß alles Schöne und Herrliche hier auf Erden nur kurze Zeit währt? Wie erfreut uns ihr liebliches Blühen in des Sommers Wonnetagen, aber wie schnell ist diese Rosenblüte dahin! Erst schaut die Rose uns so ahnungsvoll an in ihrer Knospenhülle und in ihrem halberschlossenen Kelch; aber es währt nicht lange, dann stehen ihre Blütenblätter vergilbt und vertrocknet, vom Regen entfärbt und vom Winde gelockert, nur noch so haltlos zusammen, daß jeder Lufthauch sie niederwehen kann! Traurig über diesen Anblick der Vergänglichkeit blicken wir dann wohl auf uns selbst, und wir erschrecken bei dem Gedanken an unser eigenes, so schnell dahinschwindendes Dasein. Doch in solchem memento mori kommt uns auch wieder Trost von der Rose her. Wir sprechen mit Hölderlin:

Ewig trägt in ihrem Schoße,
Süße Königin der Flur,
Dich und mich die stille, große,
Allbelebende Natur.

Röschen! Unser Schmuck veraltet,
Sturm entblättert dich und mich;
Doch der ew'ge Keim entfaltet
Bald zu neuer Blüte sich!

Das deutsche Gemüt hat diesen Gedanken des Aufblühens aus dem Verblühen der Rose abgelauscht. Es hat sie in Stein gehauen und als Kreuzblume auf die Fensterbögen und Türmchen unserer erhabenen gothischen Dome gesetzt, daß sie da, das Irdische abschließend, in die Welt des reineren Seins und der höheren Geisterstufen verheißend und tröstend emporweise.

Wir sehen, die Rose ist eine wunderbare Blume. Sie wächst auf der ganzen Erde und wurzelt in jedem Gemüte. Sie hat unendlich viel schon erlebt und ist eine Zeugin von dem Werden und Sichwandeln menschlicher Ansichten und Sitten. Sie spiegelt ihr Bild in der Geschichte ab, und Sage und Poesie haben liebend die Hände über sie gebreitet. Sie ist die Dolmetscherin für des Herzens Leben zu allen Zeiten und bei allen Völkern, und eine reiche Welt der verschiedenartigsten Empfindungen ersteigen aus ihrem Blütengrunde: heitere und ernste, weltliche und religiöse, Scherz und Mahnung, Lust und Schmerz; aber immer sind es reine und edle Gedanken, denn in der Nähe der Majestät kann nur das Hohe bestehen — und die Rose ist die Königin der Blumen.

IV.

Onkel August.

Der Held des vorliegenden Charakterbildes ist ein Rest aus der guten alten Zeit der Originale. Sein Vater war Gutsbesitzer gewesen. Als derselbe starb, gab der Sohn das Wirtschaften auf, da die nahe Großstadt sich mit raschem Fortschritt gerade nach seiner Seite hin ausdehnte, und die Straßenarme seine Felder und Äcker zu umfassen begannen. Man kaufte ihm zu immer mehr steigenden Preisen ein Stück seines Landes nach dem andern ab. Da verstand er den Wink der Zeit, ließ das große Besitztum parcellieren und wurde Spekulant. Bald war das meiste unter die Leute gebracht, und nach wenigen Jahren sah er sich umringt von einem Häusermeer. Mitten in dem neuen Stadtviertel lag nun als der letzte Rest des väterlichen Erbes das umfangreiche Grundstück, auf dem Onkel August hauste.

Wiewohl sein Herz lauter und gut, und sein Charakter im Grunde ehrlich und echt war, so war doch etwas Wesentliches an ihm unecht. Von seinen Haaren, die größtenteils nicht auf seinem Haupte gewachsen waren, wollen wir nicht reden. Was gehen uns diese internen Angelegenheiten an, so extern sie auch waren? Aber sein Name, daran war nichts echt, weder der Onkel noch der August. Da nämlich Gustel, seine Schwester, seine ganze Liebe, keine Kinder hatte, deren Mann aber ohne jeden Anhang war, so gab es keine Menschenseele auf Erden, die den alten Junggesellen hätte Onkel nennen dürfen. Nichtsdestoweniger hieß ihn alle Welt

so, und das kam von den Kindern in dem Stadtviertel, die ihn, den Kinderfreund, wo er sich sehen ließ, mit scherzendem Geplauder umschwärmten. Waren ja doch bei ihm Herz und Hand immer offen, den Kleinen in mannigfacher Weise Freude zu machen. So hatte er in seinem Garten eine mächtig große Schaukel bauen lassen, die der jungen Welt von nah oder fern jederzeit zur Verfügung stand. Daran konnten sie sich im wilden Auf und Nieder ergötzen nach Herzenslust, und je toller das Schreien und Jubeln war, desto lieber war es dem Hausherrn. Einer seiner Leute war eigens zu dem Behufe angestellt, den gewaltigen Kasten zu schwingen und auf die ausgelassene Gesellschaft ein Auge zu haben, damit keiner zu Schaden komme. Sobald Spiellustige in genügender Zahl erschienen waren, mußte derselbe jede andere Arbeit liegen lassen. Auch wurden von dem Manne, der unter der Zucht eines finster gestrengen Vaters eine sehr wenig heitere Kindheit verlebt hatte, nicht selten fröhliche Kinderfeste veranstaltet, wo die Jugend aus armen und reichen Familien in buntem Gemisch sich durch einander tummelte, sich an der freigebigen Bewirtung erfreute und an den hübschen Spielen, die durch eine Menge von Preisen ihren besonderen Reiz erhielten. Aber nicht nur für das Vergnügen der Kinder sorgte er mit seinem bis in sein hohes Alter jung und frisch bleibenden Herzen. Er war auch mit helfender Hand auf ihr Wohl bedacht. Mancher Knabe, manches Mädchen, die früh den Vater verloren hatten, besonders wenn derselbe verunglückt war, verdankten dem freundlichen Wohlthäter die Mittel zu ihrer Erziehung und zu einer ihrem Stande entsprechenden Ausbildung fürs Leben. Und noch weit über die Kindheit hinaus erstreckte sich seine Teilnahme an der jungen Generation. Einst durch eine unglückliche Liebe in seinem Innern tief verwundet, wurde er der verständnisvolle Patron vieler Liebenden, die sich nicht kriegen sollten. Sobald er von der Wahrhaftigkeit ihrer

Empfindung überzeugt war und für das Fortkommen des Paares begründete Aussichten sah, breitete er über den jungen Bund seine schützende Hand, suchte elterliche Vorurteile gegen das arme Mädchen zu zerstreuen, und wenn sich die Schwiegereltern mit der Versicherung, daß zwar kein Vermögen, aber, wie er wisse, eine ganz vorzügliche Aussteuer da sei, zufrieden gaben, so freute er sich, sein Ziel mit ihnen erreicht zu haben. Dann war er es, der im stillen die reichliche Aussteuer beschaffte. Daß er sich durch solche Dinge die warme Zuneigung aller jungen Herzen, der kleinen wie der großen, erwarb, ist begreiflich, und damit wäre der „Onkel" zur Genüge erklärt.

Wie er aber zum „August" gekommen ist? Sein Vater, der alte Leydenthal, der ein eifriger Jagdmann gewesen war, hatte ihn auf den Namen Wolfgang taufen lassen. Weil aber dieser Name zu viel Grauliches und Bissiges hatte, was mit seinem ganzen Wesen nicht zusammenstimmte, so war es für die junge Welt eine ausgemachte Sache, daß ihr guter Freund umgetauft werden müsse. Nun liebte derselbe trotz seines ungelenken Wesens und seiner entsetzlich unförmigen Füße leidenschaftlich den Tanz. Er hielt sich dazu seine eigene Kapelle. Das waren seine alten Gartenarbeiter, sämtlich musikverständige Männer, auf allerlei Instrumenten wohl erfahren — wenn auch nur Kräfte vierten Ranges. Die mußten im Schweiße ihres Angesichts aufspielen, so oft Onkel Leydenthal sein junges Volk bei sich hatte, was oft geschah. Er selbst war dabei mit der Flöte der Dirigent oder aber der Tanzmeister, wenn im Contretanz die Reihen sich zu einander neigten. Mit gravitätischer Würde und strahlendem Angesicht kommandierte er das Chaîne anglaise und das Tour de main und das En avant quatre et en arrière, und kam dann der Walzer daran, dann hatte die Lust für ihn ihren Höhepunkt: dann mischte er sich unter die Paare, wie ein Jüngling sich schwenkend

und wiegend, und im munteren Flötenspiel klang dann von den Lippen des Tanzenden die alte Weise:

> Habt ihr wohl lange nicht
> Meinen August geseh'n, August geseh'n?
> Er hat einen Rock an,
> Der kleid't ihn so schön, kleid't ihn so schön.

Hingerissen von dem Anblick der graziösen Schwerfälligkeit, mit der ihr liebenswürdiger Wirt seine gewaltig schleifenden Kreise zog, fiel der Chor in schneller Umdichtung des Liedes „Wer weiß, ob wir uns wiederseh'n" mit der Antwort ein:

> Da schwebt er wie 'ne Sylphe hin,
> Der liebe, gute Augustin,
> Er schwebt so lustig hin,
> Dahin, dahin, dahin.

Seit der Zeit hieß er nur noch Onkel August. Bald kannte kein Mensch ihn mehr unter anderem Namen, er selbst unterschrieb sich so in seinen Briefen, ja bis in behördliche Schriftstücke erstreckte sich die Herrschaft des „August". Der Name war ihm angeflogen, und er konnte ihn nicht wieder loswerden, — gerade wie seinen Heuschnupfen, pflegte er in launiger Stimmung zu scherzen.

Was diesen letzteren betrifft, so war der in der That für ihn charakteristisch. Man konnte sich Onkel August ohne sein plötzlich losbrechendes endloses Niesen gar nicht denken. Es war das ein heimtückisches Übel, das ihn zuweilen gerade in solchen Momenten plagte, wo es am wenigsten angebracht war. Einmal hatte der Minister ihn zu einer Unterredung gebeten. Es handelte sich um einen bedeutenden Grundstückcomplex, dessen Überlassung zu einem verhältnismäßig sehr niedrigen Preise die Regierung lebhaft wünschte. Alle Verhandlungen durch die unteren Beamten waren an dem starrköpfigen Willen des Besitzers gescheitert. Jetzt wollte der Minister selbst mit seiner unwiderstehlichen Überredungs-

kunst die wichtige Angelegenheit in die Bahnen lenken. Er nahm den Mann, der sich durch ansehnliche Schenkungen von Grundstücken zum Bau von Kirche, Schule und Krankenhaus vieles Verdienst um das öffentliche Wohl erworben hatte, in gütigst herablassender Weise auf. Kaum aber hatte er das Gespräch auf die brennende Frage gebracht, als das Opfer, das mürbe gemacht werden sollte, in ein so schreckliches und nicht mehr aufhörendes Geheul aus Mund und Nase verfiel, daß Excellenz in der Angst um den armen Mann, dessen Kopf rot glühend anschwoll und jeden Augenblick zu platzen drohte, ganz aus dem Text kam, statt mit Worten besorgt mit einem Glase Wasser auf ihn eindrang und, als alles nichts gegen diesen fürchterlichen Quälgeist helfen wollte, den Bedauernswerten durch den Diener zu einer Droschke geleiten ließ. Wie das Leiden gekommen war, so soll es hier im Handumdrehen verschwunden gewesen sein, so daß der Ministerialbote seinem Gebieter die Meldung zurückbringen konnte: Herr Leydenthal ist wieder ganz gesund abgefahren und läßt Excellenz freundlich grüßen. Böse Zungen wollten nachher behaupten, Onkel August habe im Palais Komödie gespielt, und auffallend war es ja allerdings, daß besagter Schnupfen sich besonders dann einzustellen pflegte, wenn sein Eigentümer ein ihm unwillkommenes Gespräch abzubrechen oder auf eine ihm vorgelegte Frage keine Auskunft zu geben wünschte.

Wie schon bemerkt, lag das große Grundstück, das Onkel August sich als Wohnplatz behalten hatte, mitten unter hoch aufstrebenden und nach modernem Geschmack aufgerichteten Gebäuden. Vorn nach der Straße zu, in vornehmem Stil gebaut, aus großen, schönen Steinen gefügt, mit Skulpturen geschmückt, Säulen am Portal, ein wahrer Palast — so denkt man sich wohl das Haus des Millionärs. Aber wer derartiges zu finden glaubt, der würde sich arg enttäuscht fühlen. Onkel August war vom Scheitel bis zur

Sohle ein Sonderling, wie unsere Zeit wenige seinesgleichen aufzuweisen haben wird. Bestrebt, sich der Welt nützlich zu machen, mit seinem Reichtum Gutes zu stiften und so den Erwartungen, die man von ihm hegen durfte, gerecht zu werden, hatte er doch andererseits eine Sucht, in seinen privaten Verhältnissen den Erwartungen der Menschen entgegen zu handeln und sich ganz anders, als man es voraussetzte, zu geben. Er fühlte sich in seinem großen Vermögen als ein freier selbständiger Mann und wachte, um so mehr da er in der Jugend von des Vaters eigensinnigem Machtgebot in voller Willenlosigkeit niedergehalten war, eifersüchtig über seine Freiheit. Was er nicht aus eigenem Antrieb that, das war bei ihm auf keine Weise zu erreichen. Jede Bitte, die ihn zu bearbeiten und zu bestimmen versucht hätte, würde ihn zu der gegenteiligen Entschließung gebracht haben. Die beste Art, bei ihm etwas durchzusetzen, war, geschickt angegriffen, die scheinbare Bemühung, ihn gegen die betreffende Sache einzunehmen. Dann wendete er derselben gerade sein Interesse zu, denn was er nicht thun sollte, das that er, und was man von ihm forderte, was in dem allgemeinen Wünschen und Denken irgendwie als ein Zwang an ihn herantrat, dazu stellte er sich in Gegensatz. So stand er denn auch in einem schroffen inneren Widerspruch zu dem ganzen vornehmen städtischen Treiben, das ihn rings umgab, und da ihn daraus stillschweigend die Zumutung ansprach, sich in derselben Weise wie andere reiche Leute einrichten zu sollen, so war sein ganzes Thun und Lassen von einem Nungradenicht beseelt. Bei aller Gutmütigkeit des Herzens und aller Menschenfreundlichkeit hatte er doch eine allerdings nie böswillige und nie Menschenwohl schädigende Freude am Schabernack. Denken die Leute etwa, der Onkel August werde ihnen an ihrer feinen Straße für sein schweres Geld einen Schmuckkasten nach ihrem gezierten Geschmack aufbauen? Fällt ihm gar nicht ein! Ich

lasse mir von diesen protzigen Städtern nichts vorschreiben. Ich bin ein einfacher Mann und will es bleiben und will leben und wohnen nach gut väterlicher Weise. Was sagt doch der Engländer? My house is my castle — na ja, dann baut ihr man fest drauf los, wie's euch gefällt, aber min Hus soll dazwischen stehn als 'n Kasten nach meinem Geschmack!

Und das war es denn auch. Überhaupt präsentierte sich das ganze Anwesen, soweit man es von draußen übersehen konnte, als ein toller Widerspruch zu der städtischen Umgebung. Vorn an der Straße befand sich ein nicht sehr hoher, ländlich gehaltener Heckenzaun. Wenn man darüber wegblickte, gewahrte man zunächst einen wüsten Sandplatz, hin und wieder durchsetzt mit recht gewöhnlichem Buschwerk. Dazwischen dehnten sich Hügelchen, mit den prächtigsten Disteln bewachsen und besetzt mit Bretterbuden zur Aufbewahrung der Gerätschaften. Schaute man aufmerksam hin, so erkannte man hier und dort Erdhöhlungen, über die einige Bohlen gelegt waren. Derartige Versenkungen umgaben, wie hier von der Vorplatzseite, so auch hinten im Garten, das ganze Haus und waren überhaupt über das weite Grundstück zerstreut. Der Leser erschrecke nicht, wenn ich ihm diese Erdlöcher als Onkel Augusts Nachtquartier vorstelle. Wohl hatte er drinnen im Hause ein gutes Bett, und er erfreute sich in demselben manche Nacht über eines erquickenden Schlafes. Aber wöchentlich mehrere Male, an ganz verschiedenen Tagen, suchte er, wenn es dunkel geworden war, mit der Flinte auf dem Rücken heimlich eins dieser Löcher auf. Hier durchwachte er die nächtlichen Stunden, gespannt auf Diebe lauernd, die, wie er überzeugt war, seinen Reichtum spähend umschlichen. Und er hatte dazu allerdings Grund. Der einsam wohnende vermögende Mann war von dem Gesindel wiederholt zur Plünderung ausersehen. Man wußte, daß er die Marotte hatte, sich keine Hunde zu halten, und betrachtete deshalb das Unternehmen als

leicht ausführbar. Aber jedesmal, wenn ein Einbruch versucht wurde, störte die Diebe im entscheidenden Augenblicke ein Zetergeschrei von vielen Männerstimmen, die vom Hof oder vom Garten her mit der scheltenden Frage, was sie hier zu suchen hätten, ihnen näher kamen, und schleunigst rissen sie aus vor den Verfolgern. Immer mehr befestigte sich in der Verbrecherwelt die Ansicht, daß der reiche Leydenthal sein Besitztum nächtlicherweile von außen bewachen lasse. Aber alle diese Wächter waren der einzige Onkel August, der, was nur seine vertrautesten Freunde wußten, eine große Fertigkeit darin besaß, anderer Menschen Stimmen nachzuahmen und im Chore vieler zu reden. Es war ihm ein Hauptspaß, wenn es ihm wieder einmal gelungen war, auf diese Weise eine Diebesgesellschaft zu verscheuchen, und für solches Vergnügen war ihm kein Opfer an Schlaf ein zu teurer Preis. Furcht kannte er dabei nicht, und seine Flinte hat er nie gebraucht, dieselbe war auch nur mit Platzpatronen geladen.

Höchst auffallend war für jeden Besucher die große Menge von Hundehütten, die überall auf dem Grundstück zu sehen waren. Wohin man ging, hörte man ein Gerassel von Ketten, das zur Vorsicht mahnte. Kam man dann näher, so stürzte einem aus dem Verschlage nicht ein bissiger Köter entgegen, sondern miauend und fauchend kroch mit gekrümmtem Rücken, die eiserne Kette hinter sich herschleifend, ein Kater aus dem Bretterhause hervor. Onkel August hielt sich keine Hunde, aber desto mehr Katzen, und das nicht aus Freundschaft, sondern aus Feindschaft. Weil er ein Freund der Vögel war, deshalb war er ein Todfeind alles Katzengetieres. Er bestritt demselben zwar nicht sein Existenzrecht in der Schöpfung, aber es sollte hübsch nach Mäusen gehen und nicht heimtückisch seine lieblichen Sänger beschleichen. Dazu, meinte er, müsse die falsche Kreatur herangebildet werden. Und so hatten denn seine Katzenhäuser einen zoolo-

gisch-pädagogischen Zweck, sie waren in seinen Augen Erziehungsanstalten zur Veredelung der Natur. Die Hiddigeigeis dort an der Hundekette waren sämtlich Gefangene, die dem Hausherrn bei der Vogeljagd in die Hände gefallen waren. Zur Strafe dafür in Banden geschlagen, sollten sie nun hier liegen und, umflattert von der gefiederten Schar, der sie nichts mehr anhaben konnten, an ihren Pfoten saugen, über ihre Sünden nachdenken und sich auf ihren eigentlichen Lebensberuf besinnen, zugleich andern Katzen ein warnendes Exempel dafür, wohin es führt, wenn man Onkel Augusts Lieblinge aufzufressen nicht unterlassen sollte. Natürlich mußten die Zöglinge in den Hundehütten ihr Futter haben, und gut mußte die Nahrung sein, denn er war der Ansicht, daß auch eine Katzenseele nur dann recht lernen könne, wenn der Leib in gehöriger Pflege gehalten werde. So bekamen sie denn täglich eine tüchtige Portion Fleisch. Dieses ihnen aber einfach vorzusetzen zu bequemem Genuß, wäre ihm als ein pädagogischer Fehlgriff erschienen. Sein Katzeninstitut sollte ja kein Eldorado sein, sondern eine Besserungsanstalt, in der dem diebischen Gesindel auch bei der Mahlzeit klar zu machen wäre, daß nur die ehrliche Arbeit, die sich redlich müht, ein Recht zu essen habe. Deshalb war das leckere Futter durch eine galgenartige Vorrichtung derartig über den Hütten angebracht, daß es nur durch einen Sprung und immer nur stückweise zu erreichen war, ein Anblick, bei dem manche Katzenfreundin im Innersten über den bösen Mann ergrimmte. Aber vergeblich waren alle Versuche, den gestrengen Zuchtmeister zu einem gelinderen Verfahren zu bewegen. Er war von der Vernunft und der heilsamen Wirkung seiner Maßregel fest überzeugt und behauptete, daß schon mancher aus der Zucht wieder entlassene Peter dadurch ein braves, nur noch Mäusen nachstellendes Geschöpf, aus einem Strauchdieb eine Arbeitskatze geworden sei.

Hatte man sich glücklich durch all dieses Erd- und Tierzeug hindurchgefunden, so stand man vor Onkel Augusts Villa, einem unbeschreiblichen Dinge, zu dem der Baumeister den Plan nach den Angaben des Eigentümers, aber nur mit Seufzen, weil mit voller Verleugnung seines architektonischen Gewissens angefertigt hatte. Es war eine Scheune und ein Schweizerhaus und eine Burg und ein Fabrikgebäude, alles in einem. Das untere Stockwerk war ein scheunenartiger Kasten, das obere erinnerte mit seinen schießschartengleichen Fenstern an einen Festungsbau, das Dach war dem Geschmack der Alpenbewohner entsprechend hergerichtet, auch mit gewaltigen Feldsteinen belegt, aus demselben aber erhob sich ein Turmaufsatz, der wie ein Schornstein aussah. Dieser Dachauswuchs, auf den der Besitzer besonders stolz war, und in dessen kleinem Zimmer das Klavier und ein Stuhl standen und nichts wie dieses, weil außerdem nichts unterzubringen gewesen wäre, war das in seiner äußeren Erscheinung einzige Fertige an dem Gebäude. Das ganze übrige Haus blieb Jahrzehnte über, so lange es bestand, im Rohbau. Er könnte doch daran noch etwas ändern und umbauen wollen, pflegte er zu äußern, und dann wären doch die Ausgaben für Kalkbekleidung und Anstrich weggeworfenes Geld gewesen. Eine achtstufige Freitreppe aus Holz, die nachts wie eine Zugbrücke aufgezogen wurde, führte in das niedere erste Stockwerk und zwar sofort in die Küche, durch die also jeder Besuch hindurchgehen mußte.

Dieselbe war ein großer Raum, eine Prachtküche, wie sie manche Hausfrau sich wünschen würde. An der Ausstattung fehlte nicht das Geringste, und alles, was hineingehörte, war in gediegenster Art und in reicher Fülle vorhanden. Onkel August war ein ziemlicher Gourmand und legte deshalb auf seine Küche großes Gewicht. Man würde aber fehlgehen, wenn man nun daraus den Schluß ziehen

wollte, daß in seinem Hause die Köchin eine vielbedeutende Person war. Das war sie absolut nicht, und zwar aus dem Grunde nicht, weil er keine hatte. Er hielt sich überhaupt kein eigentliches Dienstpersonal für sein Haus. Nur eine bejahrte Aufwärterin, die Frau eines biederen Arbeiters, kam vormittags und nachmittags auf einige Stunden in seine Wohnung, um hier die notwendigsten weiblichen Verrichtungen zu besorgen. Die „olle Dietern", die er schon vom Vater geerbt hatte, war mit ihrem fleißigen Mühen, mit ihrer grundehrlichen Seele, mit ihrer selbstlosen und rührend treuen Anhänglichkeit ein wahres Juwel für ihn. Sie war eine Dienerin, wie für ihn geschaffen, ein Lamm von Geduld, das sich in die wunderlichen Launen des alten Junggesellen sanftmütig zu finden verstand und sich von seiner nervösen Unruhe ohne jedes Murren hin und her schicken und schieben ließ. Er brauchte nur wünschen, und sie sprang schon. Und er wünschte, wenn er daheim war, fortwährend und immer etwas anderes. Er hetzte sie redlich umher, sie mußte ihm beständig zur Hand sein, mußte alles Mögliche und Unmögliche ausrichten im Hause und außer dem Hause, auf Botengängen bei Wind und Wetter. „Dietern, scheuern Sie doch mal den Flur." Die Dietern rennt in die Küche und holt Wasser. Kaum hat sie den Lappen in den Eimer getaucht, da ruft er zur Thür heraus: „Dietern, ich muß diese Stiefel geputzt haben, schnell, schnell!" Die Frau wirft alles weg und greift zur Wichsbürste. Der erste ist eben blank, da verlangt der Herr nach der Lampe, um im dunklen Keller etwas zu suchen. Sie verläßt den halb nassen Flur, den eben eingeschmierten Stiefel, eilt in die Vorratskammer, holt das Öl, schraubt die Lampe auf, — „So, nun lassen Sie man, ich werde das schon machen, jetzt gehen Sie mal über die Straße und bringen Sie dies Herrn Wendt." „Ja woll, Herr Leydenthal, ick will man nur den Schirm vom Boden holen, et

rejnet ja Bindfaden.“ „Aber Dietern, Dietern! Baum und Blüte lechzt schon wochenlang nach Regen, und nun wollen Sie 'nen Schirm? Dietern, ne, laufen Se doch, laufen Se doch man!“ Sie schlägt sich den Rock über den Kopf und läuft. Lachend sieht er ihr nach, reibt sich vergnügt die Hände und summt in den Bart: „Ist doch 'ne gute Seele.“ Dann geht er hin, packt ihr ein großes Stück Kuchen in den Korb und ein paar Pfund Fleisch, zündet sich die Lampe an, putzt den zweiten Stiefel, scheuert den Flur und verkündet der Frau bei ihrer Rückkunft, daß er eben in der Zeitung gelesen habe, seine Papiere seien gestiegen, das solle auch ihr und ihrem Manne zugute kommen, vom Ersten an werde er ihr eine Zulage geben. „Ach Jotteken, Herr Leydenthal“, erwidert stockend die olle Dietern, indem sie verlegen an ihrem Schürzeneinsatz nestelt, „det is so jut von Sie, daß Se an uns denken. Wir könn's ja och brauchen. Aber seh'n Se, mein Willem und ick, wir sind ja jottlob jesund, uns fehlt nischt nich. Aber in unserm Hause der Arbeter aus de jroße Maschinenfabrik, der Wietschel vier Treppen hinten, der Mann mit seine ville Kinderkens, da is die Frau den janzen Winter schwer krank jewesen und konnte nich japsen. Na nu jeht's ja wieder so enigermaßen. Aber jetzt ist er mit so 'ne Masse im Rückstand, und nu soll die Frau uf's Land und soll Milch trinken, wie se von die Kuh kommt, und der Mann weß wirklich nich, wie er det machen soll. Jeben Se mich diesen Sommer noch nischt, bitte jeben Se det den Leiten da oben, det der Klapperkasten wieder uf de Beene kommt.“ „Ach was,“ fährt Onkel August barsch dazwischen, „was Sie mir leisten, das geht die Wietscheln nichts an. Den fremden Leuten bin ich nichts schuldig, und wohin sollte das führen, wenn ich überall helfen wollte? Das sagen Sie wohl so, Dietern. Sie denken, der hat's man so. Aber dann wäre mein bischen Geld bald zum

Teufel. Und was sollen den Leuten auch die paar Thaler? Das wäre für die nur ein Happen auf den hohlen Zahn. Ne, lassen Sie mich mit Ihren Jammerbildern zufrieden, der Onkel August wird schon genug geschröpft. Also es bleibt dabei, Sie kriegen eine Zulage, was Sie dann damit machen wollen, ist Ihre Sache." Pfeifend geht er in seine Stube, indem er sich verstohlen eine Thräne aus den Augen wischt. Nach einer halben Stunde steckt er seine Rothähnchen in die Tasche, die er gegen den Heißhunger unterwegs stets bei sich trug, verläßt das Haus bei strömendem Regen, lenkt seine Schritte nach der großen Maschinenfabrik, erkundigt sich nach dem Arbeiter, sucht, da er sehr günstige Auskunft erhalten hat, die schwache Frau auf, läßt sich ihre ganze Jammergeschichte haarklein erzählen und legt ihr schließlich hundert Thaler auf den Tisch, damit sie etwas Gründliches für sich thue. Tief erschüttert will diese ihm danken, aber schnell zieht er die Hand weg: „Was wollen Sie denn, das kommt nicht von mir, das kommt von der ollen Dietern" — damit ist er zur Thür hinaus. Draußen aber spricht er zu sich selbst: „Es ist doch schön, reich zu sein und nie in die Lage zu kommen, helfen zu sollen und nicht zu können!"

Die Dietern war bei all ihrer bescheidenen und unterwürfigen Zurückhaltung eine Macht in Onkel Augusts Hause, eine von den wenigen, die ihn schließlich doch zu beeinflussen vermochten. Nur war sie das nicht auf dem Gebiete, auf dem man vor allem ihre Herrschaft erwartet haben sollte, auf dem wirtschaftlichen. Sie konnte vorzüglich kochen, doch ließ er sie selten zum Kochen kommen. Eine rechte Hausfrau, habe seine Mutter gesagt, lasse sich das wichtigste Geschäft nicht aus den Händen nehmen, wenigstens lege sie immer die letzte Hand an die Speisen, und da er nicht verheiratet sei, so müsse er diese Hausfraupflicht übernehmen. Deshalb durfte die Aufwärterin nur Kartoffeln schälen, das

Gemüse putzen, den Teig einrühren, das Fleisch hacken, und dann ging er selbst mit aufgekrempten Ärmeln ans große Werk. Am Herde kniete die Frau und blies nach Leibeskräften in die Flammen. Onkel August brannte nämlich aus Sparsamkeitsrücksichten beim Kochen grundsätzlich nur Reisig aus dem Garten, das gewöhnlich naß war und mächtig qualmte, weshalb nicht bloß die Küche, sondern auch das ganze Haus beständig nach Rauch roch. „Dietern, feste, feste! Immer forscher! Pusten Sie, was Sie können, sonst ist all meine Kunst umsonst, — so, so ist schön.“ Während sie nun zu seinen Füßen wie ein Blasebalg arbeitete, und die Wolken, die aus der Maschine herausschossen, den gebietenden Küchenchef in ihren schwarzgrauen Mantel einhüllten, schmolz dieser mit einem wahren Herzensvergnügen seine Butter, wendete seine Karbonade, schüttelte die Kartoffeln und vollendete das herrliche Mahl, dessen rauchiger Beigeschmack ihn nicht genierte. Er war überzeugt, daß in der großen Stadt auf keinem Tische ein mit solcher genialen Meisterschaft hergerichtetes Essen stand, denn Frauen, pflegte er mit sehr geringschätziger Miene zu behaupten, verstehen nur in seltenen Ausnahmen das Kochen: es fehlt ihren Gerichten der Hautgout. Und doch war es die Dietern, die den mit ihrem Reisig und ihrem Pusten hineinbrachte. Allerdings in gewissen Stücken, das mußte ihm der Neid lassen, war Onkel August unübertrefflich, so in der Bereitung besonderer Leckereien, im Kuchenbacken und vor allem im Einmachen von Früchten. Darin bediente er die Hausfrauen seiner Bekanntschaft mit immer neuen selbsterfundenen Rezepten, und was er nach dieser Richtung hin in Stunden lukullischer Inspiration heraustüftelte, das drang zum Teil in Kochbücher ein und feierte seine Triumphe an fürstlichen Tischen. Ein Schrank in seinem Hause war immer bis oben hin gefüllt mit den auserlesensten Fruchtgläsern, aus denen er seinen liebsten

Besuchern Erfrischung bot, und an denen er selbst sich mit kindlichem Behagen gütlich that.

Nichts haßte Onkel August mehr wie unsauberes Wesen. Wo er in der Ausübung eigener Wohlthätigkeit oder im Dienste der öffentlichen Armenpflege, deren eifriger Helfer er war, in ein schmutziges Haus kam, wo er das bischen Hausgerät verstaubt, die Frau zerrissen, die Kinder ungekämmt und ungewaschen fand, da war er mit den Leuten von vornherein fertig. In seinem eigenen Hause war alles spiegelblank, und überall herrschte die peinlichste Reinlichkeit. Zum Ruhme seines ihm darin gesinnungsverwandten dienstbaren Geistes liebte er zu sagen: wenn die Dietern einst irgend etwas von ihrem Erdenbesitz in den Himmel mitnehmen dürfte, so würde sie sicher nach dem Besen zum Reinmachen greifen. Aber in einem anderen Punkte war sie sein schweres Kreuz, über das er täglich zu seufzen hatte. „Dietern, sehen Sie, nun sind Sie schon so lange Jahre bei mir, und es ist nicht möglich, Sie lernen nicht Ordnung halten. Alles ist wieder verkramt und verlegt," so konnte man ihn manchmal klagen hören, wenn er das Gewünschte nicht gleich fand. Dann griff sie zur Schürze und weinte still in sich hinein. „Na, nun heulen Sie man nicht gleich," suchte er sie dann zu beruhigen, „mein' Tochter, wenn man jung ist, muß man noch lernen. Als ich noch jung war, habe ich mir auch vieles müssen sagen lassen." Onkel August war nämlich zwei Jahre und einen Monat älter wie seine Dietern. Aber wie begütigend er der alten Frau auch zusprach, diese Thränen waren nicht so bald wieder getrocknet, denn den Vorwurf der Unordnung empfand sie zu bitter, da sie in ihrem ganzen Bekanntenkreise als ein Muster von Ordnungsliebe galt. Was sie in ihrem eigenen Hauswesen übte, das suchte sie auch auf die Wirtschaft des reichen Junggesellen zu übertragen. Doch all ihr tägliches Mühen darin war umsonst. Dem Onkel August schien es geradezu

ein Lebensbedürfnis zu sein, jedes Stück da unterzubringen, wohin es am allerwenigsten gehörte. War sie dann mit aufräumender Hand hinter seinem wirren Treiben her, und fand er nun, was er brauchte, nicht dort, wohin er es gelegt hatte, so war er entsetzt über die Verwirrung, die solch ein weibliches Wesen in seinem Unverstande anrichte. Warum soll denn nun bloß das Beil nicht oben auf dem Küchenschrank bleiben? Und warum holt sie ihm seine Quirle und den Mörser wieder aus dem Bratofen heraus? Und das Sieb, das hat er doch zwischen die Porzellanteller gepackt, warum hängt sie das nun an die Wand, wo es doch kein vernünftiger Mann sucht? „Und Dietern, wo ist denn nun wieder der Pfropfenzieher? Er liegt weder im Nelkenkasten noch beim Pfeffer." ‚„Herr Leydenthal, im Tischkasten."‘ „Nein, so etwas, im Tischkasten! Und da liegt auch wieder einmal das Zuschneidemesser, und ich will es doch ausdrücklich auf dem Herdsims bei den Kochtöpfen haben!" Aufgeregt sucht er auf dem Eimerständer umher und dann in der Spalte zwischen diesem und der Wand. Nirgends ist die Essigflasche, und Essig und Wasser müssen doch immer beisammen sein, das sagt doch schon der gesunde Menschenverstand, es sind doch beides Flüssigkeiten! ‚„Herr Leydenthal, wat woll'n Se denn da unterm Stuhl? War da 'ne Maus?"‘ „Ne, Dietern, die Wage ist weg. Wo in aller Welt haben Sie denn die nun wieder hingestellt? Ach, da steht sie auf dem Tisch! Ist doch nicht möglich, wir haben doch hier keinen Krämerladen. Dietern, Dietern! Liebste Seele, ich würde Sie mit Gold aufwiegen, wenn Sie mir bloß nicht soviel Konfusion in die Bude brächten!"

Onkel August war einer von den Menschen, die, obwohl sie immer dieselbe Wohnung innehaben, doch allezeit im Umzug begriffen sind. Sooft man kam, fand man in der Küche Tisch und Schrank und das sonstige Mobiliar auf einem andern Platze. Es war eben in der That seinem

Namen entsprechend fahrende Habe. Nicht selten stand es ratlos über das Wohin mitten im Raume, und dann stand wohl auch zuweilen ein Sopha daneben mit der schüchternen Anfrage, ob es nicht noch in der Küche eine Unterkunft finden könne, da die Stuben zu voll seien? Aber die sollten wohl voll sein, denn was kam da alles hinein! Onkel Augusts Zimmer, ja, die muß man gesehen haben, in der Beschreibung läßt sich der originelle Reiz der Anordnung und Ausstattung nicht recht erfassen. Begnügen wir uns mit einer Umschau im Salon. Derselbe war aufs feinste tapeziert, hochelegante Gardinen zierten die Fenster, von der Decke hing glitzernd in Gold und Kristallen ein großer Kronleuchter herab, ein wahrhaft pompöses Schmuckstück, aber der Fußboden bestand aus rohen Dielen, mit Sand bestreut. Wo sich an den Wänden nur irgend Platz fand, waren Bilder angebracht, außer den Familienportraits wertvolle Gemälde namhafter Meister, mit schwerem Gelde erkauft, denn der Hausherr war ein Mäcen der Kunst und that viel für dieselbe. Mehrere junge Maler waren mit beträchtlicher Beihilfe von seiner Seite nach Rom gereist, um sich dort auszubilden, und er selbst hatte ein gar nicht so unbedeutendes Verständnis für die Schönheiten echten Kunstschaffens. Aber das hinderte ihn nicht, einem Werke des Genius gar traulich eine Bienenkappe beizugesellen, die mit ihrem unförmlichen Drahtgeflecht und ihrem gepichten Leder, selbst über ihr Dasein erstaunt, von der Wand des Putzzimmers herniederblickte. Ein großer Glasschrank enthielt neben den prächtigen Tassen, die sich von Generation zu Generation vererbt hatten, interessante Andenken an die Reisen des Besitzers, sehr viel Gutes aus Italien, wo er einst ein glückliches Jahr verlebt hatte, ausgestopfte Ziervögel aus fremden Ländern, seltene Mineralien, die ihm in die Hände gekommen waren, kleine Götzenbilder, Geschenke von Missionaren, die an ihm einen warmen Freund hatten,

dazu kostbare Silbergeräte, Geburtstagsgaben von solchen, die ihm ihre Dankbarkeit erzeigen wollten, — und oben auf dem Schrank lagen in würdigem Abschluß des Ganzen geschwisterlich neben einander eine Maulwurfsfalle und eine Fuchsfalle, beide über und über verrostet. Die zahlreichen Möbel waren Meisterstücke der Tischlerei, alles gediegen und vornehm. Damit aber die wenigen Zwischenräume nicht unbenutzt blieben, waren hier und da Äpfel aufgespeichert. Warum sollten auch die nicht in den Salon hinein? Es waren ja wahre „Prachtäppelkens". Zwischen schwellenden Polstern stand ein großer Tisch mit kunstvoll eingelegtem Holzmosaik, das einen griechischen Tempel darstellte, wo eben das Opferfeuer zum Himmel aufloderte. Der Oberpriester auf dem Bilde hatte in seiner untersetzten Gestalt und mit seinem halb gutmütig, halb schalkhaft verschmitzt lächelnden Angesicht eine auffallende Ähnlichkeit mit Onkel August, und der Rauch, der ihn umwallte, war täuschend dem nachgebildet, den die Dietern mit ihrem Reisigbrand erzeugte. Aber das ganze Kunstwerk war gewöhnlich unsichtbar, denn sein Besitzer fand den Platz für ungemein geeignet zum Niederlegen von frisch geschnittenen Gartengemüsen. Wenn dann eine besuchende Dame, traurig über diese Behandlung des Tisches, ihm zarte Vorhaltungen zu machen suchte, so wies er auf die Tempel von Pompeji hin, die auch verschüttet worden seien; solch bischen Verschüttung gehöre dazu, um dem Dinge etwas Altertümliches zu geben. Seine Freunde nannten infolge dessen den Salon nicht anders wie Pompeji und Herkulanum.

Auch ein Büffet prangte in dem Gesellschaftszimmer, ein wahrhaft monumentaler Eichenbau zwischen den Mahagonistücken. In demselben befanden sich die früher schon erwähnten Fruchtgläser, aber auch eine ganze Samenhandlung hatte darin Platz gefunden. An der rechten Seite hing eine Sammlung alter Tabakspfeifen, und an der linken lehnten

pensionierte Bohnenstangen, die zum Verbrennen wohl noch zu schade waren. Oben auf dem Eßschrank aber stand eine herrliche Goethebüste aus Marmor. Onkel August war von seinen Gymnasialjahren her, wo er es bis Unterprima gebracht hatte, ein glühender Verehrer des großen Dichters. Es ist durchaus nicht wahr, was die böse Zunge eines ihm übelwollenden Nachbars einmal behaupten wollte, daß diese Sympathie einzig und allein darin begründet war, daß Goethe auch Wolfgang hieß und auch für sein Leben gern eingemachte Früchte aß. Es war wirklich der Geist des Dichters, den er bewunderte, und es war ihm ein Genuß, sich in dessen Welt zu vertiefen. Er wußte darin ganz nett Bescheid. Wenn auch nicht alle Geheimnisse des Genius sich ihm erschlossen, so war, was er verstand, doch genug, um ihn in Ehrfurcht zu dem Dichterfürsten als zu einer Verkörperung schönen Menschentums aufblicken zu lassen. Deshalb hatte er die Büste auch so weit nach oben gestellt. Zu solchem Manne muß man aufschauen, sagte er. Nur das eine konnte er dem Dichter nicht vergessen, daß derselbe seiner Friederike Brion untreu geworden war. In Goethes Gedichten war die Stelle

Hand in Hand! und Lipp' auf Lippe!
Liebes Mädchen, bleibe treu!
Lebe wohl! und manche Klippe
Fährt dein Liebster noch vorbei;
Aber wenn er einst den Hafen
Nach dem Sturme wieder grüßt,
Mögen ihn die Götter strafen,
Wenn er ohne dich genießt —

in ihren letzten zwei Verszeilen mehrfach angestrichen und mit einem energischen Ausrufungzeichen versehen, das Onkel Augusts ganzen Unwillen verriet. Die Strafgerechtigkeit der Götter, die der junge Dichter mit diesen Worten in voreiliger Verwegenheit auf sein Haupt herniedergerufen

hatte, fühlte er sich gedrungen an demselben zu vollziehen, indem er jährlich am Geburtstage der lieblichen Pfarrerstochter von Sesenheim einen mächtig großen Flor, unter dem Halse zugebunden, um das Haupt der Büste wand. Dann blickte Goethe vom Büffet herab wie aus schwarzem Umschlagetuch büßend und trauernd auf Pompeji und Herkulanum herunter.

Die Kunstfreude Onkel Augusts erstreckte sich vor allem auf die Musik. Als Meister auf der Flöte ist er uns schon begegnet, und als solchen werden wir ihn noch später zu schätzen Gelegenheit haben. Sehr liebte er aber auch das Klavierspiel, und in seinen alten Tagen kam er auf den Einfall, das, was er sein Leben lang so gern gehört hatte, selbst noch zu lernen. Ob er es nun ahnte, daß er bei seinen steif gewordenen Fingern hierin nichts Rechtes mehr werde leisten können, und deshalb nicht ausgelacht werden wollte, oder ob er die Welt schließlich mit seiner Fertigkeit in dieser Kunst zu überraschen gedachte, genug, er umgab alles, was mit seinem Studium zusammenhing, mit einem dichten Schleier des Geheimnisses. Niemand außer der alten Dietern und dem Klavierlehrer erfuhr etwas davon, wenigstens bildete er sich das ein. Das Instrument hatte er schon früh beim Hausbau auf's Dach winden und in die Turmstube einmauern lassen; durch die schmale Dachluke, die in dieses Zimmerchen führte, wäre es später nie hindurchgegangen. Seine Absicht war dabei gewesen, daß an den Besuchstagen, wenn die Gäste sich hinten im Garten ergingen, oben jemand spielen sollte, damit die Tonwogen der herrlichen Accorde wie aus den Bäumen kommend zu den Gästen herniederrauschten. Onkel August war eine zuweilen recht romantisch gestimmte Seele. Jetzt machte er sich selbst an das Klavier heran. Als Lehrer erkor er sich einen vertrauten Jugendfreund, den Organisten der Kirchgemeinde, in dessen Vorstande er selbst eine hervorragende

Rolle spielte. Der alte Alhorn war aber gar kein Aal, der sich mit Leichtigkeit durch eine enge Pforte hindurchzuwinden imstande gewesen wäre. Er war mit einem ganz hübschen Leibesumfang gesegnet, hatte infolge dessen ein stattliches Gewicht, und wo er mit seinem festen Schritte hintrat, da mußte die Unterlage solid sein. Es war deshalb keine geringe Sorge, wie man den Mann da oben hinauf bringen sollte, denn abgesehen von der winzigen Einstiegöffnung war die Leiter zur Turmluke nicht gerade für eine außerordentliche Belastung eingerichtet. Außerdem war sie hoch und schmal, und Herr Alhorn litt stark an Schwindel. Deshalb wurde jede Unterrichtsstunde eingeleitet und abgeschlossen mit einer umständlichen und für alle Beteiligten ziemlich beängstigenden Prozedur, die aber für den Veranlasser des Ganzen bei seiner Freude an der Herbeiführung komischer Situationen jedesmal ein ungeheures Gaudium war. Onkel August ging sicheren Trittes voran. War er oben angelangt, so reichte die Dietern ihm einen Widerhaken, der an einer langen und dicken Stange saß. Denselben stieß er fest in den Holzboden, einen zweiten ähnlichen auf der anderen Seite ebenso; damit war eine Art von Geländer hergestellt, das unten in der festen Armkraft der Frau seinen Halt hatte. Nun betrat der schwindelige alte Herr die Leiter, indem er langsam, bedächtig, nur mit den Fußspitzen auftretend und dabei mit den Händen sich an die Stangen klammernd, Sprosse für Sprosse emporkletterte. Unten aber drückte die Dietern hinter ihm her, je weiter er aufwärts kam, die Stangen kreuzend über einander, so daß sie in ihrem Kreuzungspunkte ihm eine Art Rückenlehne bildeten und zugleich zu seiner Vorwärtsschiebung wesentlich beitrugen. „Siehst Du, Karl, das geht ja brillant, des Menschen Wille bringt alles fertig. Nun sei man gut, nun bist Du gleich oben," so tönte es kichernd aus dem Turm heraus, und von unten rief die Stimme der mit gequerten, weit ausge-

spannten Armen dastehenden Dienerin: „Haben Se Kurasche, Herr Alhorn, immer ruff! Ick laß nich los, und wenn Se wie'n Kamel so schwer wär'n!" Tauchte dann der Kopf des Musikgelehrten endlich am Schauplatz seiner Thätigkeit auf, so griff ihm der Freund, auf dem Boden knieend, kräftig unter die Arme und zerrte den stöhnend sich Durchzwängenden wie einen aus dem Wasser Geretteten zum Tageslicht empor, um ihn für alles Ausgestandene erst einmal mit einer Flasche Moselwein zu entschädigen. „Na, August, ich sage Dir, das war mal wieder ein Stück! Kerl, wenn Du es nicht wärst! Das thät ich für meinen Bruder nicht!"

Nun durfte aber niemand in der Nachbarschaft das schülerhafte Spiel hören. Darum galt es jetzt und so oft Onkel August übte, die Töne des Klaviers zu übertönen. Das war keine leichte Arbeit. Aber die Dietern konnte alles, wenn es galt, ihres Herrn Vertrauen zu rechtfertigen, und es schmeichelte sie nicht wenig, die Eingeweihte einer so großartig geheimen Angelegenheit zu sein. Frau Geheimrat hatte sie Alhorn genannt. Das will doch etwas bedeuten! Dessen mußte sie sich würdig beweisen! Aber wie es anfangen? Nun wozu war ihr denn die Gabe des Gesanges gegeben? Wozu ihre ausdauernde Altstimme? Wozu hatte sie von ihren Jugendgenossinnen die schönen, so schauerlich süßen Lieder gelernt, diese Lieder mit den zwanzig bis dreißig Versen, durch die eine Stunde schon auszufüllen war? So holte sie sich denn ihren Waschtrog heran, seifte tüchtig ein, und sobald es nun oben losging, hob auch sie mächtig an, mit ihren dicken Fäusten auf die Leinwand loszureiben, als müßte diese heute noch in Stücke gehen, und mit dem Wäschedunst strömte aus dem offenen Fenster ihr eifrig lauter Sang: „Hier ruhst du, Karl, hier werd ich ruhn mit dir in einem Grabe u. s. w." — oder: „Wenn grün die Eichen sind auf ihren Fluren, und alles, alles sich

der Schöpfung freut, dann steh ich einsam und verloren, gedenk der längst vergangnen schönen Zeit," — patsch, patsch, sagten dazu die trotz aller Wehmut kräftig geschwenkten Handtücher. Mit jedem neuen Liede wird ihr Gesang gewaltiger, nach Inhalt und Stimmenausdruck erschütternder:

Grau war die Nacht, und um den Giebel
Der Pächterswohnung heult der Sturm.
Der alte Greis las in der Bibel,
Und sieben schlug's vom Kirchenturm.

Ach, sprach Lenore mit Erbleichen,
Schon sieben und Georg nicht hier,
Sein dunkler Weg führt ihn an Teichen,
O welches Unglück ahnet mir.

Der Sohn des Försters in der Heide
War ihr verlobter Bräutigam,
Und glühend schlug ihr Herz vor Freude,
Wenn der geliebte Jüngling kam.

Da laufen ihr, nämlich der Dietern, die Thränen die Backen herab, und ihr Herz krümmt sich in Mitgefühl mit der Seelenangst der armen Leonore, die vom Teich her ein Klagen und Schreien vernimmt und darin die Stimme Georgs erkennt, aber den abergläubischen Alten, der das für Gespensterlaute hält, nicht zum Handeln bringen kann. Die unglückliche Braut stürzt in die Nacht hinaus, um den Liebsten zu retten. Endlich rafft sich auch der Vater mit seinen Leuten auf. Aber zu spät. Sie finden im Sumpfe die Leichen, eng umschlungen.

Mit geisterbleichem Angesichte
Sank Martin in der Nachbarn Arm,
Und diese traurige Geschichte
War stets für ihn ein Kelch voll Harm.

Die Dietern ist, nachdem die beiden begraben sind, und man auf das gemeinsame Grab der Treuen einen grauen

Stein gesetzt hat, auf dem zwei Tauben sich schnäbeln, von dem langen grauenvollen Liede im Halse heiser und im Herzen zerrissen. Trostbedürftig und durstig zugleich geht sie nach der Maschine, um sich etwas Kaffee einzuschenken. Kaum hat sie denselben ausgetrunken, als von oben Onkel Augusts besorgte Frage erschallt: „Dietern, Dietern, warum sind Sie denn heute so still? Warum singen Sie denn gar nicht?" Und sie greift schnell nach einem nassen Fenstervorhang und seift und reibt und wringt und singt von neuem:

Sieh, da drang durch die Gardine
Eine kalte, schlanke, weiße Hand;
Da erblickt er seine Wilhelmine,
Die im Sterbekleide vor ihm stand.

Zitt're nicht, sprach sie mit holder Stimme,
Ehemals geliebter Heinrich, zitt're nicht.
Ich erscheine nicht vor dir im Grimme,
Deiner neuen Liebe fluch ich nicht.

Auch die Dietern grollte ihrem Brodherrn nicht ob seiner neuen Passion, wie groß die Zumutungen auch waren, die damit an ihre Leistungsfähigkeit gestellt wurden. Wenn sie Onkel Augusts Oberstübchen rein machte, behandelte sie das Klavier mit ausgesuchter Zärtlichkeit. Wie eine Entweihung kam es ihr vor, wenn sie mit dem Staublappen einmal eine Taste in klingende Bewegung versetzte. Das Pianino sei ein lebendiges Wesen, hatte er ihr gesagt; es sei dem Menschenherzen vergleichbar, an das man auch nicht freventlich rühren dürfe, sonst nehme es Schaden. Daraufhin stellte sie nun beim Staubwischen ihre Betrachtungen an: Wie der Herr doch ganz Recht habe, mancher grobe Tölpel habe ein armes Weiberherz auf dem Gewissen, weil er roh und gedankenlos darüber hingefahren sei. Wie denn aber doch der Mensch einen tüchtigen Puff vertragen könne, wenn das Schicksal ihn herunterdrücke. Das gehöre wohl mit zum

Leben. Trete ja doch auch Onkel August mit seinem breiten Fuße oft auf das Messingding da unten, das stehe so in seinen Noten drin und sei nötig, um die schöne Musik hervorzuzaubern. Ja, was doch in diesem seinem Musikschrank für schöne Töne steckten! Das ahne kein Mensch, was er hier oben für einen Reichtum habe. Die Leute dächten gewöhnlich nur an seinen Eßschrank und seinen Geldschrank, als ob er mehr nicht hätte; so wüßten auch die wenigsten etwas von seinem Herzen, wie rechtschaffen und gutmütig es sei, und wie hinter all dem närrischen Zeug, das er oft angebe, und hinter all seiner Schalkerei ein guter, ernster Sinn verborgen liege! Und wie sie sein Herz erkannt habe, so kenne sie auch zu Hause ihres Mannes Herz. Dem sehe man es auch nicht an, was in ihm sei. „Wat is denn der Willem? Nischt wie Haut und Knochen, wie auch det Klavier hier nur aus 'nem armseligen Holzkasten und aus Knochen besteht. Aber es hat's in sich! Und so och Willem. Zwar mit der Musik is et bei ihm nich weit her, er hat nur ene Melodie, danach leiert er jedet Lied. Aber er is 'n juter Mann, und er hat mir bis heutigen Tags immer in Ehren jehalten. Er hat mir noch nie jeschumpfen, nie jehauen, er thut mir uff'n Händen tragen, jeistigerweise natürlich, denn anders kann er't nich, dazu is er viel zu spillerich. Freilich heftig kann er mal sein, und 'n beset Gesichte kann er och machen, un dann red't er doch manchet, wat er nich verantworten kann. Aber so is et eben, och det beste Herz hat seine Untugenden. Herr Leydenthal — fragt sie, dem eben in der Bodenluke Erscheinenden zugewendet — welchet sind denn die jarschtigen Töne hier uff'n Klavier?"

„Na, Dietern," erwidert dieser, „das bitt' ich mir sehr aus. Solche hat mein Klavier überhaupt nicht. Es ist ein gutes Instrument, außerdem hat es Alhorn gestern erst gestimmt."

„Ja, aber sagen Se doch bloß mal, welchet Menschenkind is denn ohne Mißtöne? Dann is doch det Klavier keen rechtet

Abbild von't Menschenherz." „Na ja, liebste Dochter, in dem Punkte stimmt das Gleichnis nicht. Hier auf dem Klavier ist alles schön und gut, rein und klar, lauter edle Töne." „I du meine Jüte, det is ja 'n wahret Wundertier! Und so wat kennen Menschenhände machen? Aber, Herr Leydenthal, hier sind doch nu schwarze und weiße Knochens, hat denn det jar nischt zu bedeuten?" „Gewiß, Dietern," entgegnet dieser mit innerem Vergnügen, „die weißen Tasten, seh'n Sie, das sind die lustigen Töne, die schwarzen, das sind die Klagetöne, wie der Mensch auch beides in sich hat, und Freude und Schmerz, Heiteres und Ernstes durcheinander gemengt, das giebt die feine Melodie. Passen Sie mal auf, wie famos ich das kann." Und nun denkt er gar nicht daran, daß jetzt sein Spiel draußen gehört werden könnte, und trägt ihr, indem er sich spaßhaft in die Brust wirft, mit dem gehörigen hopp, hopp, hopp der steifen Finger einiges aus seiner „Klavierschule für Anfänger" vor. Sie steht lauschend daneben, ganz Ohr, ganz Entzücken, ganz Bewunderung. „O det is aber mal scheen! Wie heißt denn dieset Lied?" „Dietern, das ist kein Lied. Das ist eine sogenannte Sonate, das Schwerste, was es giebt, ein ganz berühmtes Stück. Das ist von Beethoven. Das hat er beim Mondschein gemacht, da ist ihm dies alles von oben heruntergeflossen, und er hat es man nur so hinspielen können, großartig, pikfein." „Ach ja, Herr Leydenthal, so'n Kompunist, da is doch wirklich wat dran! Wat wär' det Leben, wenn wir keene Musik hätten!" „Ja woll, beste Seele, und wat wär' ick, wenn ick Sie nicht hätte? Aber nun machen Sie mal rasch, daß Sie mit Ihrem alten Staublappen runterkommen. Sie wissen doch, daß wir heute große Bescherung haben. Putzen Sie rasch den Baum."

Weihnachtsbescherung in Onkel Augusts Hause! — das war immer ein Ereignis, zunächst für die Kinder seiner zahlreichen Armen. Tagelang lief er durch die Stadt und

kaufte ein, was ein junges Herz beglückt. Er verfuhr dabei nach dem Grundsatz, man sollte gerade einem Kinde nur Wertvolles geben, nicht etwas von den Sachen, wie sie zum Christfest so viel gekauft zu werden pflegten, die für billiges Geld zu haben und reizend anzusehen wären für einen Abend, um morgen schon zu dem zu gehören, was gewesen wäre. Solches Blendwerk zu schenken, sei grausam und auch recht unklug, denn wenn man den Kindern an dem Tage, der für sie der wichtigste des Jahres wäre, und nach dem sie sich so lange gesehnt hätten, haltlosen Schein reichte, so dürfte man sich wahrlich nicht wundern, wenn auch sie einmal der Welt nur Schein lieferten. Was er so zusammengebracht hatte, das wurde aber nicht in bestimmt zugemessener Weise an die einzelnen Kinder verteilt, wie es sonst bei Bescherungen gehalten wird. Onkel August hatte auch im Schenken seine besonderen Maximen. Der Geber aller guten Gaben, meinte er, gestehe seinen Menschenkindern die Auswahl zu. Da laufe der eine aufs Feld und greife hier zu, der andere erjage sich das Seine im Walde, ein dritter steige in die Erde zu den Kohlen und Mineralien hernieder, und ein vierter fahre über's Meer und hole sich Pfeffer und Tabak. So müsse man auch den kleinen Menschen, die man zu Weihnachten erfreuen wolle, das Recht der Selbstentscheidung einräumen. Waren dieselben nun, natürlich lange vor der angesetzten Zeit, im Hause erschienen, so trat der kinderfreundliche Junggeselle mit fürchterlichem Gepolter und mit grimmigem Gesicht in die Mitte der Ungeduldigen, hörte gewissenhaft ihre Lieder ab, sprach zu ihnen gar ernste Worte, die aber immer mehr in launige Rede übergingen, und führte sie endlich in das vom Kerzenglanze hell erleuchtete Pompeji und Herkulanum, wo auf dem Tische der Spielsachen bunte Herrlichkeit aufgebaut war. Hier durfte jedes sich nach Herzenslust etwas „ausgraben“. Was war das dann für eine freudig jauchzende Aufregung, eine

Schieberei und Schreierei, ein gar eifriges Haschen nach dem Schatze, der das junge Herz am meisten anlockte, vielfach ein heißblütiges Ringen der Wünsche und der Hände nach demselben Gegenstande! Durch die drolligen Scenen, die sich dabei abspielten, aufs höchste amüsiert, übte der freundliche Geber nun unter den erregten Gemütern die ausgleichende und im Streitigen entscheidende Gerechtigkeit. Er wußte es mit seinem Worte immer dahin zu bringen, daß jedes das Gefühl hatte, das Beste davongetragen zu haben, und mit seinem Reichtum und beschwert mit vielen Äpfeln, Nüssen und Pfefferkuchen glückstrahlend nach Hause zog. Hier aber hatten inzwischen die Hände der jungen Frauen, die Onkel August dienstfertig zu Gebote standen, den Eltern dargereicht, was sie an nützlichen Dingen für sich und ihre Kinder brauchten.

War der Kinderjubel verhallt, so begann einige Stunden später nun erst seine eigentliche Weihnachtsfreude im Kreise seiner Familie. Das waren seine Dienstleute, seine langjährigen, in Treue und Dankbarkeit ihm zugethanen Gartenarbeiter, die, wie wir uns erinnern, zugleich seine Musikanten waren. Eigentlich hätte er den heiligen Abend ja im Hause seiner Schwester verleben sollen, mit der er sehr innig verkehrte. Aber dieser gehörten die Festtage, denn nach alter, aus dem Elternhause des Schwagers stammender Sitte wurde dort erst am Morgen des ersten Feiertages beschert. Außerdem aber zog es an diesem Abend, wo die tiefsten Gefühle des Menschenherzens lebendig werden, den einsamen Mann, dem bei all seinem Reichtum das Leben doch das Köstlichste versagt hatte, zu denen hin, die auch des Lebens Entbehrungen und unerfüllte Wünsche kannten. Die meisten von ihnen waren irgendwie Invaliden, die Onkel August in einer ihrer Fähigkeit entsprechenden Weise beschäftigte und menschenfreundlich versorgte. Der alte Müller hinkte und konnte sich, in einer Hüfte gelähmt, nur schwer bewegen. Veit

war so kurzsichtig, daß man ihn fast einen Blinden hätte nennen können. Kalbe hatte durch einen Unglücksfall einen Arm verloren, und der kleine Riefenthal ging buckelig und gekrümmt einher. Andere hatten weniger schwere Gebrechen, aber eine volle, lebensfrische Arbeitskraft, wie der Mann sie sich wünscht und braucht, hatte eigentlich keiner. Und einige darunter stammten aus Lebenskreisen, in denen sich ihnen eine ganz andere Zukunft eröffnet haben würde, wenn sie gesund, und von der Natur weniger stiefmütterlich behandelt, in das Dasein eingetreten wären. Diese seine alten Freunde waren ihm durch die Art, wie sie sich in ihr Los schickten, in Stunden schwermütig trüber Stimmung, die er gar nicht selten durchzumachen hatte, oft rechte Herzenserlöser geworden, indem er sich, unter ihnen einhergehend und sie beobachtend, dann sagen durfte, wie gut, wie unvergleichlich besser er es doch habe. So hatte sich bei ihm allmählich ein seelisches Verhältnis zu denselben herausgebildet. Ihr Umgang that seinem Innern wohl und war ihm besonders zu solchen Zeiten ein Bedürfnis, wo dem Gemüte der Witz und der Humor, die ihm oft über die Herzenswehmut weghalfen, nicht zur Verfügung stehen wollten, also vor allem am Weihnachtsabend. Da wurden sie ganz seine Familie, und es trieb ihn dann das Verlangen, sich ihnen noch enger wie sonst anzuschließen und sich damit, daß er ihnen und ihren Anverwandten einige recht trauliche Weihnachtsstunden bereitete, für manche im Laufe des Jahres empfangene innere Wohlthat dankbar zu erweisen. Der eine brachte sein altes Mütterchen mit, ein anderer führte den greisen Vater unterm Arm. Dieser hatte eine Frau, die selbstverständlich dabei sein mußte, jener eine Schwester, die sich auf den Abend bei Onkel August freute, oder einen Bruder, dem niemand sonst einen Christbaum angezündet hätte. Kurz, es kam Jahr für Jahr ein ganz stattlicher Kreis zusammen, und natürlich durften in demselben auch

die Dietern und ihr Wilhelm nicht fehlen. Als Beschenkte und zugleich Mitveranstalterin spielte sie bei der Feier eine Hauptrolle.

Sobald die geladene Gesellschaft beisammen war, öffnete sie die Thür zum Saal, wo unter dem großen Tannenbaum für jeden einige passende, seinen Wünschen entsprechende Gaben ausgebreitet lagen, — aber pechfinster war es im Bescherungszimmer, und Onkel August war nicht anwesend. Plötzlich vernahm man vom Turm herab seines Flötenspieles „Stille Nacht, heilige Nacht.“ War der erste Vers beendet, so fielen die Männer mit ihren Musikinstrumenten ein, und alle übrigen sangen dazu den Vers des lieblichen Liedes, ob auch nicht gerade lieblich, so doch mit rechter Herzensinbrunst, und mitsingend zündete die Dietern nun fünf Kerzen an. Nachdem der letzte Ton verklungen war, ließ sich von oben wie aus Himmelshöhen wieder die Flöte hören. Wieder spielte und sang der andächtige Chor, und von neuem flammten fünf Kerzen auf. Ebenso dann der dritte Vers. Dann kam in der gleichen Weise das „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit“ an die Reihe. Schließlich brannten die dreißig Lichter, jetzt war strahlende Helle im Festraum. Nun kam durch die gegenüberliegende Thür der freudig verklärte Hausherr herein und begrüßte seine durch diese Feier weihnachtlich weihevoll gestimmten Gäste: „Na, Kinderkens, nun kommt mal her und seht mal nach, was der heilige Christ euch mitgebracht hat!“ Es begann das Entfalten der Packete, das Händezusammenschlagen vor Bewunderung und das Händedrücken der dankbaren Freude. Bald summte durch das Zimmer, das vor einigen Stunden noch von der Kinder Lustgeschrei erfüllt gewesen war, das viel stillere und doch nicht minder frohe Geplauder der alten Menschenkinder, denen das freundliche auf sie Einsprechen des ganz sich ihnen widmenden Herrn und sein Bemühen, ihnen den Aufenthalt in seinem

Hause angenehm zu machen, ein Anblick wurde, der sie an Höheres denken und den Reichtum himmlischer Liebe ahnend empfinden ließ. Andererseits hatten sie doch alle das Gefühl, daß sie nicht bloß die Beschenkten waren, daß sie ihrem Wirte heute Abend etwas sein sollten und sein konnten, und dieses Bewußtsein erschloß ihnen das Herz zu unbefangenerem und reicherem Sichgeben. Wenn man sich niedergelassen hatte, und nun die Dietern den Karpfen, in Bier gekocht, auftrug, und jeder es sich schmecken ließ, wenn dann nachher noch die große braune Kaffeekanne mit ihrem dampfenden Trank aufgestellt wurde, und der Festkuchen herumging, dann entwickelte sich die gemütlichste Stimmung, und jeder gab aus dem Schatze seiner Jugenderinnerungen und seiner Lebenserfahrungen in Ernst und Scherz das Beste, was er hatte. Draußen heulte der Sturm, und schlug der Schnee mit tausendfachem leisem Pochen traulich an die Scheiben; in der Stube drinnen wurde gesprochen und gesungen, was am Weihnachtsabend das Herz bewegt, und des Christbaums Kerzenglanz gab dem schlichten Menschenworte einen höheren Gehalt.

Indem man sich mit einander erinnerte, was man einst als Kind gesungen, so auch des Liedes: „Der Christbaum ist der schönste Baum, den wir auf Erden kennen", wurde dieses im Kreise der Gärtner der Anlaß zu einem Gespräch über den Wert der Bäume. Der eine pries den, der andere jenen Baum, aber schließlich ging die immergrüne, würzig duftende Tanne als Siegerin aus dem Wettbewerb hervor. Nur eines fehle ihr doch, bemerkte ein Thüringer, der für die Buchen seiner Heimat am Inselberge eingetreten war: die Tanne bleibe zwar immer grün, aber sie bleibe doch eben nur grün, die Buche dagegen wandle wie mancher andere Baum ihr Laub, und im Herbste prangten daheim die Wälder im goldenen Schmuck. Ja, aber auch die Tanne, erwiderte Kalbe, könne goldene Zweige tragen. Am Main, wo seine Wiege gestanden habe, in der Nähe vom Kloster

Triefenstein, lasse sich zuweilen eine Frau von großer Schönheit sehen, die den Leuten Wohlthaten aller Art erzeige. Einst seien drei wandernde Handwerksburschen lustig dahingezogen, als ihnen plötzlich die Frau begegnete. Mit vorgehaltenem Hute hätten sie dieselbe um eine Gabe gebeten, worauf diese drei Tannenzweige abgebrochen und jedem einen in den Hut gelegt hätte. Ärgerlich warfen sie das wertlose Geschenk weg. Nur einer von ihnen sagte, er wolle doch der schönen Frau zu Ehren seinen Zweig tragen, und er steckte ihn auf seinen Hut. Siehe, da wurde bald ein goldener Zweig daraus. Nun liefen die beiden anderen zurück, um ihre Zweige wieder zu holen, allein sie fanden nirgends mehr eine Spur davon, und als sie selbst sich nun in reuigem Verdruß über die Mißachtung des ihnen Dargereichten Zweige von dem Baum rissen, blieben diese doch nur einfache Tannenzweige. — Mit spöttisch wegwerfendem Lächeln wies der kleine buckelige Riefenthal, der etwas Hämisches in seiner Natur hatte und im Kreise der Arbeitsgenossen den Kritiker vertrat, die Erzählung des Freundes zurück: Solche Volkssagen, in denen der Aberglaube zu nisten pflege, vertrügen sich schlecht mit der Aufklärung der Gegenwart, die müsse man nicht weiter fortpflanzen, sondern wie anderes Wertlose aus der Väter Zeiten absterben lassen. „Na, Kinder, nur nicht so voreilig,“ fuhr Onkel August dazwischen; „ich finde, daß Kalbes Geschichte doch einen recht hübschen Sinn hat. In den Sagen der Vorzeit liegen oft tiefe Wahrheiten. Die schöne Frau habe ich auch gekannt. Sie hat auch mir viel Gutes erwiesen. Seht nur mal, dort an der Wand, da hängt ihr Bild. Es war unsre liebe, gute Mutter, die treue Seele, die ich nimmer vergessen kann. Wie hat sie für uns Kinder gesorgt! Wie hat sie sich gemüht, des Vaters rauhes Wesen gegen uns zu mildern! Wie hat sie mit gütiger Hand über uns gewaltet, daß wir doch unsere Jugendfreude haben sollten!

Und ich sage Euch, die Mutter war eine schöne Frau, eine so schöne gab es gar nicht in der ganzen Bekanntschaft. Ja, guckt mich nicht so groß an, der Onkel August hat wenig von ihr. Auch das Bild dort ist nur sehr schwach, sie war viel schöner als der Maler es getroffen hat. Und am schönsten war sie, wenn sie mit uns unter dem Christbaum stand und da so lieb und fromm mit uns redete. Sie hatte die Gaben uns hingelegt, sie hatte auch den Baum uns ausgeschmückt, und unter der Berührung ihrer Hand ist der Tannenbaum der Kindheit unserem Herzen ein goldener Wunderbaum geworden, von dem ich mein ganzes Leben lang bis heute mehr gehabt habe wie von all meinem Geld und Gut." „Herr Leydenthal hat recht," bestätigte Veit. „Ich kann doch wirklich nicht mehr viel sehen, aber den Weihnachtsbaum der Jugendzeit, den sehe ich deutlich vor mir, und ich sehe ihn oft im Traume wie in goldenem Schimmer, und auch die Mutter sehe ich noch, und, nehmen Sie mir das nicht übel, Herr Leydenthal, auch meine Mutter war eine schöne Frau, die schönste, die ich gekannt habe. Augen hatte sie wie Kohlen, und wenn sie sich die Haare kämmte, so hingen diese bis zu den Knieen, und noch im Alter waren ihre Backen wie ein Apfel so rot." So fingen die Alten nach einander von ihren Müttern zu schwärmen an, und aus der Mutter und des Christbaumes Gedächtnis wob sich ein Gespräch voll dankbaren Erinnerns, dessen Ergebnis dies war, daß die Menschen doch zu bedauern wären, die leichtfertig sich der Mutter Lieben und Mahnen aus dem Sinn schlügen. Nachher käme wohl einmal eine Zeit, wo sie ihr Unrecht einsähen, wo sie das so gering Angeschlagene wieder haben möchten, aber dann wäre es nicht mehr zu erlangen. Dann zündeten sie, umgeben von ihren Kindern, sich wohl einen Baum an, um in dessen Anblick selige Jugenderinnerungen zu feiern, aber es wollte ihnen nun nicht mehr gelingen. Der Weihnachtsbaum dessen,

der gegen die Mutter gefrevelt habe, werde zu keinem goldenen Christbaum, sondern bleibe ewig ein einfacher Tannenbaum mit Lichtern und Flitterzeug.

Gerade vier Wochen später feierte Onkel August seinen Geburtstag. Da fand sich am Nachmittag ein ganz anderer Kreis in seinem Hause zusammen, mit seiner Schwester seine Altersgenossen und die große Zahl der Paare, die ihm ihrer Liebe Glück verdankten. Sie kamen, um ihn zu überraschen, aber manchmal waren vielmehr sie die Überraschten, denn sie fanden kein erwartungsvoll nach ihnen ausschauendes Geburtstagskind im Visitenanzuge, sondern einen Arbeiter im schäbigen Kittel, der bestürzt erklärte, ganz und gar diesen weltgeschichtlich wichtigen Tag vergessen zu haben. „Na nun wird's gut! Was geben wir denn nun bloß an? Es ist ja groß Reinemachen. Alle Möbel stehen über einander. Alle Sofa sind vom Tapezier aufgerissen, alle Tapeten sind herunter genommen. Keiner von Euch kann hinein. Hier draußen im Schnee können wir doch aber unmöglich bleiben? Oder meint Ihr, daß es einmal geht? Kinder, das giebt einen Hauptspaß! Ich lasse schnell Stroh ausbreiten, und dann trinken wir Grog." Wenn die Gäste sich bei dieser sehr gemütlichen Aussicht mit langen, verlegenen Gesichtern einander ansahen und, während der Hausherr sich schleunig in Wichs warf, mit recht geteilter Stimmung dem Thun der Arbeiter zusahen, die sich wirklich an die Strohzurüstung machten, dann fuhren plötzlich vom Hinterraum her Kutschen vor, die die nun von neuem Überraschten in ein Hotel schafften, wo längst ein großes Essen ihrer wartete. Oder aber sie überrumpelten ihn wohl beim Plätten seiner Oberhemden. Dieses Geschäft vertraute er nämlich nie der Dietern oder einer andern Frau an. Wie vom Kochen, meinte er, so verständen die Weiber auch vom Plätten nichts, die rechte, feine Kunst hätten sie dabei nicht raus. Schon die wollene Unterlage auf dem

Plättbrett — dabei käme nichts Ordentliches zustande. Er plättete grundsätzlich nur auf dem bloßen Holzbrett. Und dann machten die Frauensleute auch die Bolzen viel zu heiß — ein rechtschaffener Plättbolzen müsse nur eben angehitzt sein, daß man ohne Schaden das Eisen mit den Fingern berühren könne. Es war ein Genuß für jeden Komiker, Onkel August beim Plätten zu beobachten: die lauernd argwöhnische Miene, wenn er zum Eisen griff und es in Bewegung setzte, sein zärtliches Streichen über das geliebte Wäschestück, daß die Behandlung demselben nur nicht zu wehe thue, und sein stolzes Betrachten dessen, was schließlich daraus wurde. In einer Hausfrau Augen war das zwar ein miserables Resultat, nach seiner Versicherung aber ein Werk, das seinen Meister lobte. Im Stillen jedoch hatte er selber keine allzu große Meinung von seinen Erfolgen auf diesem Gebiete der Wissenschaft, denn wenn es irgendwie auf das Äußere seiner werten Gestalt ankam, zog er nie ein selbstgeplättetes Oberhemd an. Dann wurde vielmehr jedesmal ein neues aus dem Wäschegeschäft hercitiert, so daß sich Unmassen von diesen Leibesgewandungen in seinen Schränken ansammelten. Natürlich war mit dem Schauspiel am Plättbrett die Geburtstagsfeier bei Onkel August jedesmal auf das Entsprechendste eingeleitet, denn das erzeugte eine Belustigung, die immer von neuem die vergnügte Stimmung hervorrief, um so mehr, da es sich im Laufe des Abends immer deutlicher herausstellte, wie sehr der vergeßliche Plättkünstler sich in jeder Beziehung auf seine Gäste eingerichtet hatte.

Das öftere scheinbare Vergessen seines Geburtstages hatte übrigens auch das eine für sich, daß er auf diese Weise ihn wirklich einmal vergessen haben konnte. Wenn es ihm so paßte, und er sich den Gratulierenden entziehen wollte, fanden sie verschlossene Thüren; der Mann, den sie ehren wollten, war weg und blieb weg, und sie mußten un-

verrichteter Sache wieder abziehen. Onkel August war ein Mensch der wechselnden Perioden, und dies nach jeder Seite hin. Es gab Zeiten, wo er wie ein Baron in feinster Kleidung einherging, und dann plötzlich wieder solche, wo er nach einem Anzug griff, den seine Arbeiter auf der Straße zu tragen sich gescheut hätten. Er hatte seine freigebigen Wochen, wo jemand, der mit einem Anliegen kam, seine Bitte gar nicht erst aussprechen brauchte. Er las ihm dieselben an den Augen ab und gab in freiwilligster Dienstbereitschaft und gab mit vollen Händen. Er hatte aber auch Tage, wo er durchaus schwerhörig war und Andeutungen ganz und gar nicht verstehen konnte. Wurde der Bittende dann deutlicher, und rückte er, weil er kein Entgegenkommen fand, endlich offen heraus, so stieß er auf eine mit vielen Verlegenheiten, Ausreden und Entschuldigungen eingewickelte Weigerung, und statt der Tausende von Thalern, die er vielleicht auf ein Grundstück aufnehmen wollte, gab ihm Onkel August einen — Gilka. Auch seine Lebensweise wechselte sehr. In der Regel lebte er recht gut. Auf einmal fing er dann an, sich in einer Weise einzurichten, die jedem, der seine Verhältnisse kannte, schnurrig erscheinen mußte, und sparen, sparen war dann sein drittes Wort. Ebenso wandelte sich auch seine Stimmung. Wer ihn heute in tollster Ausgelassenheit gesehen hatte, der erkannte ihn unter Umständen morgen in seinem schwermütigen Ernste gar nicht wieder. Damit hing denn auch die Verschiedenheit seines Wesens in gesellschaftlicher Beziehung zusammen. War er melancholisch, so war er nicht zu haben. Dann floh er möglichst aus seinem Hause, um von keinem Besuche gefunden zu werden; ja dann konnte er wohl gar Stunden lang am Tage in einem seiner Erdlöcher stecken. Das schlug aber schnell um in das Gegenteil, und dies war seine gewöhnliche Art, in ein lebhaftes Verlangen nach menschlichem Umgang, nach Gesellschaft, ja nach großer Gesellschaft.

Die Gesellschaften, die er veranstaltete, waren zuweilen in der Art ihrer Zusammensetzung einzigartig. Bei der großen Zahl von Menschen aller Lebensstellungen bis in die Kreise des höheren Beamtenstandes und des Adels hinein, die von dem reichen Manne abhängig waren, hatte er die Auswahl, und nun würfelte er sich aus Handwerkern und kleinen Geschäftsleuten und großen Fabrikanten und Geheimräten und Herren mit sehr klangvollen Namen ein buntes Gemisch zusammen. Natürlich nicht aus Ungeschick und gesellschaftlicher Unwissenheit, sondern mit wohlbedachter und zweckvoller Absicht. Wo man eine solche gemischte Gesellschaft bei ihm antraf, konnte man von vornherein sicher sein, daß heute in ihm der Katzenaugust mit seiner Sucht der Abstrafung die Oberhand hatte. Onkel August stammte aus angesehener Familie. Aber er war ein Freund des geringen Volkes, der kleinen Leute, mit denen er innerlich empfand. Da glaubte er denn in der Macht, die sein Besitz ihm gab, die Berufung zu sehen, den Hochmut, mit dem sich so oft die Hohen und Vornehmen an den Niederen versündigen, an jenen rächen zu sollen. Nichts war ihm verhaßter als die hohle Aufgeblasenheit eines Menschen, der, an sich eine völlige Null, es nur durch günstige Zufälligkeiten zu etwas gebracht hatte, oder der nur durch den verdienstlos ererbten Namen in der Welt etwas bedeutete. Nichts empörte ihn mehr als jener Dünkel, dem alles, was nicht Geld hat oder nicht eine hohe Stellung einnimmt, als erbärmliches, der Beachtung nicht wertes Gewürm erscheint, das man, wenn man es vor die Füße kriegt, verächtlich beiseite scharrt. Warte, du eingebildeter Narr, du sollst bei mir Bescheidenheit lernen! dachte er dann bei sich, und er zwang einen solchen durch eine Einladung, in seinem Hause mit denen, die er im Leben draußen hochmütig beleidigt hatte, freundlich zu verkehren. Und wehe demselben, wenn er es dann etwa versuchte, den ihm mißfälligen Tischnachbar als Luft zu be-

handeln! Das entfesselte in dem sonst so liebenswürdigen Manne jedesmal einen wahrhaft dämonischen Vernichtungsdrang, und er verstand es, mit seinem sehr gewandten Geiste, indem er sich im Fragen und Reden einfältig stellte, den Hoffärtigen abzuführen und vor der ganzen Gesellschaft lächerlich zu machen. Das waren für manchen der mitgeladenen Gäste immer peinliche Exekutionen, die sie dem Wirte gern geschenkt hätten, wenn sie es auch denen, die die Lektion empfingen, wohl gönnen mochten, in Onkel Augusts züchtigende Hände gefallen zu sein. Im übrigen aber weilte jedermann gern bei ihm. War auch die Luft im Hause zumeist etwas rauchig, so war doch die geistige Atmosphäre durch sein witzig originelles Wesen eine recht erfrischende, und gerade die Wunderlichkeiten, die man hier auf Schritt und Tritt um sich sah und erlebte, gehörten mit dazu, einem den Aufenthalt bei ihm interessant zu machen.

Schnurrige Dinge kamen da allerdings vor. In seiner biederen Art war er ein Feind aller Knixerei und Kriecherei vor seinem Gelde. Nun befand sich unter seinen Bekannten ein junger Mensch, der eine schreckliche Ehrfurcht vor dem Reichtum hatte, eine von jenen engbrüstigen Staubseelen, denen vor einem reichen Manne oder einer wohlhabenden Frau der Atem ausgeht, als ob diese wegen ihres Geldes mehr wären als andere Menschenkinder. Derselbe konnte sich in Erweisungen seiner Devotion gar nicht genug thun. Aufrecht zu stehen, wenn der Hausherr in der Nähe war, wagte er nicht. Er bewegte sich vor ihm beständig in unterwürfigen Krümmungen, und wenn er das Haus verließ, entfernte er sich rückwärts in endlosen Verbeugungen vor dem hochheiligen Geldsack. Das wollte Onkel August ihm einmal gründlich abgewöhnen. Er sollte es lernen, sich vor dem Menschen als Mensch zu fühlen. So ließ er denn während einer Gesellschaft die hölzerne Freitreppe abnehmen und vor die Thür unten ein tüchtiges Strohpolster breiten.

Er teilte seinen Gästen diese Veränderung mit unter vielem Klagen über die verdrehten Handwerker, die längst daran etwas hätten ändern sollen, die ihn aber im Stich gelassen hätten und nun auf einmal gerade heute, wo er Besuch habe, den Einfall bekämen, ihm seine Treppe wegzufahren. Nun müßte er schon seine werten Gäste bitten, nachher beim Weggehen herunterzuspringen, es wäre ja nicht so schlimm, es handelte sich nur um acht Stufen. Als man sich nun nach einigen Stunden zum Aufbruch rüstete, war der Mann mit den vielen Knixen der erste. Und wirklich, er knixte wieder, er kroch wieder rückwärts vor seinem Wirte her und hatte im Eifer der Anbetung ganz die Warnung desselben vergessen — bums, da lag er unten, und wälzte sich im Stroh. Bestürzt stand der Gastgeber da, und mit der traurigsten Miene, deren er fähig war, rief er dem im Stroh begrabenen Unglückswurm händeringend, während alles in stürmische Heiterkeit ausbrach, seine Beileidsbezeugung nach: „Ne, bester Herr, thun Sie das doch nicht! Ne, so was müssen Sie nie thun, nie wieder! Ach, wie mich das schmerzt! Haben Sie denn nicht gesehen, daß Sie keine Treppe vor sich hatten? Die abscheulichen Tischler! Na, es hat doch aber wohl nichts geschadet? Nicht wahr, Sie sind noch heil? Entschuldigen Sie, entschuldigen Sie, es kommt nicht wieder vor.“ Es kam aber auch nicht wieder vor, daß der junge Mann sich vor dem reichen Herrn des Hauses entwürdigte. Er hatte denselben verstanden. Das Bedrückende der Situation wurde übrigens verwischt durch die komischen Scenen, die sich nach dem Unglücksfall abspielten, durch die Springübungen der Herren und durch das zimperliche oder amüsiert herzhafte Gebaren der Damen, die von ihren Männern, teilweise im Schweiße des Angesichts, heruntergerettet wurden.

Im Sommer war der Schauplatz des gesellschaftlichen Treibens der Garten, und damit stehen wir schließlich vor dem Schönsten, was Onkel August besaß. Kein Mensch,

der von der Straße her die Sahara des Vorplatzes überschaute und dann kopfschüttelnd das närrische Haus betrachtete, konnte ahnen, welche Herrlichkeit großer, schöner, höchst geschmackvoller Anlagen sich dahinter aufthat. Onkel August war mit Leib und Seele Gärtner, und er scheute kein Opfer, das die Bereicherung und Vervollkommnung seiner Schöpfung forderte. Aus Italien hatte er selbst sich die kostbarsten Fruchtbäume geholt, und was an Bäumen, Sträuchern und Blumen im Norden niemand besaß und niemand fortgebracht hätte, das gedieh unter seiner kunstverständigen Pflege und entwickelte sich auf das Üppigste. Es war eine Lust, in diesen Gängen zu wandeln und zu ruhen unter seiner Blumen duftender Pracht. Da waren sinnig angelegte Teppichbeete und großartige Ziergewächse um Statuen gruppiert, und mit kleinen Obstwaldungen abwechselnd ganze Parkabschnitte mit hübschen landschaftlichen Bildern. Dazwischen freilich, für den Lustwandelnden höchst überraschend, die Katzenhütten und hier und dort die früher geschilderten Lauergruben. Im Mittelpunkt des Gartens lag ein kleiner See, und eine zierliche Brücke führte hinüber zu einem Inselchen, das aus einem ganz ansehnlich aufragenden Hügel bestand. Derselbe war am Fuß mit träumerisch flüsterndem Schilf umstanden und mit Birken bewachsen, deren Äste, vom Winde gewiegt, sich im Wasser spiegelten; und des Schilfes Gerausche und der Blätter zitterndes Spiel und der neigende Gruß aus dem See gaben dieser Stätte etwas Geheimnisreiches. Man hatte, wenn man vor der Brücke stand, das Gefühl, daß eine Stimme einem sagte, man sollte nicht hinübergehen, da auf dem Eiland Geister weilten, in deren Reich nur der einzudringen ein Recht hätte, dessen Lebensgeister es wären. Und in der That, die kleine bewaldete Anhöhe im See war Onkel Augusts Allerheiligstes. Droben auf der Bank unter der Linde, die traulich den Hügel krönte, saß er an manchem lauen Sommerabend bis

tief in die Nacht hinein und blies seine Flöte und feierte in den munteren und schwermütigen Melodien, die er ihr entlockte, seines Lebens Erinnerungen. Es war die Kindheit, die frohe, heitere, sorgenlose, deren Bilder ihn umtanzten; das Hoffen und Sehnen der mit Bruder und Schwester zusammen frisch aufsprossenden Jugendkraft, vor deren Blick einst die Welt goldenschön auftauchte. Aber durch all dies Jugendglück hallt des Vaters finstere, ernste Stimme, sein leidenschaftliches Aufbrausen über den Bruder, gegen den ein unerklärlicher Widerwille sein Vaterherz vergiftet hat, gegen den so begabten und zu großen Hoffnungen berechtigenden Jüngling, der den unverdienten Zorn mit sanftem Sinn erträgt. Noch in der Erinnerung bebend, durchlebt er die erschrecklichen Auftritte jener Tage, und auf einmal heißt es: Der Bruder ist weg, er ist nach Amerika gegangen, er ist verschollen, — nichts, nichts mehr, nie wieder hat er etwas von dem teuren Jugendgenossen gehört. Die junge Seele umfinsterte sich mit gramvollen Gedanken. Da tritt in diese Nacht, strahlendes Licht um sich breitend, einer Jungfrau Gestalt. Liebe streckt nach ihr sehnend die Arme, und der heißen Liebe antwortet des Herzens zartes Entgegenkommen. O schöner, seliger Besitz!

In einem Thale friedlich stille
Sah eine Rose ich ersteh'n,
Begabt mit hoher Schönheit Fülle,
Wie ich noch keine je geseh'n.
In duftig angeschwelltem Moose
Erschien der Knospe volle Pracht,
Und schöner als in dieser Rose,
Hat nie der Tugend Bild gelacht.

Liebliches Bild, weile, o weile,
Weile, o weile bei mir!

Und mich ergriff's mit süßem Beben,
Bezaubert stand ich vor ihr da;
Es floß in meine Brust ein Leben,
Wie nie auf Erden mir geschah.
Dies Wonnebild der Rose weilet
In meiner treuen, warmen Brust,
Und in der fernsten Zeit enteilet
Mir nie des Bildes ew'ge Lust.

Liebliches Bild, weile, o weile,
Weile, o weile bei mir!

So flehten oft des Spieles wehmutsvolle Töne durch den Birkenstand, dessen bleiche Stämme, im Mondlicht schimmernd, dem Manne dort oben schmerzliches Gedenken in der Seele weckten: Wie das liebliche Bild im schnellen Verwelken seines jungen Blütenlebens ihm ach! so bald entglitten war; wie er, was erst halb sein eigen gewesen war, für immer verloren hatte durch des Todes unbarmherzigen Raub; wie er der einsame Mann wurde, der Erbe eines großen Vermögens, aber mit liebebedürftigem Herzen liebelos!

Viele begehrten ja seine Hand, — aber ist das wirklich der Zug zu ihm, zu seines Lebens Besitz? Ist es nicht vielmehr das Verlangen nach Besitz und Genuß seines Geldes? Er ist zu stolz dazu, sich ein Herz zu erkaufen. So richtet er sich ein auf das Armbleiben im Reichsein, und das Reichmachen derer, die sich gehören können, muß ihm eine Entschädigung werden für das Nichthabendürfen, das ihm selbst auferlegt ist. Im Üben freundlicher Menschenliebe bleibt ihm das Herz jung und frisch, aber die Geister des Humors, über die seine Natur gebietet, und die ihm helfen müssen, Stimmungen, die ihm kommen, mit wildem Gelächter wegzuscheuchen, springen mit Koboldsätzen in seinem Leben umher und geben demselben ein sonderliches Aussehen. Das Alter naht, und unter dessen verknöchernder Macht wird manches Sonderliche an ihm zu Wunderlichkeiten, die

Menschen von ihm abstoßen, die wenigstens ein junges Frauenherz abstoßen müssen. Und dieses erschaut noch sein altes Auge: eine Gestalt, die ihn an eine Erscheinung der Vergangenheit erinnert, ein Wesen, in dem längst begrabenes und so lange betrauertes Glück ihm aufzuerstehen verspricht. Er glaubt, daß ihm in seinen alten Tagen die Liebe noch einen freundlichen Gruß spendet, er greift nach diesem späten Besitz, aber er ist enttäuscht, sein Glaube war Wahn — das junge Herz will sein Dasein nicht an das eines Sonderlings knüpfen: er muß einsam seiner Tage Rest verleben.

Und so ist Onkel August, ob auch von vielen umgeben, von vielen gesucht und geehrt, als ein Einsamer aus dem Leben geschieden. Zwei Jahrzehnte sind es her, daß er nicht mehr in seinem Hause wirtschaftet, in seinem Garten gräbt, auf dem Hügel im See seine Flöte spielt. Nichts ist mehr übrig von dem, was seine Welt gewesen war. Die Burg mit dem Schweizerdach und dem Turmschornstein ist verschwunden, verschwunden sind seine Besserungsanstalten für Katzen und seine große Kinderschaukel und seine Nachtquartiere in der Erde, verschwunden die Wüsten vor der Thür und der herrliche Garten dahinter. Alles ist weg. Hohe vierstöckige Häuser bedecken nun mit ihrer steinernen Last und mit ihren zahlreichen menschlichen Wohnungen und deren Freuden und Leiden das ganze Grundstück, und die dort hausen, aus aller Welt hier zusammengeschüttelt, wissen nichts mehr von dem Onkel August, der einst hier der Herr war.

Eines Abends stand ich, auf einige Tage in einem dieser Häuser weilend, an dem Fenster, das zum Hofe führte. Draußen brauste die Weltstadt, hier hinten war es still und dunkel, und mein Geist suchte vergangene Zeiten. Da drangen durch die Stille der Nacht von fern her Töne zu meinen Ohren — — es war des Alten Flöte, die ich wieder zu hören meinte. Denn horch, nach all den ausgelassen lustigen Weisen, in denen seine Seele sich einst getummelt hatte,

gerade wenn sie am ernstesten gestimmt war, — richtig, da geht es über in die Melodie, die auch er am liebsten hatte:

Schlafe, Herzlein, schlafe ein,
Laß dein ängstlich Pochen sein.
In der unermessnen Ferne
Leuchten schon die hellen Sterne,
Und es schweiget Flur und Hain;
Schlafe, Herzlein, schlafe ein.

Glaube ist ein starker Held,
Hilft uns streiten in der Welt,
Wie's ein Gott uns vorgeschrieben.
Glücklich, wer ihm treu geblieben!
Hilft uns streiten in der Welt;
Glaube ist ein starker Held.

Liebe ist ein süßer Schmerz,
Sie durchdringet jedes Herz.
Alle Freuden, alle Leiden
Kann die Liebe uns bereiten,
Sie durchdringet jedes Herz;
Liebe ist ein süßer Schmerz.

Hoffnung! Einstens hofft' auch ich,
Doch mein Hoffnungsstern erblich.
Hoffnung schwand, doch nicht mein Lieben,
Bin dem Herzen treu geblieben,
Wo nach Kummer nun und Leid
Hoffnungslose Liebe weilt.

V.

Die böse Sieben.

Nicht nur Völker, Orte und Menschen, auch Zahlen haben ihre Geschichte, und die der Sieben ist vielleicht die interessanteste. Es ist dieser Zahl ergangen wie manchem Sterblichen, der auch, man weiß eigentlich nicht mit welchem Rechte einmal emporgekommen, von dem höchsten Ansehen allmählich in die tiefste Mißachtung hinabgesunken ist. Dieselbe Sieben, der wir das Prädikat „die böse" geben, und die uns damit als ein Ausdruck für das Schrecklichste der Schrecken, als eine Umschreibung der Xantippe gilt, diese Sieben, die der Volksmund in manchen Gegenden wegen ihrer Gestalt sogar die Galgenzahl nennt, war einstmals mit hohen Würden umkleidet.

Alle Völker des Altertums, die Egypter wie die Assyrier und Babylonier, die Perser, die Griechen, die Germanen, vor allen auch die Israeliten haben mit der Siebenzahl den Begriff des Heiligen verbunden. Am siebenten Tage dachten die letzteren sich die Schöpfung vollendet, und dieser Tag wurde ihnen der Tag der Gott geweihten Sabbatruhe. Das siebente Jahr war das Sabbatjahr, in dem Garten und Feld unbestellt ruhen mußten, und aus siebenmal sieben Jahren erstand ihnen das Jubeljahr, das mit seinen Schulderlässen für das wirtschaftliche Leben des Volkes von tief einschneidender Bedeutung war. Außerdem umfaßten ihre hohen Feste sieben Tage. Sieben Tiere von jeder Art sieht die Sage in Noahs Arche ziehen, und den Erzvater Jakob läßt sie je sieben Jahre um seine beiden Frauen dienend werben.

Auch in dem Traume Pharaos zählen die Ähren und die Kühe nach sieben. Siebenmal auch schlägt Moses den Nil, um das Land zu strafen, und als die Kinder Israels in Kanaan einzogen, fielen die Mauern Jerichos am siebenten Tage beim siebenten Umzuge nach dem Schall der sieben Posaunen. Im Priestergesetze drehte sich alles um diese Zahl; erinnert sei nur noch an den siebenarmigen heiligen Leuchter im Tempel zu Jerusalem.

Als eine göttliche Zahl bedeutete die Sieben, zusammen mit der Siebzig, auch die Unendlichkeit, das Grenzenlose. Darum soll, wer die wahre Liebe kennt, imstande sein, dem irrenden Bruder siebzigmal sieben zu vergeben. Derselbe Mund, der dies geboten hat, hat der Menschheit die großen Gedanken seines Lebens in sieben Bitten ans Herz gelegt, und sieben Worte voll erschütternder und erhebender Kraft werden dem Sterbenden zugeschrieben. So zieht sich die heilige Sieben durch die jüdischen und christlichen Religionsurkunden hindurch, um schließlich in der letzten der biblischen Schriften, in den Visionen des Johannes, diesem gewaltigen Bilde der Kämpfe, Leiden und Hoffnungen zur Zeit Neros, uns noch einmal auf Schritt und Tritt zu begegnen. Alles erscheint hier vor des Sehers Blicken siebenfach; man könnte „Die Offenbarung" geradezu die heilige Sieben nennen. Hier findet sich auch „das Buch mit sieben Siegeln," das jeder kennt, der in die Zukunft zu schauen begehrt, — „und niemand konnte das Buch aufthun und darein sehen!"

Aus der Bibel drang die Sieben in das Dogma und in den Kultus der katholischen Kirche, welche, von vielen anderen Dingen abgesehen, das Ziel ihrer Sehnsucht in den sieben übereinander gelagerten Himmeln sucht, welche sieben Sakramente kennt, von sieben Todsünden zu reden weiß, woher auch der bekannte volkstümliche Ausdruck stammt, und ein Fest „der sieben Schmerzen und der sieben Freuden Mariä" feiert. Weit über den Kreis ihrer Anhänger, ja

selbst der Christenheit hinaus, hat sie die Sieben durch eine Legende zu Ehren gebracht. Darnach sollen sich im Jahre 250 unter der großen Christenverfolgung des Decius sieben junge Brüder aus Ephesus, Trabanten des Kaisers, in eine Höhle gerettet haben. Hier seien sie eingeschlafen und erst nach 150 Jahren wieder aufgewacht. Die Muhamedaner wollen wissen, daß die Siebenschläfer von dem Hunde Katmir, der grimmig vor der Höhle gelegen und keinen von den feindlichen Spähern hineingelassen habe, bewacht worden seien. Deshalb ist ihren Dichtern dieses Tier das Symbol der Treue. Als die Brüder nun aus ihrem tiefen Schlafe sich erhoben, schlichen sie in der Meinung, nur eine kurze Zeit hier geweilt zu haben, ängstlich und scheu hinaus, um zu erfahren, ob von der blutig bekämpften Religion noch etwas übrig sei. O Wunder, was sahen da ihre Augen! Überall das Kreuz aufgerichtet, überall christliche Kirchen! Das Christentum war Weltreligion geworden, und die Kaiser huldigten dem Geiste, den sie erst hatten unterdrücken wollen! Über diesen Anblick entzückt, stimmten die Überraschten ein Loblied auf die Allgewalt Gottes an und legten sich nun zur ewigen Ruhe nieder. Im Kalender aber leben sie fort, der 27. Juni ist ihnen gewidmet, es ist der Tag der Siebenschläfer, für den Volksglauben ein entscheidender Wettertag. Zeigt sich die Natur da trübe und schläfrig, so bleibt es so sieben Wochen lang; das alte Sprichwort sagt: „Wenn et up Sübenslöper rägent, denn rägent et seben Weken, un wenn ack mant all Dage en par Droppen fallet.“ Aber der Landmann ist überzeugt, daß es bei den wenigen Tropfen in der Regel nicht sein Bewenden hat, daß der regnerische Siebenschläfer vielmehr miserables Erntewetter verkündet und großen Schaden bringt. Deshalb steht dieser Tag, wie sich das bis in das Mittelalter verfolgen läßt, bei ihm in keinem günstigen Rufe. Die üblen Erfahrungen, die man mit dem von der Kirche ausgezeichneten Siebenschläfer machte, werden

nicht wenig dazu beigetragen haben, der heiligen Zahl ihren Nimbus zu rauben und sie allmählich zu einer unlieben, gefürchteten Zahl werden zu lassen. Andererseits läßt aber ein Blick in das mittelalterliche Volksleben uns doch erkennen, wie sehr man damals noch von dem Glauben an die Heiligkeit der Sieben durchdrungen war, und wie sich dieser Glaube bis in die Volksbelustigung hinein Geltung verschaffte. Karl Simrock berichtet in seiner „Deutschen Mythologie“ von einem eigentümlichen Tanze, der am ersten Osterfeiertage von der männlichen Jugend in den Dörfern aufgeführt zu werden pflegte. Bei dieser offenbar aus religiösen Vorstellungen hervorgegangenen Lustbarkeit riefen die Beteiligten den Zuschauern jodelnd zu:

Könnt ihr nicht die Siebensprüng,
Könnt ihr sie nicht tanzen?
Da ist mancher Edelmann,
Der die sieben Sprüng nicht kann:
Ich kann se! Ich kann se!

Was die Sieben zur heiligen Zahl gemacht hat, läßt sich schwer sagen. Die Gelehrten haben mancherlei Erklärungen versucht, astronomische, anatomische und arithmetisch-philosophische, die aber alle wenig glaubwürdig und viel zu weit hergeholt erscheinen. Wir möchten die Auszeichnung dieser Zahl dem Umstande zuschreiben, daß das Schönste am Himmel, der Regenbogen, sieben Farben und das Schönste auf Erden, die menschliche Stimme, sieben Töne hat. Jedenfalls findet sich die Begünstigung der Sieben auch gerade bei dem Volke, dem die Schönheit heilig war. Die Griechen redeten von den sieben Wundern der Welt, und als das siebente wurde gewöhnlich der Koloß von Rhodos aufgeführt, ein Leuchtturm in Gestalt des Apollo, der so gestellt war, daß die Seeschiffe zwischen den Beinen des Gottes hindurchfuhren. Die Sieben galt als

die Zahl des Apollo. Man zählte sieben freie Künste, auch sieben Weise der Vorzeit, worunter die bekanntesten Solon von Athen und Thales aus Milet waren. Am Himmel kannte man sieben Planeten, und die bekannte Sterngruppe am Halse des Stieres, die Plejaden, das Schiffergestirn, mit dessen Erscheinen die Seefahrt nach der winterlichen Unterbrechung wieder aufgenommen zu werden pflegte, nannten die Griechen das Siebengestirn, obwohl sie mit ihrem unbewaffneten Auge nur sechs Sterne gesehen haben können.

Mit diesem Siebengestirn hat sich die Phantasie zu allen Zeiten viel beschäftigt. Man wollte darin eine von ihren Küchlein umgebene Gluckhenne erkennen, und diese Bezeichnung ist die populärste. Die griechischen Dichter aber sahen darin schöne Frauen, die unter die Sterne versetzt sind, entweder die Töchter des Atlas oder aber, wie Pindar erzählt, die der Plëione in Böotien, die Gefährtinnen der Artemis, denen Orion nachstellte. Um sie zu retten, soll Zeus sie in Tauben und schließlich, als sie auch so vor den Verfolgungen des schönen Riesen nicht sicher waren, in Sterne verwandelt haben; aber auch am Himmel, heißt es, müssen sie noch beständig vor Orion fliehen, der ebenfalls ein Stern geworden ist. Die christliche Sage denkt sich die Entstehung des Sternbildes ganz anders. Einst, so berichtet dieselbe, ging der Heiland an einem Bäckerladen vorüber, wo frisches Brot duftete. Durch einen der Jünger bat er den Meister um eins dieser Brote. Der aber war unbarmherzig und wollte nichts geben. Als dies die Bäckerfrau und ihre sechs Töchter, die von fern standen, bemerkten, reichten sie dem Herrn heimlich die gewünschte Gabe. Zum Dank dafür sind die sieben Frauen an den Himmel erhoben, der Bäcker aber wurde zur Strafe ein Kuckuck. Bekanntlich hat dieser Vogel ein bestäubt aussehendes Gefieder. Schließlich sei noch die Deutung erwähnt, die das nordische Märchen dem Siebengestirn gegeben hat. Es weiß von einer lieblichen

Königstochter, die ein böser Geist verzaubert hatte, und die von sechs Brüdern aus dessen Macht erlöst wurde. Jedem derselben verdankte sie gleich sehr ihre Freiheit. Wem sollte sie nun da ihre Hand reichen? Und wenn sie sich für einen entschiede, würde dies nicht die Eintracht unter den Brüdern vernichten? Da ließ Gott der Herr, um ihr aus der Verlegenheit zu helfen, alle sieben, die Gerettete wie ihre Retter, in einer Nacht sterben und leuchtende Sterne werden. Der Stern, der am hellsten funkelt, ist selbstverständlich die schöne Prinzessin.

Damit sind wir zu den Märchen gekommen, zu den sieben Zwergen hinter den sieben Bergen, die Schneewittchen pflegen, und zu den sieben Raben des Glasberges, in denen die treue Schwester ihre verwunschenen Brüder wiedererkennt. Es möchte uns aber wohl schwer werden, diese Berge, von denen die Kinder träumen, zu entdecken. Sie liegen vielleicht auf dem Monde, und dahin giebt es noch keine Straße. Aber auch auf der Erde existieren Berge oder sonstige Örtlichkeiten genug, deren Benennung auf das Bestreben, auch in den topographischen Gebilden die bedeutsame Sieben herauszufinden, hinweist. Man könnte, von der Sieben geleitet, eine ganz schöne Reise machen, und wenn man nicht viel Zeit dazu hätte, müßte man sich schon von Chamisso Peter Schlemihls Siebenmeilenstiefel entleihen, die dieser, nebenbei gesagt, dem alten Germanengotte Odin, zu dessen mythologischer Ausstattung dieselben gehörten, entwendet hat. Man würde dann vielleicht beim Riesengebirge anfangen, wo die Elbe aus vielen Quellen entspringt, und zwar sind es nach der gewöhnlichen Auffassung sieben Bächlein, von denen der Ursprung dieses großen deutschen Flusses abgeleitet wird. Von hier schreiten wir hinüber an den Fuß der Karpathen, wir sind bei den treuen Sachsen, die sich mitten unter den Magyaren durch die langen Jahrhunderte hin deutsches Denken und Fühlen bewahrt haben.

Siebenbürgen ist ein schönes Land, reich und fruchtbar, auch mit manchen Reizen der Natur geschmückt, und bei dem biederen Sinne seiner Bewohner fühlt der Wanderer sich wohl aufgehoben. Aber eigentlich gehören wir nach dem Plane unserer Reise doch nicht hierher, denn die Sieben im Namen des Landes ist nur ein Schein. Sie rührt von dem Flusse Sibin her, an dem die Hauptstadt Hermannstadt, das frühere Sibinburg, liegt.

Wir eilen weiter gen Süden, wo das ionische Meer flutend die Sieben-Inseln umspült, und woher unseren Hausfrauen die vorzüglichen Rosinen kommen. In Griechenland zieht uns die Stätte an, wo einst das mächtige Theben, die Stadt der sieben Thore, stand. Wir frischen unsere Erinnerungen auf an Niobe, die Gemahlin des thebanischen Königs Amphion, an die tragischen Geschicke des Oedipus und seiner Söhne, der beiden feindlichen Brüder Eteokles und Polyneikes und damit an den Kampf der sieben Helden, und aus der geschichtlichen Zeit tauchen vor uns auf die Kraftgestalten des Epaminondas und Pelopidas, die ihre Vaterstadt so hoch brachten und die beide in siegreichen Schlachten, mit Ruhmeskränzen geschmückt, den Tod fanden. Nun geht es hinüber nach Italien, hin zu der weltbeherrschenden Siebenhügelstadt, wo aus Vergangenheit und Gegenwart tausend und abertausend interessante Dinge uns entgegentreten, wo aber auch unsere Siebenstudien eine merkwürdige Bereicherung finden. Hier nämlich erfahren wir, indem wir in dem Buche der Stadtgeschichte blättern, daß fünf unter Umständen mehr sein kann als sieben. Diese kühne Behauptung hatten im Jahre 1527 die deutschen Landsknechte aufgestellt, als Karl V. gegen den streitbaren, mit Frankreich und Venedig verbündeten Papst Clemens VII. zu Felde zog und Rom zu belagern begann. Und sie behielten recht: Rom fiel, und der Papst wurde in der Engelsburg eingeschlossen.

Kehren wir mit dem deutschen Heere über die Alpen zurück, über den Brenner, durch das Innthal, und verlassen wir die Heerstraße dort, wo es hinaufgeht zum herrlichen Achensee, so gelangen wir im Weiterwandern bald zu dem im kühlen Bergkessel gelegenen vornehmen Bade Kreuth. Hier kennt jeder Sommergast die Sieben-Hütten auf der Alm, wo so frische Molken gereicht werden, und die Sennerin Wunderdinge erzählt, die sich hier oben einmal zugetragen haben sollen. Es handelt sich um eine unglückliche Liebe besonders trauriger Art, die um diese Hirtenwohnungen einen tragisch-romantischen Schimmer breitete; und wenn ich nicht irre, spielen darin sieben Schwestern eine Rolle, die alle eines Jünglings Herz begehrten. Einen Siebenschwesterfelsen treffen wir auch im Tannendunkel des Schwarzwalds, an einem der entzückendsten Punkte des Gebirges, nämlich bei den Ruinen des Klosters Allerheiligen und den malerischen Büttenwasserfällen. Derselbe soll zu der Zeit der Hunnen mehreren schönen Töchtern des Waldes, die vor der Gewaltthätigkeit der wilden Horden zu den zackigen Höhen hinaufgeflüchtet waren, den ersehnten Schutz geboten haben. Anderer Art waren die sieben Jungfrauen, von denen uns der Schiffer Mitteilung macht, wenn er uns an der Lurelei vorüberfährt und nach den gefährlichen Riffen im Rheine ausschaut. Das waren kalte, spröde Seelen gewesen, die das ganze Männervolk verabscheuten. Mancher hatte sein Herz an sie gehängt, doch die Umworbenen stießen jeden kalt zurück und ließen ihn unglücklich werden. Zur Strafe dafür sind sie als Felsen in den Fluß gebannt, wo ihr starres Gestein auch jetzt noch dem, der unvorsichtig ihnen naht, verderblich wird. Von den Sieben-Jungfern-Klippen ist es nicht mehr weit zu dem Siebengebirge, diesem „Amen des Rheins", wie die Bonn gegenüber gelegene Bergeswelt von Königswinter, wo der schöne Fluß noch einmal seine ganze Schönheit entfaltet, von begeisterten Reisebeschreibern ge-

nannt worden ist. Hier mag auch unsere Reise ihren Abschluß finden. Wir steigen hinauf zum Drachenfels, wo Siegfried, der Held aus Niederland, das Ungeheuer erschlug, und wo noch heute das Drachenblut jedem wanderlustigen Männlein und Fräulein als köstliches Labsal fließt. Viele Berghäupter zeigen sich dem freudig Umschau haltenden Blicke. Mit dem Standort zusammen sind es sieben, die besonders imponierend hervortreten, — so hat man es seit alten Tagen gefunden, überrascht von der wunderbar gestaltenden Kraft der Natur, die hier am Rhein es in so großartiger Weise kund gethan habe, daß die Siebenzahl doch etwas ganz Besonderes sei.

Ja, die Sieben etwas ganz Besonderes, das mit den oft so geheimnisvoll waltenden Mächten in Beziehung steht, und daher sie selbst etwas Geheimnisvolles — dieser Gedankengang wurde der fruchtbare Boden, auf dem in jenen Zeiten, wo im christlichen Volke noch die heidnische Denkweise vorherrschte, der Aberglaube üppig emporwucherte. Während das echte, in der christlichen Lebensanschauung am reinsten ausgeprägte religiöse Empfinden in demütiger und dienender Unterordnung unter das Welt und Leben bestimmende Gesetz des Geistes die Harmonie mit diesem Gotteswillen sucht und in solchem Einklang des eigenen Selbst mit der ewigen Ordnung seine sittliche Vervollkommnung als eigentlichen Lebenszweck anstrebt, ist das heidnische Sinnen und Streben in sinnlich-selbstsüchtigem Begehren noch mehr oder weniger vorwiegend auf irdische Zwecke, auf Reichtum, Gesundheit, Macht, Wohlergehen gerichtet. Der Aberglaube ist nun die völlige Entartung des religiösen Gemütes, er ist die jegliches höheren, sittlichen Triebes bare Richtung des Menschenherzens lediglich auf das Irdische. Allein an diesen Erdengütern, allein an diesen zeitlichen Vorteilen ist ihm gelegen. Und wenn schon in jeder heidnischen Religion die Neigung liegt, auf das Walten der Gottheit individuell

selbstsüchtig bestimmenden Einfluß zu gewinnen, so kennt der Aberglaube den höheren Mächten gegenüber überhaupt nur noch die eine Frage: Wie kann ich euch zwingen, daß ihr thun müßt, was ich will, auch wenn das, was ich begehre, ganz gegen euer Vorhaben ist? Der Aberglaube sucht nach geheimnisvollen Kraftmitteln, die ihm die himmlischen Gewalten, ob sie es wollen oder nicht, dienstbar machen sollen, er sinnt auf Zauberkünste.

Da er nun unter anderem auch in der heiligen Zahl, in der ihm geheimnisvoll erscheinenden Sieben, solche übernatürlichen Kräfte annahm, so hat der Aberglaube des Mittelalters, der in beschränkten Köpfen und niedrig gestimmten Seelen bis heute fortwuchert, oft nach derselben gegriffen, um mit ihr seinen Zauber zu treiben, besonders wenn es sich um Heilung von allerlei Krankheiten handelte. Es mag dazu auch der Umstand beigetragen haben, daß der siebente Tag bei manchen Krankheiten erfahrungsgemäß ein Entscheidungstag zu sein pflegt. Nach dem Rat der weisen Frau oder des klugen Schäfers müssen die Leidenden irgend etwas recht Verdrehtes und Lächerliches, mitunter auch etwas Widerliches oder Schauriges, das ihnen genau vorgeschrieben wird, sieben Tage lang oder um sieben Uhr morgens, auch wohl abends, oder aber unter siebenerlei Form verrichten. In Böhmen wird man das Fieber los, wenn man sieben Tage hindurch in der Morgenfrühe Weihwasser aus sieben Kirchen trinkt. Anderwärts hilft es, wenn man sich sieben Zähne eines Toten verschafft und damit dieses oder jenes vornimmt. Im Spessart hat man, während es zu einem Begräbnis läutet, sieben und siebzig Körnchen Salz in ein fließendes Wasser zu werfen und dabei zu rufen: „Hier säe ich diesen Samen in der siebenundsiebzigerlei Gichter Namen, daß mich die Gicht meide, bis ich diesen Samen schneide.“ Die Zauberformeln reden zumeist eine mysteriös unsinnige Sprache, und fast immer ist das Übel geheimnis-

voll mit der 77 umschrieben, z. B.: „Liebe Sonne, komm bald herab und nimm mir die 77 Seuchen ab“ — oder „Gicht, ich befehle dir durch Gottes Macht, durch Gottes Kraft, du sollst nicht mehr reißen, du sollst nicht mehr schleißen, du sollst nicht mehr rennen, du sollst nicht mehr brennen, du sollst nicht mehr brechen, du sollst nicht mehr stechen. Der du unter den 77 bist, sicherlich magst du vergehen, wie die weiße Hand, da unser Herr Jesus am Kreuze hang“ — oder „Hast du eins von den 77 Fiebern, so gesegne ich's dir. Es gehen drei heilige Männer herfür, der erste ist Gott der Vater, der zweite ist Gott der Sohn, der dritte ist das Marienkind, das dir deine 77 Fieber wegnimmt.“ Darauf folgt dann immer die kirchliche Trinitätsformel. Alle Gebrechen sind irgendwie mit der Sieben zu beseitigen. In Tirol z. B. macht der Schwalbenstein, den die Schwalbe im Neste zurückläßt, wenn sie sieben Jahre darin gehaust hat, schlimme Augen gesund.

Vielfach werden zu dem Zauberspuk die Kinder mißbraucht, da der Aberglaube der Kindheit bis zum vollendeten siebenten Jahre eine besonders zauberkräftige Bedeutung beilegt. In der Mark Brandenburg glauben die Bauern, Verwundungen damit heilen zu können, daß sie dem Verletzten ein Hemd anziehen, dessen Garn von einem kleinen Mädchen gesponnen ist. In Hessen und Westfalen erhält ein Kranker nur solches Trinkwasser, welches von einem Kinde unter sieben Jahren geschöpft ist. Ebendort läßt man von einem zum erstenmal tragenden Baume die Früchte durch ein Kind pflücken. Nur so wird der Baum fruchtbar bleiben. In Schlesien und Bayern muß das Lotterielos, wenn man einen guten Treffer davontragen will, beim Einkauf durch eines Kindes Hand gezogen werden. Andrerseits heißt es, daß ein Kind, wenn es einmal in seinem späteren Berufe Glück haben soll, schon vor dem Ende des siebenten Jahres zu irgend einer in diesen Beruf einschlagenden Arbeit angeleitet

werden muß. Man kann vielleicht in dieser Anschauung einen gewissen Sinn finden. Es scheint sich hier in abergläubischer Vorstellung eine auf Erfahrung beruhende pädagogische Weisheit auszusprechen, denn allerdings haben wohl, wenigstens in der Regel, diejenigen, deren Seele schon in früher Kindheit für ihre Lebensarbeit erwärmt wurde, in dieser das Meiste geleistet und den größten Erfolg gehabt.

Überhaupt können wir uns, so verwerflich der Aberglaube auch ist, so geistlos der größte Teil seiner Aufstellungen auch sein mag, doch nicht der Empfindung erwehren, daß darunter einiges ist, woran der den reineren Tiefen der Volksseele entstammende Wahrheitssinn unmerklich mitgewoben hat. So, wie es der abergläubische Sinn meint, ist es Thorheit und Wahn, aber ohne daß er es weiß, enthalten seine Ungereimtheiten Ideen von gediegenem sittlichem Gehalte. Da kann es denn dahin kommen, daß das Gewebe des Unsinns zerfällt, aber des Geistes echter Einschlag als bleibender Wert heraustritt, und daß, was der abergläubische Alte seinem Enkel in närrischer Befangenheit vorträgt, dem aufgeklärten Denken desselben zu einem Bilde sehr ernst zu nehmender Wahrheiten wird.

So steht es auch mit dem Glauben an das Finden und Heben verborgener Schätze, der ein wesentliches Stück des um die Sieben sich gruppierenden Aberglaubens ist. Vielerorts in deutschen Landen liegen tief in der Erde, in Bergesadern, aber auch in Mauergründen, kostbare Kleinodien, unendliche Reichtümer. Jede Gegend hat ihre Schatzsagen. Bis in das Hasten und Jagen großer Städte, wo das lärmende Getriebe des Lebens alle anderen traumhaften Stimmen übertönt, reichen sie hinein. Golddurstig trachten Tausende nach dem eingebildeten Hort, von dem in ihrer Umgebung die Rede geht. Doch um ihn zu Tage zu schaffen, dazu gehört, wie der Aberglaube sich ausdrückt, „begabten Mann's Natur und Geisteskraft“; denn selbst wenn die

Fundstelle bekannt wäre, ist es noch eine schwierige Sache, wirklich Herr des gefundenen Schatzes zu werden. Böse Geister mißgönnen dem Grabenden den Besitz. Dieselben liegen als Schlangen, Hunde, Kröten oder Drachen, auch als verführerische Weiber, auf dem Golde. Sie versuchen es, den Schatzgräber von seinem Vorhaben abzubringen. Besonders lieben sie es, zu „transmutieren", d. h. aus dem von ihnen bewachten Schatze, sowie er sichtbar wird, irgend etwas recht Widerliches zu machen. Nun gilt es, von dem Drohen oder Locken dieser Gestalten und von ihrem Versuche, das Gold in Schmutz zu verwandeln, sich nicht beirren zu lassen, sondern unerschrocken seinen Zweck im Auge zu behalten. Sowie man sich von dem, was die Geister treiben, beeinflussen ließe, würde der Schatz auf Nimmerwiedersehen in unergründliche Tiefen versinken. — Wer hört aus diesem gespensterhaften Zeug nicht doch das Flüstern einer tieferen Weisheit heraus? Allerdings hüten die Schätze der Erde böse, finstere Mächte. Neben so manchem ererbten Vermögen, das unredliches und geldgieriges Scharren zusammengebracht hat, kauert der unsaubre Geist derer, die es einst erworben haben, ihre Habsucht, ihre Hartherzigkeit. Aus großem Besitz, der schnell einem strebsamen Manne zufiel, streckt nur allzu oft üppige Weltlust ihre Hände nach seiner Seele aus. Jetzt wird der reiche Erbe, der früher ein menschenfreundliches Herz hatte, ein kalter Geldmensch, der Mann von Kraft und Charakter und vielleicht recht hoher Gesinnung wird jetzt in der Fülle der Güter ein schlemmender Sinnenmensch. Das Gold verwandelt sich in ihren Händen in elenden, sündigen Mammon, indem es ihre Sinne verwandelt. Dieser wie jener aber ist ein armes, betrogenes Menschenkind, das, ob es auch die Freuden der Welt genießt und sein Geld umklammernd festhält, doch nimmer etwas erlangt von dem Schatz an wahrem Lebensglück, der in jedem Reichtum verborgen liegt. Darum wer reich wird, der sei auf

der Hut, daß er es wirklich werde! Hat man einen Schatz gefunden, sagt der Abergläubige, so muß man, um ihn heben zu können, ein Herz haben, das gegen alles, was einen dabei bedroht, unempfindlich ist, man muß das Wissen um die rechte Kunst besitzen. Diese rechte Kunst, die ihm natürlich eine Summe thörichter Beschwörungsformeln und alberner Zeremonien ist, sucht er im Zauberbuche; der Verständige und sittlich empfindende Mensch, der durch die Umstände oder durch seines Lebens Erfolge zum Schatzgräber geworden ist, wird in die göttliche Tiefe seiner Brust greifen und darin den Geist des herzenswarmen Idealismus finden, der ihn lehrt, in richtiger Verwendung seines Reichtums ein freier Herr und glücklicher Besitzer seiner Güter zu werden.

Der Beachtung wert erscheint uns auch, was in den Büchern des Aberglaubens von dem Aufspüren der vergrabenen Schätze zu lesen ist. Dieselben werden als gewissermaßen beseelt gedacht, es soll ihnen der Trieb innewohnen, irgend eines Menschen Eigentum zu werden. Deshalb steigen sie von Zeit zu Zeit, nämlich alle sieben Jahre, bis dicht an die Oberfläche. In diesen seltenen Tagen ihrer „Reise“ sind sie am leichtesten zu erlangen. Dann braucht man keine Wünschelrute, keine Findekugeln, keine Krystallspiegel oder was sonst an geheimnisvollen Apparaten zur Ausrüstung des Schatzgräbers gehört, denn dann zeigen sie ihr Dasein durch kleine blaue Flammen an, die wie Blüten aus der Erde hervorsprießen. Daher der Ausdruck: das Glück blüht. Nun heißt es, die günstige Zeit nicht verstreichen lassen. Wohl dem, der jetzt bereit ist, nach dem Schatze, der sich ihm anbietet, die Hände auszustrecken! — Wir denken dabei an die seelischen Schätze, die in der Tiefe des Lebens ruhen, und die des Menschen schöner Besitz zu werden trachten. Von ihnen darf man auch sagen, daß sie in Zeiträumen, die nach der Sieben gemessen werden können, zum Lichte empordringen, hinein in das Bewußtsein der

Menschen. Das siebente Lebensjahr gilt nicht nur dem Aberglauben, sondern auch dem Arzte, und nicht nur diesem, sondern auch dem Seelenkenner und Erzieher als ein gewisser erstmaliger Abschluß der Entwicklung. Da sollte das Kind in seiner Herzensbildung so weit sein, daß es Verständnis gewonnen hat für die treue Elternliebe, die seiner Jugend köstlicher Schatz ist, und in freudiger Dankbarkeit das, was die Seinen ihm entgegenbringen, sich aneignet. Im zweimal siebenten, im vierzehnten Jahre pocht an das Herz des Glaubens heilige Macht. Wohl der jungen Seele, die in dieser Zeit der Vorbereitung auf die Konfirmation, in diesen einzig schönen, weihevollen Tagen etwas spürt von dem Himmelreich, das ihr nahe herbeigekommen ist, und die der Stimme gehorcht, die zu ihr spricht: Suchet, so werdet ihr finden! Wenn dann die Sieben dreimal vollendet ist, im einundzwanzigsten Lebensjahre, leuchten aus des reinen Jünglings und der edlen Jungfrau Augen Flammenzeichen der Begeisterung für alles Hohe, Schöne und Wahre, die Kunde geben von dem Schatz an Idealen, den die Brust umschließt, und in denen sich ihnen eine Welt innerer Beglückung erschließen wird, wenn sie denselben treu bleiben und das, was vorläufig nur erst Gedanken sind, mit kühnem, hingebungsvollem Streben in That und Leben umzusetzen sich bemühen. Nun geht's wohl oft durch ernste Stunden hindurch, durch äußere und innere Kämpfe, aber im Ringen mit der unruhigen Welt beruhigt sich die Seele, heißes Begehren kühlt sich ab, die Leidenschaften schlafen ein, und je mehr und mehr hebt sich geläutert das Geisteswesen, des Lebens Schatz wird reif. Und kommt das siebenmal siebente Jahr ihm nahe, dann kann der Mensch, an Weisheit und Erfahrung reich, dastehen in der Fülle innerer Güter. Nun schüttet er mit vollen Händen aus, was seine Tiefe in sich birgt: große Gedanken, schöne Gefühle, Ideen von mächtig anregender Kraft. Es fragt die Welt: Wie kann ein Mann,

eine Frau so viel schaffend geben? Woher nimmt das eine Herz diesen Reichtum, der nach allen Seiten hin beglückt und belebt? Woher? Nun, aus sich selbst, es braucht nicht lange darnach suchen, es hat nur zuzugreifen, es liegt ihm alles willfährig bereit. Doch mit der Zeit erschöpft sich auch das unversiegbar erscheinende produktive Vermögen. Der Greis, die Greisin ziehen sich, einer viel bewegenden Wirksamkeit nicht mehr gewachsen, in die Stille zurück. Aber geistiges Verarmen ist hier nicht ihr Los. Ob auch die siebziger Jahre da sind, gerade damit steigen neue Schätze in der Seele auf: die Ewigkeit entfaltet in ihr eine Welt voll Trost und Frieden und voll beseligender, über alles Leid und alle Unvollkommenheit des Erdendaseins hinausgreifender Lebensahnung. — —

Nach dieser Abschweifung in geistigere Sphären müssen wir noch einmal in die Stickluft des Aberglaubens zurückkehren. Die Sieben war, wie wir sahen, zur Zauberzahl degradiert, und zwar galt sie zunächst als die die himmlischen Mächte zwingende Glückszahl. Da der Aberglaube aber, in seiner seelischen Verdüsterung einer wahrhaft monotheistischen Lebensanschauung nicht fähig, alles Schmerzliche und Widerwärtige auf das Treiben böser Gewalten zurückführt — er ist eben das in der Volksseele noch fortvegetierende abgelebte und entartete Heidentum, und die alten heidnischen Gottheiten betrachtet er nun als teuflische Geister, vor denen er in beständiger Furcht lebt — so liegt es nahe, daß die Siebenzahl, die geheimnisvolle, auch mit diesen in Verbindung gebracht wurde. Den ersten Anlaß dazu mag die Offenbarung Johannis gegeben haben, die der Aberglaube in seiner Weise viel benutzt. Hier wird das Schaurige, Schreckensvolle in sieben Siegeln, sieben Posaunen und sieben Zornschalen, die die sieben furchtbaren Engel tragen, dargestellt, ja mehr noch, das antichristliche Tier des 13. Kapitels — gemeint ist von dem Apokalyptiker das römische Kaiser-

reich, — dem der Drache die Macht gab über alle Geschlechter, Sprachen und Völker, zu streiten mit den Heiligen und den Namen Gottes zu lästern, ist ein siebenköpfiges Ungeheuer. Nehmen wir dazu solche unliebsamen Erfahrungen mit der Sieben, wie sie oben bei dem Siebenschläfer angedeutet wurden, so haben wir damit die Erklärung zusammen für die Umwandlung aus der göttlichen Glückszahl in die teuflische Unglückszahl. Bei der wüsten Unklarheit, die in dem abergläubischen Hirn herrscht, wird natürlich der schreiende Widerspruch dieses Nebeneinanders nicht empfunden.

Man sollte es kaum glauben, wie weit in unserem Zeitalter aufhellender Schulbildung der Aberglaube noch verbreitet ist, und zwar nicht nur in beschränkten Köpfen, sondern auch in solchen, die auf Bildung Anspruch erheben. Der Aberglaube ist eben in erster Linie nicht eine Verwirrung des Verstandes, sondern des Empfindens, er ist eine aus Mangel an echter, gesunder Frömmigkeit entstehende Herzensverirrung. Eine Hauptrolle spielen in der abergläubischen Vorstellung auch heute noch die schlimmen, verhängnisvollen Tage, der Montag, der Freitag, und dazu gehören in manchen Gegenden auch die Monatstage, die eine Sieben enthalten. Da hat der Böse die Gewalt, des Menschen Werk zu schädigen und zu vernichten. Darum darf man an diesen Tagen nicht säen, wenn nicht Mißwachs eintreten soll. Man darf nicht Hochzeit halten, denn es würde alsdann einmal zur Scheidung führen. Auch darf der Schiffer nicht in See gehen, da das Schiff unfehlbar scheitern würde. Und wie über gewisse Tage, so herrscht das Unheil der Sieben auch über gewisse Personen. In manchen Landstrichen Norddeutschlands kann man, wenn man mit dem einfachen Volke verkehrt, noch oft die Ansicht aussprechen hören, daß das siebente Kind einer Mutter eine Nachtmahrte wird. Fragt man, was das sei, so erhält man die Antwort: Das sind jene unglücklichen Wesen, die auf

des Teufels Geheiß ohne ihren Willen nächtlich in unsichtbarer geisterhafter Gestalt umherschleichen, durch Schlüssellöcher und Astlöcher in die Stuben schlüpfen und sich den Schlafenden als Alpe würgend und pressend auf die Brust legen müssen. Manch einem, der als der Siebente in einer Kinderreihe bekannt war, ist es schon herzlich schlecht gegangen. Man hat, weil man sich nachts beklemmt gefühlt und für das Alpdrücken ihm die Schuld beigemessen hatte, am Tage an dem armen Menschen in roher Weise Rache geübt. Im Harz peitscht man die als Mahrten Verschrieenen, wo man ihrer habhaft werden kann, tüchtig durch. Zuweilen müssen fremde Bettler unter diesem Aberglauben schwer leiden, denn die Mahrtplage soll aufhören, wenn man dem Quälgeist für den nächsten Tag ein Brot verspricht. Der erste, der nun am Morgen bittend in das Haus tritt, kann eine furchtbare Tracht Prügel bekommen, ohne zu wissen, was er denn eigentlich verbrochen habe. Noch boshafter und bedrohlicher ist der Werwolfglaube, der im Oldenburgischen, wie uns versichert wird, ebenfalls bis in die Gegenwart hinein sein Unwesen treibt. Darnach haben Eltern, denen sieben Söhne zu teil geworden sind, das Unglück, unter ihren Kindern eins zu besitzen, dem, wenn auch lange verborgen, der Heißhunger des Wolfes im Blute lebt. Plötzlich wird der Wolf in ihm einmal losbrechen, und dann muß er einen Menschen zerreißen. Dieser entsetzliche Wahn hat zahllosen Mutterherzen das Leben verbittert, hat Väter ungerecht gemacht gegen Söhne, die vielleicht etwas leidenschaftlich angelegt waren, ja er hat früher oft genug zum Brudermord geführt.

Wie man mit Hilfe der Sieben über die Gottheit Herr wird, so kann man sich mit derselben auch der satanischen Mächte versichern. Eine ganz eigentümliche Gestalt dieses Aberglaubens findet sich in einem Teil der österreichischen Alpen. Dort soll aus dem siebenten Ei einer ganz schwarzen

Henne, wenn man dasselbe sieben Tage ununterbrochen unter der linken Achsel trägt, schließlich ein kleines Teufelchen herauskommen. Das ist der „Spanzifankerl", der einem zu allem verhilft, was man erreichen will, natürlich auf Kosten des ewigen Seelenheils. Doch kann man den also ausgebrüteten dienstbaren Geist, wenn man ihn ausgenutzt hat, heimlich einem anderen zuschieben. Den siebenten Herrn aber verläßt er nicht mehr, den peinigt er zu Tode. Deshalb sieht dort der abergläubische Bauer den Besuchenden ängstlich darauf an, ob er ihm etwa den Hühnerteufel, wie derselbe auch genannt wird, ins Haus schleppe, den er vielleicht nicht mehr loswerden möchte. Wie viel Argwohn und Feindschaft und wie viel Herzensangst und Lebensunglück mögen aus solchem frevelhaften Unsinn schon hervorgegangen sein!

Das Scheußlichste und Verderblichste aber hat die abergläubische Furcht vor Behexung geleistet. Auch in den Hexenglauben spielt die Siebenzahl mit hinein. Erst nach einer Probezeit von sieben oder, wie auch behauptet wird, von dreimal sieben Jahren, wenn sie sich unter Anleitung einer alten Hexe in Gottlosigkeit und Schlechtigkeit hinlänglich bewährt haben, nimmt Beelzebub die Weiber, die sich ihm verschrieben haben, als vollberechtigte Dienerinnen an. Dann kommen in der Walpurgisnacht alle Hexen, auf Besen, Mistgabeln, Butterfässern oder Ziegenböcken reitend, auf dem Brocken zusammen. Hier müssen die Teufelsnovizen vor dem Meister noch einmal ein Examen ablegen, ihrer Seligkeit entsagen, dem Teufel Treue geloben und ihm versprechen, so viele Neulinge, als nur möglich, ihm zuzuführen. Darauf wird ihnen das Höllensiegel, der Bocksfuß, auf das Kreuz gebrannt, und sie erhalten nun die Macht des bösen Blicks, mit dem sie alles Unheil anzurichten imstande sind. Wüste Lustbarkeiten mit den satanischen Geistern beschließen die Aufnahmefeier. Ehe der Vertrag auf diese Weise vollendet ist, kann diejenige, der es leid geworden ist, sich einer

Hexenmutter anvertraut zu haben, von dem schlimmen Bündnis noch loskommen. Dazu ist nötig, daß sie sich sieben Jahre nicht wäscht und nicht kämmt! Mit der Sieben läßt sich aber auch Macht gewinnen über die Hexen. In Tirol findet vielerorts in der Walpurgisnacht ein „Ausbrennen" derselben statt; man läuft dort mit Feuerbränden unter furchtbarem Lärm siebenmal um das Dorf herum und ist dann überzeugt, daß damit jede Zaubermacht der bösen Weiber gebrochen ist. Auch war früher und ist wohl hier und da auch jetzt noch in den Alpen die Meinung verbreitet, daß, wer bei der Christmette auf einem Schemel von siebenerlei Holz sitzt, hellsehend wird. Ein solcher kann wahrnehmen, wie am Altar der Teufel Platz genommen hat, umgeben von den Hexen des Ortes, die ihn, während ringsum der Gottesdienst vor sich geht, mit frechen, höhnischen Blicken — frisieren. Wehe den Frauen und Mädchen, die man in dieser Stunde erkannt zu haben vorgab! Ein Schauder geht uns durch bei dem Gedanken an die grausamen Torturen, denen die armen Opfer dieses blödsinnigen Aberglaubens unterzogen wurden, bis sie schließlich auf dem Scheiterhaufen Erlösung fanden von der Wut der Mitmenschen, die in ihrem Wahn an ihnen zu Teufeln geworden waren.

Hier knüpft sich nun in der Geschichte der Sieben an das Kulturbild des Aberglaubens ein solches ganz anderer und doch nicht minder unerfreulicher Art. Neben dem mittelalterlichen „Hexenhammer", jenem greulichen Buche finstersten Aberglaubens, findet sich in den Bibliotheken ein Buch aus dem Zeitalter des dreißigjährigen Krieges, das ebenfalls von Hexen handelt, aber nicht von denen der Einbildung, sondern von denen des wirklichen Lebens. In einem seiner „Zehn satyrischen Gedichte", das überschrieben ist „Das Poetische Frauenzimmer oder Böse Sieben", rollt Joachim Rachel, der bedeutendste satyrische Dichter jener Tage, ein Bild des

Frauenlebens, wie es ihm entgegengetreten war, vor uns auf. Das Machwerk ist ohne Geist und Witz, die Sprache ist unschön und eckig, Ausdrücke und Vergleiche sind zumeist recht roh und gewöhnlich. Das Ganze zeigt uns, auf welchem niederen Stande sich die deutsche Poesie damals befand. Aber kulturgeschichtlich ist das Werk von Interesse, und für uns hier von besonderem, weil durch diese sieben Hexenbilder, die Rachel gezeichnet hat, der Ausdruck entstanden ist, den wir diesem Artikel zur Überschrift gegeben haben. Anfänglich sagte man von einer in ihrer Charaktergestalt abstoßenden Frauensperson mit Hinweisung auf das seiner Zeit viel gelesene Buch: Das ist auch eine von den bösen Sieben. Dann wurde daraus die abkürzende Wendung: Sie ist eine böse Sieben. So mag denn der Leser uns noch durch die Bildergallerie des Satyrikers begleiten:

Die Erste, es ist die Dumme und Faule zugleich, kann schwarz von weiß nicht unterscheiden. Sie rührt in der Küche das tollste Zeug durcheinander, „nimpt Sempff für Hirsen-Grütz und kocht für Butter Hartz." Den ganzen Tag thut sie den Mund nicht auf, ihr Wesen gegen Mann und Kind ist essigsauer, und wenn einmal ein Freund im Hause ist, verkriecht sie sich in den Winkel, denn um sich in das Gespräch der Männer zu mischen, dazu ist sie zu beschränkt und zu träge. Sie „sucht stetig Einsamkeit, der Faulen Paradis", und ihre liebste und fast einzige Beschäftigung ist essen und schlafen. Nur wenn sie sich darin gestört oder in einem Genuß beeinträchtigt sieht, wacht sie aus ihrer Lethargie auf, dann

— murrt sie bei sich selbst, als wie ein Hund sich stellt,
Wenn er ein Rindgedärm mit beyden Pfoten hält,
Und schrecket seinen Gast mit scheelen und mit blecken.

Die Nächste ist die Schmutzige, wie am Körper, so in der Kleidung. Zur Seife greift sie alle Jahre einmal, die

Haare sind, so oft man sie sieht, wirr und zerzaust, Wäsche braucht sie sehr wenig, denn die heute angezogene reicht für mehrere Wochen hin. Ihr Rock „hat einen Saum, von hinten Finger dick, von fornen beugt er kaum." Das Haus sieht nett aus. Den Staub kehrt die Magd einfach in die Ecken hinein, und über die Fenster breitet die Spinne unbelästigt ihr kunstvolles Netz. Kurz vor dem Mittagessen werden die ungewaschenen Teller unter dem Tische hervorgesucht, flüchtig abgespült und mit wer weiß welchem Lappen getrocknet. Jedenfalls liegen ihr die Windeln sehr bequem nahe. Wenn sie dann den Topf vom Herde nimmt, findet sich im Kohl wohl eine Maus. Was schadet das? Das Essen schmeckt darum doch. Sie braucht ja nichts davon nehmen, und die anderen wissen es nicht.

Die Dritte, die Überkluge, redet, in unangenehmster Weise von sich selbst überzeugt, in alles mit hinein. Sie hat die Weisheit mit Löffeln gegessen, und über jedes Ding vermag sie zu reden, nicht am wenigsten über das, was sie nicht versteht. Was sollte sie auch nicht verstehen, sie die Gescheite, die Geistreiche, die Allwissende? Kein Arzt kennt seine Wissenschaft so, wie sie darin Bescheid zu wissen glaubt. Hat sie ja doch aus des Paracelsus Lehren eine ganze Anzahl gelehrter Brocken aufgeschnappt. Daß es nur abgerissenes, unbegriffenes Zeug ist, gesteht sie sich nicht ein. Über alles maßt sie sich ein gewichtig sich breit machendes Urteil an. Auch der Pfarrer auf der Kanzel muß sich von ihr meistern lassen. Sie sagt's den Leuten ganz genau, was in seiner Predigt Gottes Wort und was nur Menschenpfündlein gewesen sei. Was er aber Gutes vorgebracht hat, darüber spricht sie in einer Weise, daß man denken sollte, sie habe ihn erst darauf hingeführt. Dabei steckt sie aber bis über die Ohren voll närrischer Alfanzereien. In ihrer Sucht, mehr zu wissen als andere Leute, liest ihr abergläubischer Sinn aus allem, auch aus den zufälligsten Dingen,

eine tiefe Bedeutung heraus. Die Zukunft liegt vor ihr wie ein aufgeschlagenes Buch, und was aller Welt noch unbekannt ist, das ist ihr schon ganz unzweifelhaft sicher. Sie ist ja die kluge, die scharfblickende Frau. Und sie muß unbedingt recht behalten, da giebt's keinen Widerspruch. Wer den wagen wollte, den würde sie schön anschnauben. Am schlimmsten erginge es ihrem Manne, wenn er ihr nicht in allem zustimmte. Der darf keine eigene, von der ihrigen abweichende Meinung haben:

Sie weiß mit tausend Fünden
Dir, Breithuth, was sie will, mit Listen aufzubinden.

Nun folgt eine, die hat das Wesen des alles durchschnüffelnden und alles ankläffenden Hundes. Den ganzen Tag liegt sie bei den Leuten umher, bald hier, bald dort, um zu sehen, wie sie es treiben, und was sich etwa an dem Thun und Treiben ihrer Mitmenschen aussetzen lasse. An allem und bei jedem findet sie etwas zu tadeln, und aus dem, was sie glücklich aufgestöbert hat, macht sie, und wäre es auch an sich gar nichts, ein großes Stadtgeschrei. Was hat der Gatte an der Seite solches kritteligen und schmähsüchtigen Weibes zu leiden! Sie quält ihn beständig mit Vorwürfen, nichts macht er ihr recht, und das Wörterbuch der Kraftausdrücke, die sie, wenn er etwas versieht, über ihn ausschüttet, ist schier endlos. Joachim Rachel führt nicht weniger wie achtzehn liebliche Kosenamen für den Ehemann, die solch ein zartes Geschöpf damals im Munde führte, an; aber wir müssen es uns versagen, sie unseren Lesern mitzuteilen. Die Charakteristik fordert es jedoch, daß wir die erbauliche Familienscene wiedergeben, die nach des Dichters Darstellung sich abspielt, wenn die Holde ihrem Herzen wieder einmal Luft gemacht hat.

Wirf sie zu Boden hin,
Zerschlag sie Wollen-weich, so bleibet doch der Sinn

Stahl-, Stein- und Eysenhart. Sie giebet Fluch, muß fluchen,
Sie wechselt Wort umb Wort. Du magst es auch versuchen
Mit Friede, Lieb und Gunst, sprich sie gar freundlich an,
(Kein Tyger ist so wild, das man nicht zähmen kan
Mit steter Freundlichkeit), umbfange sie zu küssen,
Heiß sie dein liebstes Hertz, auch wider dein Gewissen,
Sie wirfft dir wiederumb nach angebohrner Arth
Die Nägel ins Gesicht, die Finger in den Bart.

Ganz anders präsentiert sich uns Nummer Fünf. Das ist ein liebliches Schmeichelkätzchen, das mit seinen süßen Worten des Mannes Sinn umstrickt und mit seinen Lobeserhebungen ihn auf sich selbst eitel machen könnte. Aber launenhaft und veränderlich wie die Meereswogen schlägt ihr Sinn plötzlich um, und ihr Gatte weiß nicht, wie ihm geschehen ist, wenn das sanfte Ding auf einmal zu wüten anfängt, als ob ein Dämon über es gekommen wäre. Alles Mögliche stellt er an, um sie zu beruhigen, um nur wieder ihr bezauberndes Geschmeichel zu hören. Er bittet ab, obwohl er nichts verbrochen hat; er unterwirft sich gefügig jedem Winke, obwohl sein Verstand ihm sagt, daß er Thorheiten begeht. So versteht sie es, im Wechsel von Lachen und Weinen, von Liebkosen und Grollen den Mann unter den Pantoffel zu kriegen und ihn damit, daß sie den Zaum bald an sich zieht, bald wieder gleiten läßt, wie es ihr am besten deucht, und ihre Stimmung es mit sich bringt, schließlich ganz willenlos zu machen. Hat sie nun gar das Geld ins Haus gebracht, so wird sie sich umsoweniger scheuen, den Gatten zum Sklaven zu entwürdigen. Keines Schillings Herr, muß er singen, wie es Madamen beliebt tanzen zu wollen. Er erhält seine Groschen von ihr zugeteilt, sie kauft ein und zahlt aus, ohne es mit ihrem Manne zu besprechen. Sie putzt ihn zu ihrem Lakaien heraus, der in „gülden Tuch mit Dienstbarkeit verbrämt" den Schritten der gnädigen Frau folgt, und er muß am Ende für jeden Tropfen

Honigseim freundlicher Laune, den sie ihm in den galligen Trank mischt, dankbar sein.

Eine weitere höchst widerwärtige Erscheinung ist das oberflächliche Weib mit der allezeit schnatternden Zunge, dem Worte nie, Gedanken desto mehr fehlen. Was die Frau spricht, sind die nichtigsten Dinge, untermischt mit zahllosen Lügen, die der Redseligen aushelfen müssen, wenn ihr der Stoff ausgeht, oder wenn das, was sie zu sagen weiß, doch gar zu nichtssagend ist. Sie lügt und übertreibt, so oft sie den Mund aufthut. Da sie im Hause nicht Gelegenheit genug zum Schwatzen hat, so sucht sie sich auf der Straße das ihr Gehör schenkende Publikum, wo sie jeden Bekannten, auch solche, die beschäftigt sind und gar kein Verlangen nach ihrem Gefasel haben, überfällt. Wer ihr in die Hände gerät, muß ihr still halten. So bald läßt sie ihr Opfer nicht wieder los, wie sehr es auch weiter strebt. Immer hat sie ja etwas Neues, etwas Pikantes und, wie sie wähnt, für alle Welt Interessantes zu erzählen, denn in alle Häuser lauschen ihre Ohren, und auch die verborgensten Familiengeheimnisse entgehen der Klatschsüchtigen nicht. Nicht am wenigsten muß ihr eigenes häusliches Erfahren und Erleiden zur Unterhaltung der Leute herhalten, und sie scheut sich nicht, vor fremden Ohren über ihren Mann und dessen Vernachlässigungen zu klagen.

Als die Letzte in der Reihe seiner sieben Musterexemplare führt uns der Satyriker ein gar schmuckes Weib vor. Es ist eine vornehme Dame, die vier- und sechsspännig ausfährt. Sie ist „ansehnlich hoch von prächtigen Geberden, gleichwie Andromache, als Hektor von den Pferden noch nicht war umbgeschleifft."

Der Mund ist Kirschen-roth, die Lilien-weisse Wangen
Mit Purpur abgemahlt. Die stolzen Augen prangen
Wie Venus schöner Stern. Der Hals ist gantz umgeben
Mit seinem krausen Haar als wie mit güldnen Reben.

Wozu noch dieses kompt, daß auch der Ketten Pracht
Die Marmor-weisse Haut noch angenehmer macht.
Die Ohren, Stirn und Brust, die beyde Hände funkeln
Von Amethisten Glantz, Rubinen und Karbunkeln,
Von Gold und Diamant.

Eitel und putzsüchtig ist ihr Sinn. Jeder häusliche Beschäftigungstrieb geht ihr ab; „dem Spinnen spinnefeind," ist sie nur bedacht aufs Staatmachen und auf gesellschaftliche Vergnügungen, die für sie aber allein den Zweck haben, sich sehen, von den Männern bewundern und von den Frauen beneiden zu lassen. Ihre ganze Lebenssorge ist darauf gerichtet, daß sie nur ja von allen die Schönste und Eleganteste, die unerreichbar Dastehende bleibt, und vom Morgen bis zum Abend ist ihr Tagewerk einzig die leibliche Ausstaffierung. Was die Natur etwa noch versäumt hat, wird durch die Kunst ersetzt. Geschnitzte Hölzer müssen ihr helfen, der Taille durch Einschnürung ein noch schlankeres Aussehen zu geben. „Sie klebet ins Gesicht, wiewohl es unverletzet, ein schwartzes Pflastermahl," um den weißen Teint zu heben, und braucht „Krafftmeel, Eyerklaar, Zinnober, Perlenstaub mit Bergroth eingerühret, Senff, Spießglaß, Weinstein-Öhl," um die Haut zu pflegen und sich das Gesicht „anzustreichen". Noch mehr hat sie mit ihrer Garderobe zu thun, die sie fortwährend wechselt. Was Frankreich an neuen Moden ersonnen hat, muß sie sofort haben, aber sowie eine andere es auch besitzt, wirft sie das Kostüm beiseite, denn „in Kleider Neuligkeit darff niemand ihr sich gleichen." Mit diesem Treiben verthut sie Unsummen, vergeudet sie ein großes Vermögen, richtet sie ihren Mann zu Grunde. Aber was fragt darnach die leichtsinnige, selbstgefällige Frau, in deren Augen der Gatte nur dazu da ist, in seinem Besitz und Verdienst von ihrer pfauenhaften Eitelkeit ausgenutzt zu werden?

Diese bösen Sieben sind allerdings wahrhafte Hexenbilder. Es sind weibliche Gestalten des 17. Jahrhunderts,

aus der Zeit der verrottetsten sittlichen Zustände, wo für die Herzensausbildung des Mädchens so gut wie nichts geschah. Möchte man doch sagen können: Es sind Mumien der Vergangenheit, die in dem lebenden Geschlechte nicht mehr ihresgleichen finden! Möchte die Rede von bösen Sieben, die ihren Männern das Leben verbittern sollen, heute nichts mehr sein als eine Sage, so unwahr und unbegründet, wie es der Phantasiespuk des Aberglaubens ist, von dem wir oben gehandelt haben! Wir beschließen hier dieses kulturgeschichtliche Kapitel über die Sieben. Wenn dasselbe in seinem Inhalt einem Regentage mit wenigen freundlichen Sonnenblicken zu vergleichen ist, so wird der Leser vom Abschluß eine gewisse Aufhellung erwarten. Dieselbe können wir durch die Mitteilung bringen, daß Joachim Rachel, der die Frauen seiner Zeit so übel mitgenommen hat, doch darum kein Weiberfeind war. Auch er erklärt die Liebe für das Süßeste, was es auf Erden giebt, und er bekennt am Ende seiner Satyre, daß er doch auch Frauen ganz anderer Art getroffen habe. Das ansprechende Bild, das er von denselben entwirft, ist im wesentlichen gezeichnet nach dem letzten Kapitel der Sprüche Salomos, welches in seiner schlichten Schönheit zu dem Besten gehört, was je über der Frauen Lieben und Leben geschrieben ist. Darauf gestützt, preist Rachel die Herzensvorzüge der rechten Gattin, ihr treues Fördern und gütiges Ermutigen des Mannes und ihr schönes hausfrauliches und haushälterisches Walten, wobei er aber nicht vergißt zu betonen, daß, so sparsam sie ist, sie doch bestrebt ist, „zu rechter Zeit was Niedliches auf den Tisch" zu setzen.

Nur einen Mangel hat seine Charakteristik, und der findet sich so oft in dichterischen Frauenidealen. Er faßt sein Lob der Frau in dem Worte zusammen: „Sie thut, wie der Liebste will." Das ist aber gar nicht immer recht und gut gehandelt von den lieben Frauen. So angenehm es

vielen Herren der Schöpfung auch sein mag, in der Gattin ein unbedingt folgsames, all ihren Wünschen und Launen sich fügendes, all ihren verkehrten Ansichten und ihren Schwächen sich unterwerfendes Wesen zu haben, so ist ihnen das doch durchaus nicht heilsam. Der rechte Mann will an seiner Seite keine unterthänige Dienerin, kein Kätchen von Heilbronn, kein Kind, das ihn nimmt, wie er ist, und das auch gegen seine Verirrungen und Fehler nie ein Wort sich erlauben würde, sondern eine freie, bei aller Sanftmut und Milde doch kraftvoll ihre gewiß oft bessere Einsicht und ihr unter Umständen viel richtigeres Gefühl geltend machende Persönlichkeit. Er verlangt von seiner Lebensgefährtin in erster Linie, daß sie eine bei aller Liebe und gerade um ihrer Liebe willen auch den Widerspruch und Vorwurf nicht scheuende Bildnerin seiner Seele sei. Und hat er diese in ihr gefunden, dann dankt er dem Himmel für den Segen innerer Veredelung, der ihm in seinem Weibe geworden ist, und das höchste Lob, das einem Frauenherzen gespendet werden kann, ist das Geständnis:

Eine Silberlichtspur folgt dem Kahn
In der stillen Nacht auf seiner Bahn.
So ließ dein Erscheinen eine helle
Spur in meines Lebens dunkler Welle.

Jene Spur, die in den Wassern ruht,
Wird verschwinden mit der nächsten Flut,
Doch die schöne Lichtspur im Gemüte
Tilgt für's Leben keines Sturms Gewüte!

VI.

Die Rede der Steine.

Begleite mich, lieber Leser, auf die Wanderschaft. Wir fahren durch das mittelländische Meer und lenken ein in Ägyptens Fluß. Durch das Schilf des Nils rauscht unser Schiff, vorüber an den gewaltigen Steinbauten der Pyramiden, diesen Gräbern der ältesten ägyptischen Könige. Tot und stumm sind die fünftausend Jahre alten Steine, nur ahnend spüren wir hier den Geist einer uralten, Menschengedenken weit überragenden Vergangenheit. Schaudernd fahren wir vorüber. Immer weiter und weiter geht's durch ganz Ägyptenland bis hin zu den Palmen von Karnak. Hier machen wir Halt. Wir hören die Stimme eines Mannes, wir folgen ihr und finden uns bald inmitten einer Karawane, die nächtliche Rast hält, zwischen Steinen gelagert die Kamele und ihre Führer. Und einer steht vor ihnen, der erzählt ihnen Märchen aus einer sagenhaften Wunderwelt: wir vertiefen uns in „Tausend und eine Nacht." Aber siehe, da geht der Mond auf und übergießt die Gegend mit seinem Silberlicht. Wir schauen auf: soweit der Blick reicht, verfallene Tempel, gestürzte Säulen, zerschmetterte Obelisken, bis zur Hälfte im Sande versunkene Sphinxe, verwitterte Statuen von Göttern und Königen, alles über- und durcheinander wie Riesen, die nach langem, schwerem Kampfe gefallen sind. Es ist die Trümmerwelt von Theben. Aus der Pracht und Herrlichkeit dieses roten Granits, dieses kostbaren Marmors und dieser bunten Steine, aus der Fülle dieser kunstvollen Inschriften und Hieroglyphen und Bilder

mit ihren seltsamen steifen Zügen redet zu uns der Geist des zweiten Jahrtausends vor Christus und erzählt uns von einer reichen, großen Kultur und von einem selbstbewußten Volke, das sich hier seine Nationaldenkmäler geschaffen hatte.

Uns ist, als schritten durch diese Prachträume die Gestalten jener großen Pharaonen, die einst Ägyptens Blüte- und Glanzzeit heraufgeführt haben: die Amenophis und Sethos und vor allem der große und siegesmächtige Ramses, der Wohlthäter seines Volkes, aber der Bedrücker der Kinder Israels, und dann Menephta und Ramsinit und wie sie alle heißen. Da ziehen sie zum Heiligtume des Ammon und weihen ihre Opferspende dem heiligen Stiere, dem Apis, und die Priester künden dem Volke, daß die Himmlischen den König, ihren Sohn, den Sohn der Sonne, huldvoll angenommen haben, und daß seine Herrschaft aufgerichtet sei für Myriaden von Jahren, weil er seine und ihre Feinde vernichtet und ihnen so schöne Tempel gebaut habe zum Ruhme und Preise ihres Namens. Dort aber sitzen andere in den Hallen und unterrichten die Eingeweihten in der Geheimlehre der ägyptischen Weisheit, für die das Volk noch nicht reif ist. Sie reden von der Gottheit in Ahnungen, die weit hinausgehen über die Grobsinnlichkeit des Götzendienstes, in der die Menge das Höchste verehrt. Das „Totenbuch“ wird aufgeschlagen. In Wechselrede und Chorgesang erzählt es von dem Schicksal der abgeschiedenen Seelen im Jenseits. Vor Osiris, dem Fürsten der Unterwelt, und seinen zweiundvierzig Richtern erscheinen, von der Maat, der Göttin der Wahrheit, geführt, die Gestorbenen, und während die schakalköpfigen und sperberköpfigen Gottheiten die Herzen auf der Wage prüfen, werden die Toten gefragt: Hast du nicht vorsätzlich getötet? Hast du vor Gericht nicht gelogen? Hast du niemand Hungers sterben lassen? Hast du Maß und Gewicht nicht gefälscht? Hast du keinen um

sein Haus und um sein Weib gebracht? Und nun knüpft der vortragende Priester daran seine Ermahnungen. Er rüstet seine Schüler aus mit allerlei Weisheit: Ein Segen ist der Gehorsam eines gelehrigen Sohnes; es ist gut aufzumerken auf alles, was Liebe hervorruft, denn dies ist das größte aller Güter; der Sohn, der auf das Wort seines Vaters hört, wird ein hohes Alter erreichen; das Herz regiert den Menschen im Gehorsam wie im Ungehorsam!

So klingt es von den Lippen des ägyptischen Priesters. Alle hören gespannt zu, doch keiner so aufmerksam wie dort der junge Hebräer, der Liebling der Königstochter, den sie im Kästchen am Nil gefunden. Wie einen Prinzen ihres Hauses hat sie ihn erzogen, aber dieser Findling will nie und nimmer ein Ägypter werden. Sein Herz schlägt in heißer Liebe für sein geknechtetes Volk, und was Ägyptens Bildung ihm beut, reißt er an sich, um damit einmal seinem Israel zu dienen. Jetzt bei des Priesters Worten ist's ihm, als kündige sich eine Welt von Gedanken ihm an, die er noch nicht versteht, die noch unklar in ihm gähren, von denen er aber fühlt, daß sie eine Zusprache des Geistes sind, der die Wahrheit ist, und daß es sein Beruf ist, dieselben erleuchtend hineinzusenken in die asiatisch düstere Religion seiner Väter. Kommen wird die Zeit, wo die Herzensglut des Semiten sich mit dem sittlich höheren Empfinden des Ägypters in des Moses Brust verschmelzen wird. Dann wird er in dem finstern Angesicht seines Volksgottes Jehova neue Züge sehen, die Israel noch nicht erschaut hat: Güte mit Ernst gepaart. Dieselben werden ihn aufrufen, daß er seinem Volke ein Befreier werde und ein Erzieher zugleich, der es herausreiße aus Ägyptenland, es einer nationalen Selbstständigkeit zuführe und — also will es der Geist, der in allmählich fortschreitender Offenbarung die Menschheit erleuchtet — mit seinen zehn Geboten den ersten Anstoß gebe zum Betreten des Weges, der einmal nach 1300 Jahren

zur Religion der Humanität und des reinen Gottesgefühles hinleiten soll. Siehe, — — da versinkt der Mond hinter den Wolken, das Dunkel der Nacht verhüllt uns die Trümmerwelt von Theben, verschwunden sind die Gestalten, die wir im Geiste erblickt haben, und es schweigen die Steine, die eben noch so laut zu uns redeten von dem, was hier vor Jahrtausenden sich anbahnte.

* * *

Hinüber geht unsere Wanderung von Afrika nach Asien, an die Ufer des Euphrat. Vor uns liegt in unabsehbarer Weite ein ödes Steinfeld. Kein Grashalm entsprießt diesem Boden, über den die wilden Tiere der Steppe jagen, und nur hier und da gewahrt man eine elende Hütte. Wir treten in eine derselben hinein; darin ruhen Menschen, die gewohnt sind, unter der Sonnenglut Mesopotamiens im Schweiße ihres Angesichts mühsamer Arbeit nachzugehen. Steinbrecher sind es. Diese ganze Gegend ist ein großer, weiter Steinbruch. Aber nicht die Natur hat ihn geschaffen, sondern die zerstörende Macht der Zeit und der Menschenhände. Indem sie hier so Steine auf Steine türmen, gewaltige Ziegel, die auf die Euphratschiffe geladen und nach allen Richtungen hin entsandt werden, erhebt sich vor unserem Geiste der großartige Palast, der einstmals hier gestanden. Oben auf dem Dache dehnt sich ein kunstvoller Garten voll Bäumen, Lauben und Gängen. In diesem Garten thront Nebukadnezar, Babylons mächtiger Herr, der der Beherrscher der Welt gewesen ist um das Jahr 570. Seine großen Eroberungszüge sind beendet; nun ruht er aus von den Mühen und Sorgen des Krieges, umgeben von seinen Feldherren und Ministern, seinen Wahrsagern und Chaldäern, seinen Trabanten und Spähern, — umgeben von seinen Weibern: alle in prachtvollen Gewändern, mit Myrrhen gesalbt, das lang herabwallende Haar umwunden mit kostbaren Bändern,

geschmückt mit Gold und Edelsteinen. Hinter ihnen stehen die Palastdiener, die den König und seine Frauen mit großen, hohen Schirmen vor der Sonne schützen. Und die Sklaven laufen umher und gießen Wein in die silbernen Pokale, die schnell sich wieder leeren, um sofort von neuem gefüllt zu werden: alles schwelgt in Üppigkeit, in schrankenloser Ausschweifung, ganz der Welt und ihrem Genusse hingegeben. Ist ja doch die Welt, in der sie leben, so schön! Drunten liegt in unermeßlicher Ausdehnung die Stadt mit ihren zahllosen Palästen und Götzentempeln, mit ihren 250 Türmen, ihren 100 Thoren und ihren starken Mauern mit Gräben und Brüstungen, die Stadt des Reichtums und der Pracht, die Stadt der Freuden und der Lüste. Und ringsum ein Land voll Platanen- und Cypressenwäldern, voll grüner Triften durchströmt von frischen Wassern; überall Gärten in üppiger Blumenpracht — ein wahres Paradies auf Erden!

Ja, ein Paradies für die Großen, die Mächtigen, die Reichen! Aber die Masse des Volkes? Wer hätte in dieser asiatischen Geistes- und Herzensfinsternis auch nur eine Spur von Mitempfinden für die Armen und Niederen? Sie werden gedrückt, mißbraucht, verachtet. Wozu ist denn das Volk da als dazu, daß es der Schemel sei für die Füße des Gebieters? Was können die Besitzlosen für ein anderes Geschick beanspruchen als dies, von dem kleinen begüterten Teile des Volkes wie Arbeitsvieh betrachtet und ausgenutzt zu werden? Für die Herrenmoral ist der Arme, Geringe und Schwache überhaupt nur ein scheinbarer Mensch. Nur wer die Macht hat, der darf leben und Mensch sein wollen. Nur wer groß und reich ist, der gilt etwas den Göttern. Treiben diese es doch nach derselben Herrenmoral. Sie sind die furchtbaren Gewalten, die drückend und quälend auf dem Geschlechte der Sterblichen lasten, die es in ihrer himmlischen Willkür für sich ausbeuten, denen es nichts verschlägt, dem Mutterherzen das Kind wegzureißen und es als willkommenes Opfer des

glühenden Baalrachens zu verschlingen. So ist mitten in dieser schönen Welt so viel stumpfes oder seufzendes Elend, für das es noch kein Erbarmen giebt! Am elendesten aber, gradezu wie in der Hölle, fühlen sich in diesem Paradiese am Euphrat die Männer und Frauen dort in jenen Hütten, wo die Klage wohnt, die Klage um das verlorene Vaterland: „An den Wassern zu Babel saßen wir und weinten, wenn wir an Zion gedachten. Unsere Harfen hingen wir an die Weiden, die darinnen sind; denn daselbst hießen uns singen, die uns gefangen hielten, und in unserm Jammern fröhlich sein. ‚Singet uns ein Lied von Zion!‘ Wie sollten wir des Herrn Lied singen in fremden Landen?“ So sitzen die Verbannten bei einander und reden von Jerusalem und von Jehovas herrlichem Tempel, von seinen schönen Feierstunden und von den gewaltigen Männern, die der Herr ihnen gesandt, und die sie — ach erst, als es zu spät war! — erkannt und gewürdigt haben in ihrer hohen Bedeutung. Sie haben die Propheten gehabt und aus ihrem Munde die großen, weit über des Moses Erkenntnis hinausgehenden Wahrheiten vernommen, daß der, den der Gesetzgeber ihnen offenbart hat als den Gott Israels, der eine Herr und Gott der ganzen Welt sei, — daß dieser heilige und gestrenge Gott zwar Großes von Israel fordere, wie schon Moses gelehrt, ein ganz ihm geheiligtes Leben, daß er aber auch Großes mit Israel vorhabe, daß er es erkoren habe zu seinem auserwählten Volke, ein Licht der Menschheit zu werden. Ja, mein Volk, „mache dich auf und werde Licht, denn dein Licht kommt, und die Herrlichkeit des Herrn gehet auf über dir. Finsternis bedecket das Erdreich und Dunkel die Völker; aber über dir geht auf der Herr, und seine Herrlichkeit erscheint über dir! Tröstet, tröstet mein Volk, spricht euer Gott, redet mit Jerusalem freundlich. Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst, ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein. Die auf den Herrn harren, kriegen neue

Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler. Er wird seine Herde weiden wie ein Hirte; er wird das zerstoßene Rohr nicht zerbrechen und das glimmende Docht will er nicht auslöschen, er wird das Recht wahrhaftiglich halten lehren."

Wie klingt diese Stimme so wunderbar, trostreich und erhebend! Wahrlich, der Mund, der sich zur Verkündigung solcher Gedanken vor ihnen eben aufgethan hat, ist wieder eines Propheten Mund, eines zweiten Jesaias Mund! Er redet in Worten hoher Weissagung von dem kommenden Messias, dem die Menge zur Beute und der Starke zum Raube gegeben werden soll. Er redet in Worten tiefer Ahnung von dem neuen Himmel und der neuen Erde und von dem Bund des Friedens, in dem der Höchste erquicken will, die zerschlagenen und demütigen Geistes sind, und bei ihnen wohnen wird ewiglich. Und wie er so redet und seinem Volke den ganzen Reichtum dessen offenbart, was die Stimme der Wahrheit ihm erschlossen hat, da ersteht vor ihren Augen herrlich und schön der Geistestempel der wahrhaftigen Anbetung, zu dem Moses einst den Grund gelegt hatte. In diesem prophetischen Anblick fühlen sich die Verbannten unendlich viel reicher und mächtiger als dieses reiche, mächtige Heidentum ringsum: dort Finsternis, hier das Licht; dort Wahn und Verblendung, hier die Wahrheit; dort ein flüchtiger Genuß, eine vergängliche Welt, hier ein ewig das Herz ausfüllendes Gut!

Aber Israel ist dein Hoffen und Glauben nicht nur ein Wahn? Ist dein idealer Reichtum nicht etwas bloß Eingebildetes? Ist nicht vielmehr das, was dort oben auf des Palastes Dächern lacht, jubelt und genießt, in der Welt das Wahre und Rechte? Steht dieses Weltreich, diese über alles gebietende Herrschermacht nicht so fest da, ganz für die Ewigkeit gegründet? Blick auf aus deinen armen Hütten zu deines Besiegers Prunkgelage! Dort oben erhebt sich eben Nebukadnezar. Stolz schaut er sich um, er nimmt den

Becher, schleudert ihn in die Tiefe und ruft in trunkener Lust: „Das ist die große Babel, die ich mir zum Königssitze erbaut habe, zum Zeichen meiner Herrlichkeit! Babylon, du und außer dir keine mehr auf Erden!“ Und alles jauchzt dem Könige zu, dem Herrscher über Asiens Völkerschaften, dem Herrn der Erde in Ewigkeit — — in Ewigkeit? — — o längst zieht dort der Euphrat wie ein trauernder Pilger durch die Wüstenstille: Das Geräusch der Weltstadt ist aus, die Leidenschaften schlafen, der auf des Fleisches Gewalt gegründete Thron ist zu Staub geworden. Scheu jagt über die Ebene der Beduine, hinter ihm her der Wüstengeist in Gestalt einer Wirbelsäule aus jenem Schutt, der alles bedeckt. Von der ganzen Herrlichkeit Nebukadnezars, von der ganzen Kultur seines Volkes ist nichts, rein nichts geblieben; aber was damals der Prophet erschaut hat, das hat, durch manchen Läuterungsprozeß hindurchgeführt und im späteren Judentum in seiner Existenz bedroht, dann aber zu reinem, herrlichem Geistesleben erstanden, schon Jahrtausende überdauert. So reden die Ruinen Babylons von der Siegesmacht dessen, vor dem aller Menschen Übermut, auch der der Gewaltigsten, zu Schanden werden muß; und sie reden von der Weisheit, die, wie das einzelne Menschenherz, so auch eines Volkes Seele durch Trübsal sich erzieht für seine großen Heilsgedanken.

* * *

Unser Weg führt über die Jahrhunderte hin von Asien nach Europa, hin in das ewige Rom. Wir stehen vor der gewaltig emporragenden, von kunstvoller Bildnerarbeit spiralförmig umwundenen Marmorsäule Trajans und verfolgen mit unseren Augen die großen Kriegs- und Siegeszüge des Kaisers, die darauf in zahllosen Figuren dargestellt sind. Aus der Ferne tönt zu uns herüber Trommelwirbel und Hörnerschall: die Bersaglieri, des Königs von Italien

Gardetruppen, kommen heran im Trauermarsch, sie bestatten einen ihrer Führer. Bei dem, was da das Auge gewahrt, und das Ohr vernimmt, vermischen sich in unserem Geiste Gegenwart und Vergangenheit, und alte Zeiten tauchen lebendig vor uns auf. Es ist das Jahr 117 nach Christus. Schon stand hier diese Säule, umdrängt heute von unabsehbaren Menschenmassen, die erwartungsvoll hinüberschauen nach dem Marsfelde, von wo es heranzieht unter dem dumpfen Schall der Tuba, ein schier endloser Zug. Voran in bunten Völkertrachten die Stammfürsten und Großen der Ägypter und Babylonier, der Perser und Germanen, der Araber und Griechen, der Dacier, Britannier und Gallier, und all der vielen anderen Völkerschaften, die sich beugten vor Roms gewaltigem Scepter. Hinter ihnen her wie im Donnerschritt die weltüberwindenden Legionen. Aus dem Partherkriege kehren sie heim, in den der nie besiegte und alles besiegende Trajan sie geführt hat. Neue Triumphe, neue Beute bringen sie heim — den großen Kaiser bringen sie nicht wieder. Nur eine goldene Urne wird ihnen vorausgetragen, sie birgt des Herrschers Asche. Und wie diese nun versenkt wird in das Fundament der Ruhmessäule, die Trajan sich selbst gebaut hat, da neigen sich die Adler der Legionen zur Erde nieder, in schauerlichen Tönen klagt die Tuba, die Vertreter der unterjochten Völker sinken in erzwungenem Jammer auf die Kniee, durch die Reihen der Krieger, die den unersetzlichen Führer verloren haben, zittert ein tiefes Weh, ringsum brüllen die Opferstiere zum Tode getroffen, dampfend steigt der Rauch auf von den Altären, und der Priester Chöre flehen zu den „ewigen Göttern“, die, ob auch der große Kaiser dahingegangen ist, mit ihrem Schutze weiter über Rom walten und das römische Weltreich erhalten werden groß und stark und unbesiegbar. Wirklich, du großes, starkes Römerreich, bist du deiner Unbesiegbarkeit so gewiß, weil der Menschen Waffen an deinem

Panzer zersplittern? Wie, wenn der Geist, der euch ohne Schwerter und Lanzen überwinden soll, vielleicht schon mitten unter euch getreten wäre, ihr stolzen Herren der Erde?

Da steht fernab von den Würdeträgern des Reiches, welche die Kaisergruft umgeben, von ihnen gänzlich unbeachtet, ein alter würdiger Mann, ein schlichter Arbeiter im Schurzfell und mit der Kelle in der Hand. Er wartet des Augenblicks, da er den Stein einfügen soll, der auf alle Zeiten Trajans Asche verschließen wird. Das ist der Auftrag, der ihm geworden ist. Er ist ein Meister der Maurer, ein tüchtiger Handwerker. Aber neben diesem äußeren Berufe weiß er sich noch berufen zu einem ganz anderen Tagewerke. Zwar nicht am Tage übt er es, sondern zur Nacht. Wenn es dunkel geworden, dann sammelt sich um ihn ein stiller Kreis von Männern und Frauen; vor andächtig lauschenden, vor hungernden und durstenden Seelen, die bei den Götterbildern ihres Volkes keine Befriedigung mehr finden und nach höherer Gotteserkenntnis, nach Leben und Frieden des Herzens verlangen, redet der einfache Mann dann von dem Heil, das der Menschheit in Judäa aufgegangen ist. Er redet von dem, den sie nicht gesehen und doch lieb haben, weil er sie erlöst hat von „dem eiteln Wandel nach väterlicher Weise", und das „nicht mit vergänglichem Silber oder Gold": durch „seine Wunden sind sie heil geworden", und durch seine Tugenden sind sie berufen „von der Finsternis zu seinem wunderbaren Licht." Er redet „von dem lebendigen Steine, den die Bauleute verworfen haben", der aber bei Gott köstlich erfunden und von ihm erwählt ist zum ewigen Ecksteine, und wie sie alle nun an diesen Eckstein sich anbauen sollen zu einem geistlichen Hause. Er redet von den Frauen, deren „Schmuck nicht auswendig ist mit Haarflechten und Goldumhängen oder Kleideranlegen, sondern der verborgene Mensch des Herzens, unverrückt, mit sanftem und stillem Geiste,"

und von den Männern, die als die wahrhaft Freien „sich enthalten von den fleischlichen Lüsten, welche wider die Seele streiten,“ und die, aller Bosheit, allem Betruge, aller Heuchelei, allem Neide fern, „in ungefärbter Bruderliebe und gehorsam der Obrigkeit, die Gewalt hat, einen guten Wandel führen unter den Heiden, auf daß sie durch Wohlthun verstopfen die Unwissenheit der thörichten Menschen und sich beweisen als das königliche Priestertum“.

So pflegt der Presbyter vor seiner Christengemeinde zu reden. Was sie aber aus seinem Munde so oft vernommen haben, das hat er kürzlich niedergeschrieben, und diesen Brief hat er unter dem Namen des in Rom damals schon so gefeierten Petrus in die Welt hinausgeschickt, hinüber nach Kleinasien, um dort aufzurichten und zu festigen die Herzen der armen Glaubensgenossen, die unter den von Trajan gebilligten Bluturteilen des Statthalters Plinius schwer zu leiden hatten. Und jetzt sinkt nun dieser Trajan, der, von seinem Volke als der Gute gepriesen, bei allen seinen Tugenden eine Verkörperung der rücksichtslosen Selbstsucht des römischen Weltgeistes gewesen war, — der große Christenverfolger sinkt nieder in den Staub. Trajans Herrlichkeit ist zu Asche geworden; Trajans Pläne — werden sie bestehen? Trajans Werk — wird es bleiben? Nimmermehr! Ein neues Reich ist schon erstanden, ein Reich der Menschenliebe wird seine Grenzen dehnen weit über den Erdenrund! Die Liebe wird ihr mildes Scepter erheben, und jauchzend werden die Völker demselben zufallen. Kommen wird der Tag, wo ein Nachfolger Trajans es wird bekennen müssen: Der Galiläer hat gesiegt! Auf den Trümmern der griechisch-römischen Welt wird dann in der Vereinigung dessen, was an dieser gut und wahr gewesen, und dessen, was der Geist Christi Großes und Göttliches aus der Tiefe der Menschheitsseele hervorgerufen hat, ein neues Kulturleben sich mächtig entfalten! Und geht es auch erst noch

hindurch durch viele Trübsal, es geht durch Dunkelheit hindurch zum Licht, durch Leiden zur Herrlichkeit! — — da fällt des Presbyters Hammer auf den Stein hernieder, seine Schläge jagen den Verschluß in die kaiserliche Gruft, das Christentum begräbt in Trajan dem Christenverfolger das absterbende Heidentum. Ja, wie eine Weissagung klingen diese Hammerschläge drunten in der Christen Ohren. Sie hämmern ihnen Glaubensfreudigkeit und Siegeszuversicht, Geduld und Ausdauer im Leiden in die Herzen hinein, und durch ihre Reihen geht im Flüsterton das Wort aus dem Petrusbriefe ihres Vorstehers: „Ihr Lieben, lasset euch die Hitze, so euch noch begegnet, nicht befremden, als widerführe euch etwas Seltsames; sondern freuet euch, daß ihr mit Christo leidet, auf daß ihr auch, zu der Zeit der Offenbarung seiner Herrlichkeit, Freude und Wonne haben möget!"

Beendet ist die Bestattungsfeier Trajans. Das Volk zerstreut sich, die Legionen ziehen hinaus an die Grenzen und suchen und gewinnen neue Siege, und das alte Weltreich scheint noch zu wachsen und immer mehr sich zu festigen. Roms Dankbarkeit errichtet auf der Säule des Kaisers gewaltiges Standbild, und noch oft umdrängen das großartige Denkmal Feste feiernde Römerscharen, um dann hinüberzupilgern zum Zirkus und sich zu weiden an den Todesqualen der verfolgten Christen, die dort von wilden Tieren zerrissen werden. Doch dieser Zirkus, jetzt steht er leer und öde und verfallen da, keine blutigen Schauspiele ergötzen mehr das heidnische Rom. Rom hat sich verwandelt. Die Säule Trajans ist zwar noch da, auf dieser Marmorsäule aber steht des Petrus Bild, das Bild des christlichen Apostels. Petrus auf der Trajanssäule — Steine reden.

* *
*

Von Rom her kommend, überschreiten wir die Alpen und treten in deutsches Gebiet. Wir machen Halt in Salz-

burg, das, in seiner großartigen Natur so eigentümlich aufgebaut, daliegt, als wolle es sagen: So denkt das Hochgebirge sich in seinem Traum die Welt draußen und der Menschen Städte. Zu den hervorragenden Sehenswürdigkeiten dieser schönen Stadt gehört der alte Friedhof von St. Peter, eine Totenstätte, die in der christlichen Welt nicht ihresgleichen hat. Man sieht nämlich in dem zwischen gewaltigen Felsen und altertümlichen Gebäuden eingeklemmten engen Raum von Gräbern so gut wie nichts. Das Ganze macht in seiner steinernen Gedrängtheit den Eindruck einer planlos aufgestellten Sammlung von Monumenten aus längst vergangenen Zeiten, die nur hier und da von unbewachtem grünem Leben durchwuchert sind. Wenn man nun aus diesem toten Gewirr der Grabsteine, auf denen Namen der bedeutendsten Männer aus den Adelsgeschlechtern der Stadt zu lesen sind, und aus den Arkaden, die mit ihren zahlreichen vergitterten Grabkapellen den Raum umschließen, hinaufblickt zu den steil abfallenden Felswänden des Mönchsberges, so gewahrt man in diesen eine Reihe von fensterartigen Öffnungen. Dahinter liegen die berühmten Katakomben von Salzburg.

Mit innerer Bewegung steigt man hinauf zu diesen Steinhöhlen, in denen der Geist der Vorzeit gar gewaltig zum Herzen spricht. Diese Steine erzählen uns von Trajans Nachfolger Hadrian, der hier im Lande der Kelten zur Grenzwacht gegen die feindlichen Germanen die Kolonie Juvavium anlegte, und von seinen Kriegsleuten, die hierher kamen, befleckt vom Blute der daheim niedergemetzelten Christen. Sie erzählen aber auch von anderen Soldaten, die bald ihnen folgten, und deren Hände schon gewohnt waren, sich zu falten vor dem wahren Gott. Im Dienste Roms trug ihre Faust Schild, Schwert und Lanze, im Dienste Christi trug ihr Herz den Samen des Evangeliums in die deutschen Berge hinein. Sie erzählen weiter, wie

im Sturme der Völkerwanderung die römische Gemeinde unterging, wie zwar Maximus mit fünfzig treuen Genossen sich mehrere Jahre in diesen Klüften verbarg, wie sie aber, als der Germanenrecke Vidomar mit seinen wilden Kriegerhorden über diese Gegenden hinstürmte, entdeckt wurden, wie man sämtliche Bewohner der Katakomben ermordete, ihre Leichen in Stücke hieb und in die Tiefe schleuderte. Und sie erzählen uns schließlich, wie ein Jahrhundert später der Franke Rupert, von Worms am Rheinstrom gekommen und durch den Ruf der hier zu Märtyrern gewordenen Römer angezogen, sich in dem Felsgelasse niederließ, wie seine begeisterten Worte zu Feuerflammen wurden, die in den Herzen der inzwischen hier angesiedelten Bayern zündeten, wie sich eine neue, nun deutsche Christengemeinde hier bildete, und aus den Trümmern der Römerkolonie Salzburg erstand. Aus dem Missionar wurde ein Bischof, aus seinen Nachfolgern wurden durch Karl den Großen Erzbischöfe — die Kirche richtete sich mächtig auf und dehnte von hier aus ihre Arme weithin über die Ebene bis an die Donauufer, fest und unerschütterlich stand sie da.

So ist denn aus des Mönchsbergs Grotten das neue Leben nach Tod und Untergang zu kraftvollem Siege durchgedrungen. Was ist das für ein heißes, durch blutgeweihte Thaten des Herzens und des Charakters hindurchgegangenes Geisterringen, von dem diese Steine hier Zeugen sind! Sie geben Zeugnis von der Langsamkeit, aber Sicherheit, mit der die Wahrheit sich in der Welt durchsetzt, von den Umwegen, die sie einschlägt, um zu ihrem Ziel zu gelangen, und von den vielen Opfern an Lebensfreude und Lebensruhe, die sie von einzelnen fordert, um Millionen segnen zu können.

Aber dieselben wissen noch viel mehr zu berichten. Sie haben auch mit angesehen den gewaltigen Geisterkampf, durch den im sechzehnten Jahrhundert der das Wesen der

christlichen Religion ausmachende Humanitäts- und Freiheitsgedanke sich mit neuen Opfern an Menschenglück aus seiner kirchlichen Fesselung losringen mußte. In den Friedhof von St. Peter schaut von der Höhe des Mönchsberges her massig und trotzig die Feste Hohensalzburg. Von hier aus hat in den Zeiten des früheren Mittelalters mancher wackere Kirchenfürst, der das Herz auf dem rechten Flecke hatte und aus seinem Amte Kraft und Antrieb zu heilsamem Wirken entnahm, das Wohl seines Volkes bedacht, bis das hierarchische Gelüste den geistlichen Herren den Sinn trübte und aus ihnen Finsterlinge und gewaltthätige Priester machte. Hohensalzburg wurde ein Hauptstützpunkt aller gegenreformatorischen Bestrebungen. Von dieser Burg zogen die Männer aus, die Huß dem Scheiterhaufen überlieferten, später auch die, welche am heftigsten gegen Luthers Werk eiferten und beim Kaiser auf Verfolgungsmaßregeln zur Unterdrückung der kirchlichen Bewegung drangen. Inzwischen aber brach der neue Geist in ihr eigenes Gebiet ein und eroberte sich die Herzen. Im Benediktinerkloster wirkte der alte Staupitz, Luthers Lehrer und Freund, wenn auch nicht im offenen Bekenntnis zu des Reformators Sache, so doch in seinem Sinn, für ein vertieftes Christentum, und von ihm angeregt trat Paul Speratus mit seinem Lied und seinem Wort für die Befreiung der Geister ein. Von vielen Kanzeln in Stadt und Land redeten die Zungen in pfingstlicher Begeisterung, und Tausende von den Männern, deren Verrichtung es war, in der Berge dunklen Schachten der Erde das Salz abzugewinnen, eilten herzu, um „das Salz der Erde" zu werden. Die Bibel fand sich im Gebirge ein und wurde das Gebetbuch, mit dem sich der Landmann schlafen legte, aus dem der Hirt auf der Alm seinen Morgensegen las, und aus dem sich der Jäger für seinen gefahrvollen Weg vorbereitete. Da nisteten sich die Jesuiten auf der Feste ein und begannen ihr Zerstörungswerk. Durch brutale Be-

drängung der evangelisch Gesinnten, indem man ihnen bischöfliche Soldaten in die Häuser legte, sie mit Waffenbedrohung zur Messe trieb, sie Tag und Nacht beunruhigte und beraubte, suchte man es dahin zu bringen, daß sie sich gegen die geistliche Obrigkeit auflehnten, um sie dann als Rebellen hinstellen zu können und so das Einschreiten des Kaisers gegen sie möglich zu machen. Umsonst, die Protestanten ertrugen alle diese Unbilligkeit mit Geduld, sie blieben ihrer Überzeugung treu und versammelten sich wie die ersten Christen zu heimlichen Gottesdiensten. Doch Firmian, der den fürstbischöflichen Stuhl mit dem Gelübde bestiegen hatte, die Protestanten ausrotten zu wollen, und sollten es auch so viele sein, daß dann nur noch Dornen und Disteln auf den Äckern wüchsen, ging auf das rücksichtsloseste vor: in dem harten Winter des Jahres 1731 jagten seine Schergen mehr denn zwanzigtausend arme Menschen, Männer und Frauen und Kinder, aus ihrem Besitztum auf und hetzten sie, fast aller Mittel beraubt, auf den eisigen Gebirgspfaden über die Grenze. Es sollte eben durchaus vorbei sein mit jeder freien Geistesregung! Im Salzburgischen sollte alles unbedingt dem Krummstab unterworfen sein!

So wollten es die Hierarchen, — aber was ist Menschenwille gegen den Geist, der die Zeiten regiert? Was vermag alle Reaktion mit ihrem Geistesbann, wenn der Ewige den Fortschritt seiner Menschheit will? Kaum waren fünfzig Jahre ins Land gegangen, so proklamierte Kaiser Josephs hochherziges Toleranzpatent den Anbruch einer neuen Zeit aufgeklärter Duldsamkeit. Obwohl Salzburg noch nicht zu Österreich gehörte, so wirkte dieser Geist doch befreiend auch in das benachbarte Bistum herüber, und der Erzbischof sah sich demselben gegenüber machtlos. Wieder nur wenige Jahrzehnte später wurde das Land sogar dem Kaiserstaate einverleibt, der Krummstab mußte sich vor dem weltlichen Arme beugen, der geistliche Fürst verlor jede politische Ge=

walt und behielt nur noch seine priesterlichen Rechte allein über seine Glaubensgenossen. Und heute regiert Österreich über Salzburg ganz nach den Grundsätzen der modernen paritätischen Staatsleitung, die jeden seines Glaubens leben läßt und jegliche religiöse Bedrückung absolut ausschließt. Mag da nun immerhin bei dem großen Einfluß, den im katholischen Staate die katholische Kirche auf das Leben und auch selbst auf das Regierungswesen im einzelnen ausüben kann, dem kirchlich-engherzigen Sinne noch Gelegenheit genug zur Hemmung der frischen geistigen Bewegung gegeben sein — was ist das denn doch für ein ungeheurer Wandel der Dinge! Kein Kirchenfürst waltet mehr oben in Hohensalzburgs stolzen Mauern, leer stehen die Prunksäle des Schlosses, Burgverließ und Folterkammer sind nur noch Merkwürdigkeiten der Vergangenheit, die der Fremde besichtigt, der ganze Bau ist eine habsburgische Kaserne geworden, und die alten Steine, die verwundert hineinschauen in die neuen Verhältnisse, die längst keine neuen mehr sind, flüstern es sich leise zu, daß mächtiger noch, als der mächtige Geist der Kirche, der Geist Christi ist, und daß das Christentum, in dem Geschlechte der Gegenwart kraftvoll zum Durchbruch gekommen, das Kirchentum überwunden hat und immer mehr überwinden wird.

* *
*

Nach einem anderen Schlosse lenken wir nun unsere Schritte, das auch prangend thront über einer herrlichen deutschen Stadt. Zwar eine Ruine, aber doch kein Trümmerhaufen, eine großartige, unbeschreiblich schöne Reliquie des Mittelalters, in der man viele Stunden im Genuß der umgebenden Romantik und des lieblichen Rundbildes weilen kann, so liegt auf einem Vorhügel des Kaiserstuhls der Prachtbau der alten Pfalzgrafen, späteren Kurfürsten bei Rhein. Hätte Deutschland diese Neckarstadt und ihr Schloß

nicht, so wäre es mit allen seinen Schönheiten ein goldener Ring, dem der Edelstein fehlte. Wer das aus üppigem Grün aufragende rote Sandsteinjuwel von Heidelberg einmal gesehen hat, der verliert den Eindruck, den es gemacht hat, nie wieder aus der Seele. Stolz und edel strebt dieses Mauerwerk empor mit seinen phantasiereichen Skulpturen und mit den Statuen, die aus allen Wandnischen grüßend herniederschauen. Es sind die Ahnen der Geschlechter, aus den Tagen Karls des Großen her, die die reich gesegnete Pfalz in guten und schlimmen Tagen regierten, darunter auch die Fürsten, die im Laufe der Jahrhunderte diesen Palast ausgebaut haben: alte, zerbröckelnde Bilder der Vorzeit, um die der Epheu schützend seine immer wieder frischen Ranken schlingt. Die Dächer sind zum großen Teil zerfallen, und durch die offenen Fensterbogen gießt die Sonne ihre letzten Strahlen. Goldenes Abendrot, die rote Farbe der Steine wunderbar verklärend, liegt auf dem Burghof, dem Altan, den Erkern und Terrassen. Durch die breite Tiefe des von Pflanzen durchwucherten Grabens webt geheimnisvolles Dämmerlicht. Riesengewaltig ragt daraus hervor das niedergestürzte, aber in seinem Felsblockgefüge unzerbrochen gebliebene Gemäuer des gesprengten Turmes, und zwischen dieser Turmruine hier unten und der, die dort oben mit klaffend geöffneten Hallen starr in die Welt hinausschaut, schweben auf und nieder die Geister jener Tage, da diese Gewölbe von lachender Lebenslust widerhallten. Traute Erinnerungen tauschen sie aus, während sie an einander vorüberhuschen. Wenn wir ihrem Zwiegespräch lauschen, sehen wir vor uns die Gestalten des späteren Mittelalters mit ihrem ritterlichen Spiel und ihrer ritterlichen Poesie. Da thront der Pfalzgraf und die edle Frau des Hofes. Die Lanzen kreuzen sich vor ihnen im Turnier, hoch bäumen sich die Rosse, vom Kampfeseifer erglühen die Männerherzen, im wirbelnden Staube strebt jeder nach dem Sieger=

lohn, einer trägt ihn davon, ihn schmücken die Damen. Und nun rennen die Knappen, sie holen den Wein, sie füllen die Humpen, der Hofnarr würzt den Trunk mit witziger Rede, der Sänger greift zur Harfe, und sein Lied rauscht dahin mit mächtigem Ton und ruft die Freude und ruft in den Herzen den Ernst. Und aus dem Gesang des einen wird ein Chorgesang, jetzt klingt er wehmütig wie scheiden aus der Heimat, wie lieben und nicht wieder geliebt werden, jetzt erhebt er sich zu frohen Weisen und preist die Schönheit der Pfalz und welche Wonne es sei, darin zu leben:

Und stechen mich die Dornen,
Und wird mir's drauß zu kahl,
Geb' ich dem Roß die Spornen
Und reit' in's Neckarthal.

Aber wie, sind das nur Vorstellungen der Phantasie? Das ist doch wirklicher Gesang, das sind lebender Menschen vernehmbare Stimmen! Ja, Studenten sind es. Dort hinter den Büschen lagert die zechende Schar, und in frischer Jugendlust tönt zu uns herüber das Lob auf Alt Heidelberg, die feine, die Stadt an Ehren reich.

Viktor von Scheffel, dessen Standbild hier oben mit Recht seinen Platz gefunden hat, nennt sie in seinem unsterblichen Sang die „Stadt froher Gesellen". Und warum sollten sie nicht fröhlich sein? Ist's ja nicht bloß die herrliche, mit jedem Frühjahr in ein schimmerndes Brautgewand sich kleidende Natur, die hier das Jugendherz entzückt; nicht bloß der vorzügliche Wein, bei dessen Genuß das junge Leben schwelgt und schwärmend den Mitgenossen als Freund umfängt. Was hier mehr noch als dies den Jüngling beglückende Studiensemester verleben und dauernde Freundschaftsbündnisse schließen läßt, das ist der Geist der freien, echten Wissenschaft, der auf Heidelbergs Hochschule, Deutschlands ältester Universität, waltet, und der dem wahrheits-

durstigen Sinn die reichste Seelenlust bietet. Mehr als ein halbes Jahrtausend sind an dieser Geistesstätte die Ideen erzeugt und gepflegt worden, welche zu lebendigen Kräften wurden und in fortwirkender Entwickelung die heutige Kulturwelt schufen. Alle vier Fakultäten haben im Laufe der Geschichte zahlreiche Namen von Gelehrten aufzuweisen, die am Himmel menschlichen Wissens als Sterne allerersten Ranges leuchteten. Hier feierte die medicinische Forschung oft ihre bedeutendsten Triumphe, hier bestanden die berühmtesten Juristenschulen, hier erlebte die neuere Geschichtsschreibung unter Männern, die das Gewissen des deutschen Volkes genannt worden sind, und die ohne alle Menschenfurcht und Menschengefälligkeit der Wahrheit die Ehre gaben und nur dieser dienen wollten, ihre glänzende Blütezeit. Hier darf der denkende Geist, von keinerlei Banden eingeschnürt, ganz der Erkenntnis leben und, was er erkannt hat, unbehindert lehren und ausbreiten. Hier weiß auch die Theologie von keiner dogmatischen Beengung, und was dem Herzen in empfänglicher Jugendzeit als Wahrheit sich erschlossen hat, was ihm als heilige Überzeugung teuer und wert geworden ist, dem darf es im Lande Baden treu bleiben auch in Amt und Würden. Wahrhaft protestantischer Sinn in Freiheit des Glaubens und des Gewissens ist Heidelbergs gute alte Tradition. In der Mönchskutte hat einst die Universität ihr Leben begonnen, als der Pfalzgraf Ruprecht sie gründete, und die Studien sollten den Zwecken der mittelalterlichen Kirche dienen. Aber wie der Spürsinn des Gelehrten unter dem schlechten Klosterlatein, womit manches wertvolle Pergament überschrieben ist, das darunter verborgene und verblaßte altdeutsche Heldengedicht wieder zu Tage fördert, so hat im Zeitalter des Humanismus und der Reformation der Geist Heidelbergischer Forschung auch das alte Heldengedicht des Christentums, das Evangelium der freien, allein in Gott gebundenen Menschenseele, wieder aufgespürt unter

der darüber weggeschriebenen kirchlichen Scholastik. Die Universität wurde die wackerste Vertreterin des calvinischen Geistes, gleich ihren Kurfürsten, die sich und ihr pfälzer Volk zu einer Hauptstütze der reformierten Bewegung machten. Und ob auch der Jesuitismus ein Jahrhundert lang wie ein erstickender Alp auf dem Wahrheitsstreben der Hochschule lag, so hat sie sich dasselbe doch durch die Zeiten der Finsternis hindurchzuretten vermocht, und unter der Wiedergeburt, die Badens Großherzöge dieser Stätte der Wissenschaft gaben, den freien Erkenntnistrieb als das schöne Erbe der Vergangenheit der neuen Zeit als Morgengabe dargebracht. So möge die Ruperto-Carola sich kräftig und gesund weiterentwickeln und auch vor den Geschlechtern der Zukunft dastehen als eine weise, unbeirrte, charakterfeste Lehrerin. Ihr aber, ihr jungen Seelen, die ihr von ihrem Rufe angelockt, jetzt zu ihren Füßen sitzet und einst sitzen werdet, singet und jubelt in froher Lust, — in Heidelberg umweht euch die Luft der Freiheit!

Freilich in Heidelberg steht, wer Wahrheit und Freiheit lieb hat, auch auf dem Boden einer schmerzensreichen Märtyrergeschichte. Ganz abgesehen von den schweren inneren Krisen, durch die es hier hindurchging, ehe der Gedanke der Toleranz sich zu seiner vollen Schönheit entfalten konnte, — was hat diese Stadt doch an äußeren Drangsalen erleiden müssen! Wie hat sie im dreißigjährigen Kriege ihre protestantische Führerschaft zu büßen gehabt, als die kaiserliche Kapuzinerpolitik die reiche Pfalz in eine Wüstenei verwandeln ließ, wo unter niedergesengten Dörfern und zerstörten Feldern die Menschen in Höhlen wohnten, und der furchtbare Hunger würgend in Heidelberg einbrach! Während man hier noch zitterte unter den Nachwehen der Schreckenszeit, bestieg Ludwig XIV., der Jesuit im Königspurpur, den Thron Frankreichs, und nun brachen die Hunnen des siebzehnten Jahrhunderts in das ohnmächtige Reich ein. Deutsch-

land konnte seine Pfalz nicht schützen, und sie blutete unter den Händen der Franzosen im Todeszucken. Der Fanatismus verwandelte Stadt und Land in eine einzige Brandstätte, unter den Einwohnern Heidelbergs wütete das Schwert, und selbst die Toten wurden aus ihren Gräbern gerissen und geschändet. Oben aber in der Burg tobte Melac in teuflischer Zerstörungslust, und schaudernd reden die Steine von dem, was vor zweihundert Jahren sich hier zutrug, wie feurige Glut durch die Prunksäle der Pfalzgrafen raste, wie der ganze Bau unter Flammen begraben wurde, die alle Kunstschätze der Vergangenheit verzehrten, wie der freche Übermut auf das, was er mit Pech und Schwefel nicht verwüsten konnte, mit seinen Pulverminen losging, daß es bersten und sinken mußte. So sehen wir Deutschlands erhabenes Kunstwerk nun als redende Ruine vor uns. Sie redet von Frankreichs schonungsloser Wut und von des Vaterlandes tiefer Schmach, von jenem Darniederliegen, wo nirgends in deutschen Landen Kraft war zum Widerstand gegen des Nachbars räuberische Einfälle und auch nirgends ein Herz für des anderen Stammes bittere Not. In Wehmut blicken wir auf dieses Zeugnis der Steine. Aber doch nicht mehr mit dem Schmerz, der dabei an der Väter Herzen nagte. Wir können mit Ruhe des Gemütes davor weilen, denn siehe, dort drüben den Niederwald, — dort steht jetzt, riesengroß im Rhein sich spiegelnd, ein anderer Stein:

Auf waldumkränzter Höhe steht sie da,
Auf Fels und Stein, und ehern ist ihr Mark,
Und stolz hebt sie das Haupt, Germania,
Und hält die Kaiserkrone fest und stark,
Die sie errungen schwer durch Kampf und Streit,
Und die sie hüten wird für alle Zeit!

* * *

Ja, überwunden ist die alte böse Zerrissenheit, wir sind ein einig Volk von Brüdern geworden, eine kraftvolle, mächtige Nation — wären in dieser nur erst auch überbrückt alle die Klüfte, die bedrohlich spaltend durch das innere Leben des Volkes gehen, die gegenseitige Spannung der Stände und Klassen durch die soziale Frage und der uns noch viel bedenklicher erscheinende kirchlich-religiöse Gegensatz. Die Religion ist nun einmal die über die ganze Denkweise und Haltung des einzelnen Menschen wie der Volksgruppen entscheidende Grundmacht des Lebens, und in einer religiösen Spaltung schlummern immer, wenn auch zeitweilig noch so verborgen und gebunden, die ärgsten Gefahren für die Einheit und Einigkeit eines Volkes. Soll denn nun diese Spaltung zwischen katholischem und protestantischem Wesen in Deutschland ewig währen? Auf der einen Seite die ultramontane Verhetzung weiter Kreise im Namen der Religion, auf der anderen Seite der Evangelische Bund mit seiner, wenn auch noch so notgedrungenen, darum doch nicht minder bedauerlichen Kampfesstellung des Protestantismus, — wohin soll das führen, kann und wird das nie anders werden? Das ist eine Frage, die uns nahe tritt, wenn wir, vom Nationaldenkmal auf dem Niederwald kommend, den Rhein hinunterfahren, wo die beiden Konfessionen sich beständig durcheinander schieben, hin nach Köln und seinem prachtvoll erhabenen Dom, dieser großartigsten Schöpfung deutscher Baukunst, an deren herrlicher Vollendung in unseren Tagen Katholiken und Protestanten, ohne jeden Unterschied der Konfession, in gleichem Eifer, in gleicher Begeisterung und gleicher Opferfreudigkeit mitgeholfen haben. Deutschlands größter Kirchenbau fertig geworden durch die vereinte Kraft aller deutschen Christen — warum giebt es nicht auch eine einige deutsche Kirche?

Es wäre eine große Thorheit, die Reformation als den Störenfried zu verklagen. Dieselbe war eine geschichtlich notwendige, im Erziehungsplane höherer Weisheit vorgesehene

That. Der Geist mußte die kirchliche Einheit erst einmal zersprengen, um den kirchlichen Absolutismus, die aus dem Judentum in die Humanitätsreligion vergiftend eingedrungene klerikal-hierarchische Gewissensknechtung bekämpfen und vorläufig wenigstens in einem Teil des Volkes ausmerzen zu können. Und so wird denn auch die religiöse Entwicklung unseres Volkes unbedingt in dieser freiheitlichen Bahn weiter gehen, wie das z. B. auch Goethe mit seinem genialen Seherblick erschaut hat. Kurz vor seinem Tode äußerte der Dichter in seinem letzten Gespräche mit Eckermann: „Wir wissen gar nicht, was wir Luthern und der Reformation im allgemeinen alles zu danken haben. Wir sind frei geworden von den Fesseln geistiger Borniertheit, wir sind infolge unserer fortwachsenden Kultur fähig geworden, zur Quelle zurückzukehren und das Christentum in seiner Reinheit zu fassen. Wir haben wieder den Mut, mit festen Füßen auf Gottes Erde zu stehen und uns in unserer gottbegabten Menschennatur zu fühlen. Mag die geistige Kultur nun immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen, und der menschliche Geist sich erweitern wie er will, über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert, wird er nicht hinauskommen! Je tüchtiger aber wir Protestanten in edler Entwicklung voranschreiten, desto schneller werden die Katholiken folgen. Sobald sie sich von der immer weiter um sich greifenden großen Aufklärung der Zeit ergriffen fühlen, müssen sie nach, sie mögen sich stellen, wie sie wollen, und es wird dahin kommen, daß endlich alles nur eins ist. Auch das leidige protestantische Sektenwesen wird aufhören (NB. gemeint das Parteiwesen und der Kampf der Konfessionen innerhalb der evangelischen Kirche) und mit ihm Haß und feindliches Ansehen zwischen Vater und Sohn, zwischen Bruder und Schwester. Denn sobald man die reine Lehre und Liebe Christi, wie sie ist, wird begriffen

und in sich eingelebt haben, so wird man sich als Mensch groß und frei fühlen und auf ein bißchen so oder so im äußern Kultus nicht mehr sonderlichen Wert legen. Auch werden wir alle nach und nach aus einem Christentum des Worts und Glaubens immer mehr zu einem Christentum der Gesinnung und That kommen."

Im Angedenken dieser goldenen Worte sehen wir am fernen Horizonte, im Sonnenglanze leuchtend, Kölns wunderbare Tempelzinnen auftauchen. Diese beiden in die Wolken ragenden Steinriesen, vom Himmelslicht so schön verklärt, treten vor unser Auge als eine erhabene Weissagung jener Zukunft, wo der Katholizismus und der Protestantismus, jener von diesem innerlich befreit und vertieft, dieser von jenem innerlich erwärmt und mannigfach bereichert, neben einander stehen werden in geisteseiniger Ergänzung, einer wie der andere Leuchten der Wahrheit, ragende Lichtspender der Nation. Jener Zukunft, wo das, was heute noch so unversöhnlich getrennt ist, sich bei aller Verschiedenheit der dogmatischen Ansichten und der kirchlichen Formen zusammengefunden haben wird zur Anbetung im Geiste und zur Pflege der Religion als That und Gesinnung. Jener Zukunft, wo in diesen heiligen Hallen dann katholischer und evangelischer Gottesdienst einträchtig neben einander hergehen werden, bis sie vielleicht schließlich ganz in einander aufgehen, und so im höchsten Sinne wahr wird, was einst bei der Turmweihe der damalige Kronprinz, unser Kaiser Friedrich, der weise, aufgeklärte Fürst, gesprochen hat, daß dieses Bauwerk, an dem das ganze Vaterland teil habe, in späteren Zeiten dastehen solle als das Sinnbild eines glücklichen, in Frieden geeinten Volkes. Das ist das endliche Ziel der Entwicklung! Aber wann sollte das erreicht werden können? Wie vermag man bei der jetzigen Gestalt der Dinge dieses Ideals Verwirklichung für möglich zu halten? Es müßten ja Wunder geschehen, um es dahin zu bringen; Ereignisse

müßten eintreten, die man noch gar nicht zu denken, nicht zu ahnen imstande ist; Wandlungen müßten sich vollziehen, die, sollte man meinen, Jahrhunderte in Anspruch nähmen. Nun, wir sind aus der Felsen Schachten gebrochen, wir zerbröckeln nicht, wir dauern und bleiben, wir haben Zeit zu warten! — also reden dort die Steine, widerleuchtend von des Himmels Klarheit.

VII.

Vergilbte Papiere.

Unsere Sprache hat Wörter wie verwelkt, verblichen, verschlissen, verwittert, verfallen, die, wenn wir sie hören, uns im Geiste gleich fortfahren lassen: also verdorben, unbrauchbar, wertlos. Einen Blumenstrauß, der Wohlgeruch und Frische verloren hat, und dessen Blüten abgeblättert sind, nehmen wir von unserem Tisch. Eine Farbe, die man nicht mehr erkennen, kaum ahnen und von verwandten nur schwer noch unterscheiden kann, wo man nicht mehr recht weiß, ob es rot ist oder braun, ob blau oder grün, macht keinen Eindruck und fordert den erneuernden Pinselstrich. Ein fadenscheinig gewordenes Gewand, eine von Sonne und Alter mürbe gewordene Gardine wandert zu den abgelegten Sachen, um besten Falls noch eine untergeordnete Verwendung zu finden. Im Glase zurückgebliebenes Selterwasser schmeckt nicht mehr, einen Rest von Wein, der lange in aufgekorkter Flasche gestanden, können wir keinem Gaste mehr anbieten. Und ein baufälliges Haus ist keine Wohnstätte, wo man sich sicher und heimisch fühlt. So ist auch vergilbtes Papier ein ziemlich nutzloses Ding. Ist es ein an den Rändern angedunkelter Briefbogen, so kann man ihn zum Schreiben, wenigstens an eine irgendwie respektable Persönlichkeit, nicht mehr verwenden. Ist es ein im Laufe der Jahre bedenklich angewachsener Stoß von Zeitungsblättern, von Artikeln, die einem interessant waren, und die man sich aufbewahren wollte, so sehnt man sich zuletzt doch nach Erlösung von diesem verstaubten, zerknüllten, an allen Ecken und Enden eingerissenen Zeug. Ist es ein Buch von anno x, altmodisch

in seinem Einband, veraltet in seinem Inhalt, das schon in des Vaters Bibliothek, nach hinten geschoben, Jahrzehnte lang unberührt geblieben ist, so überlegen wir uns, ob wir das nicht endlich einmal mit anderen Platzräubern zum Einstampfen verkaufen sollten.

Freilich zwischen Gedanken und Ausführung ist noch ein weiter Weg, und zum wirklichen Entschluß des Ausrangierens kommt man so leicht nicht. Es ist nicht nur der Pietätssinn, der seine Bedenken dagegen erhebt. Im modernen Menschen lebt etwas, was man früher gar nicht kannte, das ist der Antiquitätssinn. Das Zeitalter der geschichtlichen Forschung mit seinem bei allem Vorwärtsstreben doch suchend und fragend nach rückwärts gewandten Blick hat einen gewaltigen Respekt vor dem Altertümlichen. Man macht die Wohnhäuser, wo der frische Geist des Lebens den Menschen umgeben sollte, vielfach zu Museen für allerlei toten Kram aus der Väter längst vergangenen Tagen. Die nichtssagendsten Dinge sammelt man an und staunt man an mit der höchsten Ehrfurcht, als wäre es der leibhaftige Geist der Vergangenheit, den man vor sich hätte. Wofür die Besitzer einst nur wenige Groschen gegeben haben, weil sie dem Dinge keinen Kunstwert beimaßen, ja was sie selbst vielleicht gar schon als Gerümpel bei Seite gesetzt hatten, dafür bezahlt man heute unsinnige Preise. Je älter etwas ist, mag es auch für moderne Bedürfnisse noch so unverwendbar, in Herstellung und malerischer Ausschmückung noch so unförmlich, nach unseren Geschmacksbegriffen noch so unschön sein, desto wertvoller erscheint es. Wohnt nun schon einem alten zersprungenen Glase, einem mit kunterbuntem Wirrwarr bemalten irdenen Gefäße, einem plumpen Holzkasten und einem von Motten zerfressenen Stoffe solche anziehende Kraft inne, wie sollten da nicht auch veraltete Bücher einen Nimbus um sich zu breiten vermögen, der von ihrem inneren Werte ganz unabhängig ist?

Diese Beobachtung drängte sich dem Verfasser in oft recht drastischer Weise auf, als ihm vor zehn Jahren die Aufgabe zufiel, eine Bibliothek zusammenzustellen, die den Zweck hatte, den nach westlicher Bildung verlangenden Japanern Gelegenheit zum Studium des deutschen Geisteslebens zu verschaffen. Was deutsche Wissenschaft und deutsche Kunst, besonders die Poesie, Großes und Schönes geschaffen hat, was das deutsche Schulwesen und die religiösen Anschauungen und Bestrebungen der Zeit angeht, was unseres Volkes soziale und moralische Begriffe und die Errungenschaften seiner Kultur zum Ausdruck bringt, das sollte darin eine möglichst vielseitige Vertretung finden. Es war nicht an Einkäufe, sondern an Geschenke aus dem privaten Bücherbesitz gedacht. Zahlreiche Hände regten sich dafür in Deutschland und in der Schweiz, mit vieler Opferfreudigkeit gab man her. Tausende von Bänden trafen bei dem Sammler ein, viel Gutes und Brauchbares, aber dazwischen auch welch eine Makulatur! Vergilbtes Papier und nichts wie Papier! Zur Ausbreitung deutscher Bildung im Auslande hielt man Scharteken für geeignet, die hier niemand mehr kennt. Manche Kiste enthielt Bücher, so alt, daß der Druck für uns kaum noch lesbar war, zum Teil auch solche ohne Titelblatt und Inhaltsangabe, die den Menschen glichen, die nicht wissen, was sie wollen. Nicht wenige von diesen zur Auswanderung sich meldenden Büchergreisen waren dabei wie die Polen anzusehen, man mußte sie ihres Schmutzes wegen mit zwei Fingern anfassen, und ganze Staubwolken, gewürzt mit allerliebsten Düften, entstiegen ihren Blättern. Es war um wertvolle Bücher gebeten worden, das hatte offenbar für manche geheißen: also so alte, vergilbte, vergessene, wie nur irgend aufzutreiben sind; und so hatte man denn auf dem Boden und im Keller Urgroßvaters Jugendlektüre für das heutige lernbegierige Japan zusammengerafft.

Weg damit in die Papiermühle! Das wird im ganzen

das richtige Wort sein über solche Bücher, die uns nichts mehr sein können und vielleicht auch für ihre Zeit nie recht etwas bedeutet haben; sonst würde es dahin führen, daß der Antiquitätssinn aus dem Schutt der Vergangenheit um uns eine erstickende Mauer auftürmt. Und doch ist es eine eigene Sache mit diesen vergilbten Schriftwerken. Es ist doch schon vorgekommen, daß ein Buch, das, von den Zeitgenossen sehr stiefmütterlich behandelt, an ihnen wirkungslos vorüberging, von der Nachwelt, die es erst recht verstand und in seinem Werte zu würdigen wußte, zu hohen Ehren gebracht wurde. Dann lief man bei den Antiquaren umher und spürte dem so lange verkannten Schatze mit Eifer nach. Man erließ Aufrufe in den Litteraturblättern, ob noch irgendwo Exemplare vorhanden wären, um die wenigen, die noch aufzutreiben sein möchten, vor dem Untergange zu retten. Man veranstaltete von dem selten gewordenen Werke Neudrucke, und Aschenbrödel, die in geringe Pappe Gehüllte, feierte ihre herrliche Auferstehung als Königin in des Prachtdeckels und des Goldschnitts leuchtendem Schmuck. So kann Menschenurteil sich ändern! Das ist ein Trost für manches verkannte Genie, das es mit ansehen muß, wie die Mitwelt sein Dichten und Schreiben unbeachtet läßt. Die Undankbaren, die verständnislosen Thoren! Nun laß gut sein, so tröstet sich einer in naiver Selbstüberschätzung, jetzt geht man stumpf daran vorüber, aber einst wird man nach meinen Sachen eine Jagd veranstalten, wenn ich einmal nicht mehr sein werde, und die Blätter meiner Bücher vergilbtes Papier geworden sein werden. Und so sitzt er und schreibt er und schafft er unverdrossen weiter zu dem Zwecke, sich die Unsterblichkeit zu erringen. Aber neben ihm sitzt ein anderer, der denkt ganz und gar nicht daran, wie es einmal in der Zukunft ihm und seinem Werke ergehen werde. Er schreibt und dichtet, weil er nicht anders kann, weil ihn das Herz dazu treibt, in Worten auszusprechen, was im Innern

arbeitet und zum Lichte drängt. Er weiß, er hat als Dichter und Schriftsteller seine Gemeinde, und was er schafft, es ist derselben lieb und wert, das genügt ihm; mögen diese Blätter dann auch späteren Geschlechtern, denen sie einst in die Hände fallen sollten, nur noch vergilbtes Papier sein.

Nicht länger wollen diese Lieder leben,
Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut;
Mit schönern Phantasieen es umgeben,
Zu höheren Gefühlen es geweiht;
Zur fernen Nachwelt wollen sie nicht schweben,
Sie tönten, sie verhallen in der Zeit.
Des Augenblickes Lust hat sie geboren,
Sie fliehen fort im leichten Tanz der Horen.

Nun, die vergilbten Papiere, aus denen diese Worte stammen, stehen, in einer Million von Abdrücken verbreitet, in jedem irgendwie gebildeten deutschen Hause; sie sind, in viele Sprachen übersetzt, über den ganzen Erdboden zerstreut, und die Jahrhunderte werden sich noch des Geistes freuen, der daraus redet. Es sind Schillers Gedichte.

Es ist ein Hochgenuß besonderer Art für jeden geistig interessierten Menschen, in dem Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar, dieser verdienstvollen Schöpfung der verstorbenen Großherzogin Sophie, die alten Manuskripte von den Werken unserer beiden Dichterheroen sich vorlegen zu lassen. Freundlich willfahren die jungen Gelehrten, die hier walten, der ausgesprochenen Bitte, und wenn sie aus den festen Schränken, wo alles wohlgeordnet seinen eigenen Platz hat, das Gewünschte herbeiholen und die Mappen mit den der dichterischen Ausführung vorausgegangenen Aufzeichnungen, mit dem Werke selbst und seinen vielleicht vielfachen Umarbeitungen vorsichtig hinbreiten, so spricht aus ihren Zügen das Bewußtsein, einen köstlichen, unersetzlichen Schatz in Händen zu haben. Mit klopfendem Herzen schlägt man das Dargebotene auf: es sind nur Bogen und Blätter aus Papier,

recht rauhem Papier, wie man es heute gar nicht mehr benutzen würde, unansehnlich und vergilbt, aber ein Schauer geht einem dabei über die Seele — man fühlt das Nahesein des Genius. Vor diesen jetzt so vergilbten Schriftstücken hat einst der große Geist gesessen, des frischen, gewaltigen Lebens voll. Hier stehen die unsterblichen Gedanken, die erhabenen Sätze, die wohlklingenden Verse, die zu dem besten Geistesbesitze unseres Volkes gehören, die schönen Worte, um die uns andere Nationen beneiden. Hier stehen sie, zum Teil gleich vollendet wie vom Himmel herab dem Dichter zugefallen, zum Teil erst nach manchen Streichungen langsam zu dem ausgereift, wie wir sie haben. Hier stehen unsere Lieblingsstellen, die so oft gelesenen, vielleicht bis ins Kleinste hinein studierten. Indem wir sie nun in des Dichters eigenen Schriftzügen erblicken, ist uns zu Mute, als träte ein lieber, guter Freund, mit dem man viel korrespondiert, den man aber bis dahin nur im Bilde besessen, noch nie von Angesicht gesehen hat, plötzlich leibhaftig vor uns hin. Andrerseits hat man beim Entziffern des aus den Strichen allmählich Emportauchenden nicht selten die Empfindung, eben etwas Herrliches entdeckt zu haben, was noch niemand wisse, und es ist doch das Allbekannte, was in jedem Munde lebt. Allerdings zeigt sich im Manuskripte dem forschenden Auge auch wirklich Neues, denn mitten unter den Ideen, die, das Werk schmückend und gestaltend, in die Welt hinausgingen, stößt man hier und da in dem vom Dichter wieder Verworfenen auf solche, die, schließlich unausgesprochen geblieben, dennoch der Dichtung verborgene Seele sind und über manches darin ein erhellendes Licht breiten. Welchen unermeßlichen Wert haben für die Wissenschaft die berühmten Codices in den großen Bibliotheken zu Paris, im Vatikan, im britischen Museum u. s. w., die ältesten Abschriften der Mönche aus jenen Zeiten, wo das Neue Testament in Umfang, Anordnung und Wortlaut noch sehr schwankte! Diese

kostbaren vergilbten Papiere sind Schätze, die unter stetiger strengster Bewachung stehen. Aber Schätze der Menschheit, deren Wert mit Geldsummen nicht zu bezeichnen ist, sind auch die Handschriften unserer Klassiker, und es ist nur zu bedauern, daß bei weitem nicht von allen ihren großen Schöpfungen die Manuskripte noch vorhanden sind.

Ein großer Schmerz für alle Forscher und Freunde der deutschen Litteratur war lange der Umstand, daß man bis auf wenige kleine Blättchen das älteste Faustmanuskript für verloren betrachten mußte, jenen Stoß von Ausarbeitungen, den der junge Goethe aus der Heimat nach Weimar mitgebracht hatte, und aus dem er hoher Begeisterung voll am Hofe Karl Augusts zu aller Freunde Entzücken oft vorlas. Die Tragödie ist bekanntlich das Werk seines ganzen Lebens gewesen, sie hat alle seine Entwicklungsstufen mit durchgemacht, und in der Zeit seiner klassischen Vollendung ist vieles von der ursprünglichen Dichtung gänzlich umgegossen. Wie viel mußte daran liegen, den ersten Erguß des Genius mit seinem noch ungezügelten, noch unausgereiften, aber saftfrischen Jugendleben zu besitzen! Doch wußte man nur allzu gut, daß Goethe denselben im Alter, als der Sturm und Drang der Jünglingszeit dem gesetzten Sinne des Greises so fremdartig und unerquicklich vorkam, verbrannt hatte. Mit Wehmut las man da immer wieder, was einst der Siebenunddreißigjährige von der italienischen Reise aus über die nun verlorene Handschrift geschrieben hatte: „Das alte Manuskript macht mir manchmal zu denken, wenn ich es vor mir sehe. Es ist noch das erste, ja in den Hauptscenen gleich so ohne Konzept hingeschrieben; nun ist es so gelb von der Zeit, so vergriffen — die Lagen waren nie geheftet —, so mürbe und an den Rändern zerstoßen, daß es wirklich wie das Fragment eines alten Kodex aussieht, so daß ich, wie ich damals in eine frühere Welt mich mit Sinnen und Ahnen versetzte, mich jetzt in eine selbstgelebte

Vorzeit wieder versetzen muß.“ Was hätte man dafür gegeben, diese vergilbten Papiere haben zu können! Schon hatte man alle Hoffnung aufgegeben, als im Jahre 1887 der berühmte Litteraturforscher Professor Erich Schmidt, während er in Dresden bei den Erben des Hoffräuleins Luise von Göchhausen den Nachlaß dieser originellen Gesellschafterin der Herzogin Amalie durchstöberte, einen dickleibigen Quartanten in die Hände bekam. Er fand darin Auszüge und Abschriften von allerlei Dichtungen des Weimarer Kreises, in dem einst die Schreiberin mit ihrem ganzen Sinnen und Denken sich bewegt hatte; aber alles waren bekannte Sachen. Plötzlich stieß der Blick des erregt suchenden Gelehrten auf Worte Mephistos. Er glaubte seinen Augen nicht zu trauen, das waren in dieser Gestalt ihm gänzlich unbekannte Stücke der Faustdichtung; kein Zweifel, vor ihm lag das verlorene Jugendwerk Goethes, — zwar nicht im Manuskript, aber in einer bis auf Nachlässigkeiten der Goetheschen Schreibweise erhaltenen genauen Abschrift seiner begeisterten Anhängerin, verfertigt in jenen Tagen, da der Dichter in Weimar alles berauschte mit seines Geistes sprudelnder Jugendfülle. Diese für die Kenntnis des jungen Dichterfürsten so wichtige Kopie ist einer der hervorragendsten Schätze des Archivs geworden. Was sind dies alles für kostbare vergilbte Papiere!

Ich könnte, den Faden fortspinnend, vielleicht auch noch vergilbte Urkunden von hoher weltgeschichtlicher Bedeutung, wie sie wohl hier und da dem Publikum zugänglich sind, berühren. Doch ziehe ich es vor, nun zu den vergilbten Papieren überzugehen, die, wenn auch für die Welt gänzlich wertlos, für den Einzelnen wertvoller sind wie diese alle.

Von dem alten Kaiser Wilhelm erzählt man, daß er sich zuweilen in das Berliner Zeughaus begeben habe, um hier ohne jede Begleitung im Anblick der Siegestrophäen und in der stummen Gesellschaft der alten Waffen, mit denen

diese einst errungen wurden, stille Augenblicke freuden- und schmerzenreichen Erinnerns zu verleben. Wir besitzen auch ein Zeughaus, über demselben könnte das Schillerwort stehen: Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet, rauscht der Wahrheit tief versteckter Born. Siehe, da liegen sie noch, die Zeugen unseres kindlichen Arbeitens und Strebens, die ersten Mahner an den Ernst des Lebens, die vergilbten — Schulhefte! Die meisten sind wer weiß wo hingeraten, der leichte Jugendsinn hat ihrer nicht sehr geachtet. Und wie könnte man auch alle diese Stöße, die man im Laufe der langen Jahre vollgeschrieben hat, aufheben? Aber einige Dutzende sind doch durch eigenes oder der Eltern Interesse vor dem Untergange bewahrt worden. Ob diese nun alle wirklich Siegestrophäen sind? So viel ist vielleicht sicher, daß uns ein ganz gewaltiges Siegesbewußtsein erfüllte, als wir sie am Ablieferungstage zur Schule trugen: Was wird der Lehrer, was die Lehrerin dazu sagen? Ein solcher Aufsatz, eine solche Übersetzung ist ihnen wohl noch nicht zu Gesicht gekommen! Und nun schlug die Stunde, die sie uns wiederbringen sollte. Richtig, da liegen sie auf dem Katheder. Der Lehrer greift nach dem ersten und spricht das gestrenge Urteil, nun kommt das zweite, das ist schon besser, dann das dritte, eine ganz lobenswerte Arbeit, so hebt er eins nach dem andern ab. Jetzt das grüne dort, das ist mein Heft. Wie klopft das Herz! Was wird mit roter Tinte darunter stehen? O diese Enttäuschung! Unsere Mitschüler, die wir schon auf besondere Schönheiten, auf ganz besondere Feinheiten des Ausdrucks aufmerksam gemacht hatten, lachten uns schadenfroh aus, und wir saßen da wie begossen, gingen sehr kleinlaut nach Hause und wurden bei der Nachfrage, die nun dort erfolgte, noch viel, viel kleinlauter. Aber wie glänzte das Auge, wenn eine gute Nummer errungen war und womöglich noch irgend eine freundlich aufmunternde Bemerkung! Wie stolz holten wir dann das Werk zu Hause

hervor und hielten es triumphierend den Eltern hin: Seht, was ich fertig gebracht habe! Viel mehr, als ihr mir zutrautet!

Ja, du altes vergilbtes Papier, das du damals meine Welt gewesen bist, wo sind die Zeiten geblieben, da meine Hand diese Worte und Sätze niederschrieb, in denen ich jetzt kaum noch meine Handschrift wiedererkenne? Und wo sind sie geblieben, deren Gedanken und Gestalten mich aus diesen roten Zügen nur noch so matt anblicken? Gar manche von ihnen ruhen längst aus von dem sauren Tagewerk, das dem Lehrer auf Erden beschieden ist. Sie korrigieren keine Hefte mehr, — jetzt korrigiert ein Höherer das große Buch ihres Lebens und schafft ihnen die Fehler heraus, zu denen wir, ihre Schüler, einst den meisten Anlaß gegeben haben. Wir sind es gewesen, die sie zum Zorne reizten oder den Mut ihnen lähmten, die ihre Berufsfreudigkeit ihnen trübten. Doch wären wir auch gute, strebsame Schüler gewesen, das hat man dennoch damals nicht zur Hälfte gewürdigt, wie viel dazu gehörte, eine Klasse so zu unterrichten, daß alle etwas lernen, täglich etwa vier solche Stunden geben zu sollen, dabei weiter zu studieren, um der Jugend ein rechter Lehrer, eine tüchtige Lehrerin zu sein und ihr das Beste geben zu können, und dann am Abend schließlich noch eine größere Zahl von Heften durcharbeiten zu müssen. Von wie vielem Fleiß, von wie treuer Hingabe an den Beruf sprechen doch diese Striche und Randbemerkungen in den Heften! Dies oder jenes davon erschien uns seiner Zeit „ungerecht", es verstimmte uns. Jetzt lacht man darüber und stimmt völlig der Rüge zu, die ihre Hand hier eingetragen hat. Aber wenn sie uns auch verkannt haben sollten, wenn sie zu viel von uns forderten oder in unseren Leistungen den guten Willen und die junge, sich erst entwickelnde Kraft nicht herausfanden, wenn sie, nach etwas kleinlichem Regelkram messend, zu streng gewesen sind, sie haben es doch gut ge-

meint. Es war so weise von den Eltern gehandelt, daß im Hause nicht eine Silbe des Unwillens und der Beschwerde über den Lehrer laut werden durfte. Denn was wir heute leisten können und was wir geworden sind, wir haben es doch zum guten Teil von ihnen und durch ihre stramme Zucht. Habt Dank, ihr vergilbten Papiere, daß ihr, so oft ich euch durchblättere, das Herz immer wieder zur Dankbarkeit aufruft!

Ein zweites Bündel enthält die alten Zensuren, die vergilbten Schulzeugnisse, von dem ersten, in dem man noch als kleines Kind behandelt wurde — „Karl ist ein artiger, freundlicher und bescheidener Knabe, der stets mit reger Teilnahme dem Unterricht folgt" — „Emma ist ein sanftes, liebes Mädchen, dem nur noch zuweilen eine größere Lebendigkeit zu wünschen wäre" — bis zu dem letzten, das, ob lobend oder strafend, in einem Tone redet, wie er denen gegenüber angemessen ist, für welche bereits das lange Kleid oder das Cereviskäppchen des Studenten bestellt ist. Schulzeugnisse, wunderbarste Erfindung der modernen Menschheit! Ohne Pinsel und Farbe und ohne photographischen Apparat wird da mit wenigen Federstrichen der ganze innere Mensch abkonterfeit mit all seinen Sünden und Gebrechen, mit all seinen Tugenden und Vorzügen. Und rechts unten in der Ecke steht der liebe Name des Vaters oder der Mutter. Ich schaue mir diese Züge an, und da will es mir vorkommen, als könnte ich aus der Art und Weise, wie sie geschrieben sind — immer derselbe Namenszug und doch immer wieder etwas anders — die Empfindungen herauslesen, die einst beim Unterzeichnen ihre Seele bewegten. Hier die Buchstaben so fest und groß; das hieß: Ja, du hast recht, das ist mein Junge, das Bild ist ähnlich. Dort die Unterschrift so zaghaft, so lang gedehnt; bedeutete das nicht vielleicht einen gewissen Zweifel an dem richtigen Urteil des Lehrers, als wollte ihr Herz fragen: Wirklich, ist mein

Kind nicht mehr wert? Hier der Namenszug so zart und hingehaucht; er redet von den freundlich anerkennenden Blicken, mit denen die Zensur einst von den Eltern gelesen wurde. Dort die Buchstaben so tintereich, der Schwung am Ende so riesengewaltig; das ist ein schlimmes Zeichen gewesen: das verkündete der Schule, daß zu Hause ein Gewitter sich entladen hat. In der That, von dem Ausfall des Zeugnisses hing viel ab, die Berücksichtigung des weihnachtlichen Wunschzettels, die Entscheidung, ob gutes oder schlechtes Wetter die nächsten Tage oder gar Wochen herrschte, wohl gar auch die große Ferienreise im Sommer. Ja, das Gerücht behauptet, daß Koffer, die bereits gepackt waren, wieder ausgepackt wurden, weil der Herr Vater plötzlich die Lust verloren hatte, und daß Briefe, die dem Onkel die Ankunft des Sohnes oder der Tochter meldeten, telegraphisch wieder zurückgenommen worden sind. Andererseits soll es sich aber auch hier und da zugetragen haben, daß der sparsame Hausherr entschieden hatte: Wir reisen in diesem Sommer nicht! und er mit einem Male durch ein vorzügliches Schulzeugnis zu dem entgegengesetzten Entschlusse gebracht wurde. Übrigens waren die Belohnungen nicht überall so großartiger Natur, denn nicht alle Eltern vermögen das; aber so gering sie uns jetzt erscheinen, sie waren doch Glanzpunkte im Kindesleben. Vor mir liegt ein Zeugnis, auf dessen vergilbtem Papiere sich noch eine blasse Spur von Fruchtsaft zeigt. Ich möchte dasselbe ans Herz drücken, denn mit diesem Vermerk erinnert es mich daran, wie ich am Versetzungstage zwei Groschen empfing, für die ich mir Johannisbeeren kaufen durfte. „O du böser, undankbarer Mensch," höre ich der Mutter Einwand, „du hast ja viel mehr bekommen, du weißt es nur nicht mehr." Nun, dann wird es wohl so sein, aber die Johannisbeeren haben denn doch vor allem eine bleibende Spur zurückgelassen, wie hier auf dem Papiere, so drinnen im Herzen.

Die Zensur war einst ein Ereignis gewesen. Wochen lang vorher und Wochen lang nachher beschäftigte sie uns, mit noch viel stärkerem Herzklopfen als die Schulhefte nahmen wir sie aus der Hand unseres Lehrers entgegen, — — und nun liegt sie mit diesen als vergilbtes Papier verborgen im Schranke, vergessen und abgethan. Längst haben ganz andere Aufgaben, viel größere als die damals gestellten, uns in Anspruch genommen, längst streben wir höheren Zielen zu als einer guten Nummer im Aufsatzhefte und einem guten Zeugnis am Ende des Vierteljahrs. Doch wenn wir einmal wieder auf diese Papiere der Kindheit stoßen, dann nehmen wir sie gerührt zur Hand und gedenken jener sonnigen Tage, wo unsere Schularbeit noch so ziemlich unsere einzige Sorge, wo der Tadel der Lehrer und Eltern unser einziger Kummer, wo ihr Lob unser ganzer Ehrgeiz gewesen war, und aus diesen Blättern blickt uns die ernste Frage an: Wie steht es jetzt mit dir? Erfüllst du deinen Beruf noch immer nur der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, oder ist jetzt das Arbeiten deines Lebens Lust geworden? Und warst du damals vielleicht schon im Kleinen treu, bist du es jetzt auch im Großen? Thust du, was deine Schuldigkeit ist, nach Art des Kindes nur um des Lobes und der Anerkennung willen? War es dagegen der eigene Eifer, die Liebe zur Sache, die dein jugendliches Arbeiten beseelte, bist du heute nicht etwa kleiner geworden, als du einst gewesen? O ihr vergilbten Papiere, seid uns gegrüßt als liebe Mahner, treue Warner!

Wir ziehen eine andere Schublade auf, da fallen uns zwei Bücher aus vergangenen Tagen in die Hände. Es ist zunächst das Stammbuch in seinem locker gewordenen Einbande, mit seinen verblichenen Goldlettern auf dem abgenutzten Deckel und mit seinen — vergilbten Blättern. Einst lag es auf dem Geburtstagstische des Kindes, so neu, so stattlich; geheimnisvoll schaute es hervor aus den Blumen,

welche die Hand der sinnigen Mutter herumgelegt hatte, und die Goldschrift erglänzte im Scheine der Kerzen. Erwartungsvoll schlugen wir es auf. Was sollten wir aber eigentlich erwarten, es konnten ja nur weiße Blätter darin sein? Doch nein, welche Freude, welche Überraschung! Schon steht etwas auf der ersten Seite, und die Schrift ist uns so gut bekannt, so teuer und wert. Da lesen wir:

Ein schmuckes Buch voll weißer Blätter!
Doch bald erblühn in diesem Band
Wie Blumenflor im Frühlingswetter
Viel Sprüche von geliebter Hand.
In Vers und Prosa wird geschrieben,
Doch wird der Sinn nur einer sein,
Dir sagt ein jedes deiner Lieben:
„Ich bin dir gut, gedenke mein.“

Ein schmuckes Buch, drein viel zu schreiben,
Liegt offen auch dein junges Herz!
Laß fleckenlos die Blätter bleiben,
Erhalt es rein in Freud und Schmerz.
Was schön und gut, du darfst es lieben,
Doch unverlöscht laß eines sein,
Was Gott dir selbst ins Herz geschrieben:
„Ich bin dir gut, gedenke mein.“

Es ist wahr, „wie Blumenflor im Frühlingswetter“ sind auf den folgenden Seiten „viel Sprüche von geliebter Hand“ uns erblüht, von der Frühzeit bis hin zur Grenze der Jugend. Wohin wir sehen, werden wir an Menschen erinnert, die uns viel gewesen sind, die dann vielleicht durch des Lebens Schickungen weit von uns weggeführt wurden, die uns aber jene Treue, die keine Ferne, keine Trennung kennt, bewahrt haben. Mancher auch von denen, die sich hier verewigt haben, ist nicht mehr unter den Lebenden, und das „Gedenke mein!“, das uns aus der Unterschrift ent-

gegenklingt, berührt uns jetzt beim Wiederaufschlagen des Buches recht wehmütig. Wir haben sie nicht vergessen, und nicht vergessen haben wir die schönen Worte, die besonders die älteren, an Erfahrung des Lebens uns überlegenen Freunde auf die Blätter unseres Albums geschrieben, und die sich tief in unser Gedächtnis eingegraben haben, Worte ernster Mahnung und freundlicher Tröstung, Worte voll Kraft und Geist und Weisheit. Was da steht, haben sie einst vielleicht auf Geratewohl geschrieben, und gerade dieses Wort, wie hast du es hernach nötig gehabt, wie viel Segen hat es in deinem Leben gewirkt! Noch mehr würde es gewirkt haben, setzt vielleicht jemand hinzu, hätte man es immer beachtet.

So oft du eine That zu thun gedenkst,
Schau erst zu jenem blauen Himmel auf
Und sprich: Das will ich thun — o schau es du
Und segne es du, der still da droben herrscht! —
Und kannst du das nicht sagen, thu' es nicht!

Fester Grund sei deinem Ich:
Nie dein Wort zu brechen;
Drum vor allem hüte dich,
Großes zu versprechen!

Aber auf dich selbst gestellt,
Handle groß im Leben,
Gleich als hättest du der Welt
Drauf dein Wort gegeben!

Wie dort an schönem Frühlingsabend,
Umsäumend rings des Himmels Zelt,
Die Alpen freundlich sich entschleiern,
Gleich Boten einer andern Welt,

So sehn wir oft nach Sorg und Schmerzen,
Im Hoffnungsglanze licht und schön,
Der Liebe göttliche Gedanken
Auf einmal leuchtend vor uns stehn.

Drum, wenn den Sinn dir will umdüstern
Der Menschen Neid und Unverstand,
Wenn vor der Trübsal dunklen Wolken
Dein froher Mut zusammenschwand:
Denk', hinter diesen Wolken stehn,
Gleich jener Alpen stolzen Reihn,
Doch Gottes ewige Gedanken
In wunderhellem Sonnenschein.

Arbeit ist Ruh vor den Sorgen, die drängen,
Ruh vor den Plagen, die kleinlich beengen,
Ruh vor der Sünde verlockenden Klängen,
Ruh vor den Stimmen der Welt und der Lust.

Schaff'! und der Schlaf wird dein Kissen nicht meiden,
Schaff'! und es hebt sich die Woge der Leiden,
Lag're dich nicht unter Trauerweiden,
Schaffe voll Mut und entschlossener Brust!

Sprach der Baum zum Bach: „Geselle
Mit verworr'nem, wildem Sinn!
Warum rauschest du so schnelle,
Eilest rastlos, Well auf Welle,
Zwischen süßen Blumen hin?

Willst dich immer selbst verlieren,
Jeden Schritt ein andrer sein?
Bleib' in waldigen Revieren,
Wo dich Blumen still umzieren,
Sei beständig, still und rein!"

Sprach der Bach zum Baum: „Auf Erden
Find ich Ruh an keinem Ort.
Wohl muß ich ein andrer werden,
Jeden Schritt mich neu geberden,
Kämpfen, ringen fort und fort.

Blütenthal ist eng und schwüle,
Und mein Sehnen ist so weit:
Will nicht ruh'n, bis ich mich fühle,
Bis ich mich unendlich fühle
In des Meers Unendlichkeit."

Sprach der Baum: „Du bist betrogen!
Schau, ich prange hier im Glanz,
Habe Licht in mich gesogen,
Lasse frei die Blätter wogen,
Wurzle fest und bleibe ganz.

Was du suchst, hab' ich zur Stelle,
Überall ist's, weit und breit!
Schau nur! meines Laubs Gezelle
Greift hinauf zur Himmelshelle,
Badend in Unendlichkeit."

Zwischen dem Guten ist allerdings auch vielerlei Spreu, geistloses Geschreibsel, herrührend von solchen Jugendbekannten, die einst ihre sogenannte Freundschaft uns aufgedrängt haben, wie der werbende Kolporteur, der von Haus zu Haus mit seiner Liste geht. Wir können uns kaum noch des Namens erinnern, den wir da lesen, — wie muß dieses Menschenkind uns innerlich doch so fern gestanden haben! Und dann kommen andere Namen: ja, die kennen wir wohl, aber schmerzliche Empfindungen wecken die Schriftzüge. Da ist die Rede vom Nieverlassenwollen, wenn auch alle untreu werden, vom Treubleiben auch unter Kampf und Leid, — doch ach, schon auf des Weges Mitte verloren die Begleiter sich! Herzen, die uns so warm erschienen, zeigten sich in Not und Gefahr an wahrer Liebe bettelarm, und mancher,

dessen verschlossenes, kühles Wesen uns erst gar keine Sympathie abgewinnen konnte, und den trotzdem eine innere Stimme uns suchen hieß, trug in sich einen reichen Schatz, aus dem wir in allen Lagen des Lebens nehmen durften, was und wie viel wir begehrten, vor allem aber, was uns sittlich förderte und weiter brachte. Sie sind vielleicht nicht immer mild mit uns verfahren, aber das war eben das Kennzeichen von der Echtheit ihrer Gesinnung. Ein Blick auf das alte Stammbuch zeigt es uns, daß sich diejenigen nachher unter der Trübsal des Lebens als die wahren Freunde bewährt haben, die uns von Anfang an als Menschen der Wahrheit gegenüberstanden. Rückert hat Recht:

Dein wahrer Freund ist nicht, wer dir den Spiegel hält
Der Schmeichelei, worin dein Bild dir selbst gefällt;
Dein wahrer Freund ist, wer dich sehn läßt deine Flecken
Und sie dir tilgen hilft, eh' Feinde sie entdecken.

Neben dem Stammbuche nun hier das Tagebuch. Früher legte man großen Wert darauf, und der konnte nicht beanspruchen, ein gebildeter Mensch zu heißen, der kein Tagebuch besaß. Sorgfältig verwahrte man es vor fremden Augen, und nur ganz vertrauten Seelen vergönnte man einen Einblick. Unsere raschlebende Zeit hat es verdrängt. Die Menschen von heute haben höchstens noch Muße für kurze Bemerkungen ins Notizbuch, aber nicht mehr für die behaglichen Herzensergüsse, die früher in das Strombett des Tagebuches mündeten. Nur wenige sind es, die, was sie den Vätern abgesehen, auch für sich noch pflegen; meistens sind es junge gefühlvolle Mädchenherzen, die vor der Berührung der rauhen Welt in das Versteck dieser verschwiegenen Blätter das flüchten, was ihres Innern seligschmerzliches Geheimnis ist. Und da bleibt es verborgen vor Mit- und Nachwelt, vorausgesetzt, daß sich nicht ein Schlüsselchen findet, durch das die liebe Neugierde oder die Neugierde der Liebe

zu dem Verstecke zu gelangen weiß. Es ist wahr, das Tagebuch ist oft schon eine Lagerstätte geworden für allerlei künstlich gemachte Empfindungen und damit die Brutstätte unwahrer Empfindelei. Das giebt schon eine Stimme aus der Blütezeit des Tagebuches zu. Wilhelm von Humboldt schreibt an seine Freundin Charlotte Diede: „Es geht einem, wie man es anfangen möge, nie ganz ein, für sich selbst und an sich gerichtet zu schreiben. Man ist mehr befangen, als wenn man, wie im Briefe, die Selbstbeurteilung an eine einzelne bestimmte Person richtet. Das Interesse an dieser zieht da die Seele davon ab, sich zu sehr mit sich selbst zu beschäftigen und zu sehr auf sich Rücksicht zu nehmen. Überhaupt ist nicht eben zu befürchten, daß man sich in solchen Aufzeichnungen über sich selbst zu sehr schont. Was dagegen eher zu befürchten sein kann, ist, daß die Eitelkeit dabei Nahrung findet. Man hält leicht, je mehr man sich mit sich selbst beschäftigt, alles, was einen betroffen hat, für außerordentlicher, als was anderen begegnet ist, und legt auf jeden Zufall wie auf eine Absicht Wert, welche Gott mit uns gehabt hätte. Indes können solche Fehler vermieden werden, und dann wird gerade ein solches Tagebuch zu einer zugleich anziehenden und nützlichen Selbstbeschäftigung.“ Und in der That, es war doch etwas Schönes um dieses Büchlein, wo es in den rechten Händen war! Wie blickt es uns jetzt so wunderbar an mit seinen jugendlichen Geständnissen, mit seinem Seelenleben aus alten Tagen! Die Bekenntnisse edlen Jugendeifers, in denen man sich gelobte, der Wahrheit Herz und Zunge zu weihen, die hochideale, gegen alles menschengefällige Strebertum zornwütig angehende Lebensanschauung, die in diesen Jugendblättern niedergelegt ist, dabei der frohe optimistische Glaube an des Menschenherzens unverwüstliche Göttlichkeit und an den endlichen Sieg des Guten und Schönen, dies alles hat schon manchem zur rechten Zeit, wenn er unter Versuchungen

schwach werden wollte, ins Ohr geraunt: Mensch, bleib' dir treu, — bleibe treu deinen Grundsätzen und treu deinen Überzeugungen, wie auch die Welt lockt oder droht, und laß dich durch alle Erfahrungen deines Lebens nicht irre machen an deinem Glauben, Lieben und Streben!

Ein besonders wertvoller Teil der vergilbten Papiere sind die alten Briefe. Sie sind ja nur ein schwacher Ersatz des mündlichen Verkehrs gewesen, und doch, wie waren wir den Fernen, die sie uns geschrieben haben, dankbar! Wie wurden manche dieser Briefe mit Unruhe ersehnt, mit welcher Hast wurden sie aufgebrochen, mit welcher Spannung gelesen! Da sind zunächst die Briefe, die wir einst als Kinder erhielten, in denen eine Tante oder ein Onkel, vielleicht zusammen mit einem Geschenk zum Geburtstage oder zum Christfeste, uns einige freundliche Worte zuriefen. Das war eine Freude, ein Stolz: ein noch so kleiner Mensch und doch schon der Empfänger eines Briefes! Und daneben liegen andere, das Datum zeigt die Zahl des für unser Leben wichtigen Jahres der Konfirmation. Sie enthalten treu und fromm gemeinte Segenswünsche, ernste und inhaltsvolle Mahnungen der Lieben, die an diesem Festtage nicht bei uns sein konnten. Sind diese Briefe einst umsonst geschrieben worden? Wenn wir sie durchlesen, klagen sie uns an, oder dürfen wir sprechen: „Was ich gesollt, im redlichen Streben hab' ichs gewollt?“ Nun folgt ein großer Stoß, nach den Absendern geordnet, denn es sind ihrer viele. Es sind die lieben Zeilen aus dem Elternhause und von der Hand der Freunde der Familie, die den Jüngling begrüßten, als er lernend und seiner weiteren Ausbildung nachgehend draußen in der Welt sich Bahn brechen mußte zu seinem Ziele hin; als er allein stand in der Fremde, Heimweh im Herzen, und dennoch mutig und auf seine Zukunft bedacht. Es sind die Briefe, die dich einst beglückten, da du in des Lebens Rosenzeit, ein junges hoffnungsvolles Mädchen, so er-

wartungsvoll den kommenden Tagen entgegengingst. Sie reden von dem, was damals deine Welt war. Sie enthalten verblümte Fragen der Freundinnen — Ahnungen — Andeutungen — Gerüchte — schließlich Glückwünsche zur Verlobung. Daß doch keine unserer Leserinnen beim Wiederdurchsehen dieser Briefe klagen brauchte: „O Jugendtraum, so schnell zerronnen, wie anders kam's, als ich's gedacht!" Doch hätte eine derselben wirklich Grund dazu, die tröste sich damit, daß es gewiß so am besten gewesen ist: besser, das Haus brach zusammen, als daß es hernach eine Stätte der inneren Verarmung geworden wäre. Aufgelöste Verlobungen sind meist immer verhütetes Unheil, und Unglücklichwerden ist manchmal das Mittel zum Glücklichbleiben.

Freudige und schmerzliche Erinnerungen wecken diese alten Papiere. Mit ihnen durchlebt man wieder Stunden höchster Erhebung und tiefster Demütigung, Zeiten voll Jubel und Wonne, Zeiten des Kummers oder der Unruhe. Hier ist eine Anzahl von Karten, Briefen und größeren Schriftstücken zu einem ganzen Bande zusammengebunden. Zeugen sind es jener Monate, die über des Mannes Zukunft und die Richtung seines Berufsweges entschieden. Es sind die Stimmen, die ihn aus den bisherigen Verhältnissen in eine erwünschtere Thätigkeit beriefen, die von den Hindernissen, die zu überwinden waren, und schließlich von dem glücklichen Gelingen berichteten. Mit vieler Rührung und Dankbarkeit sieht man dies alles wieder durch, und dennoch, bei dem Versuch, sich hineinzuversetzen in das, was die unruhig bewegte Seele damals empfand, kann man es kaum noch begreifen, daß man die Sache einmal so ernst genommen und seines Lebens Befriedigung abhängig geglaubt hat von dieser äußeren Gestaltung seines Geschickes und dem Orte seiner Wirksamkeit, wo doch jedes Arbeitfeld, das eine gerade ebenso wie das andere, ein Stück der dornenvollen Erde ist, und dieses gerade so wie jenes ein Himmel auf Erden

wird durch das, was das Herz in sein Schaffen und Wirken hineinlebt. Unter der Beschäftigung mit den vergilbten Papieren seines Lebens empfindet man so recht den Wandel der Lebensanschauung, den das ausreifende Menschenherz in sich durchmacht, das immer gleichgültiger Werden gegen das Äußere und damit auch gegen Menschenmeinung, Ehre, Erfolg und Gewinn, und das Sichkonzentrieren auf das Innere und auf die hingebende Erfüllung seines Daseinszweckes, wovon allein das Glück abhängt.

Vieles von der Korrespondenz mit Bekannten vernichtet man allmählich, weil es ohne Bedeutung ist, oder die Personen uns nicht wahrhaft nahestehen; von anderem mag man sich nicht trennen, es ist zu sehr ein Teil unseres Lebens geworden. So die Aussprache mit verehrten Gesinnungsgenossen und treuen Mitarbeitern an der Verwirklichung unserer Ideale, ihre Antworten auf unsere Fragen und Zweifel, auf unsere Erwartungen und Befürchtungen. Die Worte, die gute Freunde uns schrieben, wenn die Sonne des Glückes einmal besonders hell über unserem Haupte stand, oder wenn eine schwere Heimsuchung uns und die Unsrigen betroffen hatte. Die Briefe, die diese uns sandten in ihres eigenen Lebens Freuden- und Schmerzenzeiten. Hier ein kleines Päckchen, nicht ohne tiefe Bewegung kannst du es betrachten. Es sind die Berichte über das ach! so lange Siechtum eines Menschen, der dir unaussprechlich viel gewesen ist. Diese ganze Passionszeit mit ihrem Auf und Ab von Verschlimmerung und Erleichterung, von trübster Besorgnis und trotzdem ihm und den Seinen immer wieder aufflackernder Hoffnung auf Genesung, dieses Hangen und Bangen hast du in quälender Ungewißheit mit durchlebt. Es waren schreckliche Zeiten: Trauertage, wo man doch noch nicht trauern durfte, Freudenstunden, wo man sich nicht mehr zu freuen wagte — bis endlich der Augenblick kam, der so schmerzliche und doch so dankbar aufgenommene Botschaft brachte.

Und was birgt dieses Päckchen, das du so sorgfältig umwunden hast mit schwarz-weiß-rotem Bande? Es sind die Briefe deines Sohnes vom Kriegsschauplatz in Frankreich. Geschrieben im Bivouac, auf dem Tornister, mit vor Erregung zitternder Hand, als ringsum noch der Pulverdampf wogte, als Hörner und Trommeln Viktoria! verkündeten nach heißdurchrungener Schlacht, flogen sie einst stürmend herüber in die Heimat und nahmen von dir deine Sorge, all deine Last. „Er lebt, er lebt!“ — so schriest du auf aus der Tiefe deines Herzens, und Freudenthränen netzten diese Blätter. Doch manchem kamen nach solchen Freudenbriefen noch andere, geschrieben im Lazaret, von der schwachen Hand des Verwundeten, vielleicht gar nicht mehr von seiner eigenen Hand. Das Kind, das man mit solcher Liebe aufgezogen hatte, dahingemordet von jener Furie, die ein sündig leichtfertiger Sinn heraufbeschworen hatte! Dieser Gedanke hat dir dein Herz zerrissen. Du hast den Krieg verflucht, diese Schmach des Jahrhunderts, und deine Thränen ließen die Zeilen in deiner Hand zerfließen. Jetzt ist auch dieser Brief wie alle anderen längst vergilbtes Papier geworden! Oft holst du ihn wieder hervor, und Schmerz erfüllt jedesmal deine Seele. Aber es ist nicht mehr jener heiße Schmerz. Er ist verklärt von dem erhebenden Bewußtsein, ein großes Opfer gebracht zu haben für das Heil des Vaterlandes. —

Zum Schluß noch einen flüchtigen Blick auf die Briefe, die wir selbst einmal geschrieben haben, und die durch den Tod der Besitzer oder auf eine andere Weise wieder in unsere Hände übergegangen sind. Der Vater war auf Reisen, und als die Mutter ihm schrieb, rief sie auch den Kleinen heran, nahm ihn auf den Schoß und führte ihm die Hand zu herzlichem Gruße. Was war das für eine Freude! Das Kind ahnte nicht, daß mit diesen wunderlichen Zeichen, die es da hinmalte, die Arbeit des Lebens ihm aus der Ferne zum

ersten Male ihr ernstes Gesicht zeigte; es wähnte, einem neuen Spiel auf die Spur gekommen zu sein, und von nun an wurde auf jedes Stück Papier, das man auf dem Schreibtisch fand, und auf jeden unbewachten Bleistift, den das Auge entdeckte, Jagd gemacht, und Briefschreiben wurde die Losung im Geschwisterkreise. Andere der Briefe rühren her von unserer eigenen Hand. Aber wie? So haben wir uns doch damals noch nicht ausdrücken können, das ist doch nicht die Sprache des Kindes? Nun, es sind die diktierten: unsere Schrift, aber der Eltern Gedanken, die sie uns freundlich zuflüsterten oder sonstwie uns nahe legten. Seltsam berühren uns diese Beweise einstiger Unselbständigkeit und Abhängigkeit, und doch sind diese vergilbten Blätter eine traute Erinnerung an jene längst vergangenen Tage, wo man in kindlicher Sorglosigkeit noch andere für sich denken ließ, und wo man noch Herzen hatte, die dies in aller Treue und Liebe thaten. Wir wünschen diese Zeiten nicht zurück, wir freuen uns, auf eigenen Füßen stehen, aus eigener Kraft schöpfen zu können. Dennoch können wir sie auch jetzt noch nicht entbehren, — wohl uns, wenn wir sie besitzen, und wenn wir sie nicht haben, so ersehnen wir sie uns — die wahrhaft treugesinnten Menschenherzen, die lauteren, neidlosen Freundesherzen, die da, wo wir unsere Sache nicht selbst zu vertreten imstande sind, für uns denken und wirken.

Nun kommen die jugendlichen Briefe, die unser eigenes Selbst abzuspiegeln beginnen. Der Geist regt seine Schwingen, aber es ist zunächst noch ein unbeholfener Flug. Ob unsere Lieben damals über dieses Geistesgeflatter ebenso gelacht haben, wie wir es jetzt thun? Da sind Geburtstagswünsche, die aus Mangel an einer rechten Einleitung die Neuigkeit verkünden: „Lieber Papa, dein Geburtstag ist da" — und dahinter, sei es, weil dieser Satz uns zu kurz erschien, oder weil der Reim uns so schön und der Gedanke uns so großartig vorkam, zwei Ausrufungszeichen und drei Gedanken-

striche. Da sind solche, die in himmelanstürmendem Musendrang über die Grammatik hinwegstolpern mit dem Ausruf: „Schön im rosigen Gefieder steigt am Horizont empor und begrüßt die Erde wieder jener Tag, der dich gebor!" Andere haben wir geschrieben, als wir bei den Verwandten zum Besuch waren. Sie melden als das unbedingt Wichtigste zunächst, was die Tante zu Mittag gekocht, und wie es uns geschmeckt hat. Daß vor dem Fenster ein Droschkenpferd hingefallen ist, und wir unser Taschentuch verloren haben. Daß die Cousine sich in den Finger geschnitten hat, und morgen der Schornsteinfeger den Kamin kehren wird. Daß im Garten jetzt die Kirschen reif sind, und beim Nachbar in acht Tagen Hochzeit sein soll, und in der Nacht der Leo unten auf dem Hofe so furchtbar gebellt hat. Aber es sei kein Dieb eingebrochen, doch aus dem Gefängnis sei einer ausgebrochen, und der Herr Doktor, der oft ins Gefängnis rein müsse, habe einen Sohn, der ein guter Spielkamerad sei. Mit ihm gehe man immer hinaus in die Meierei, und da gebe es Milch und Limonade, die koste jedoch Geld, und der Onkel habe viel Geld, das liege alles in einem großen eisernen Schrank. Darin seien aber gar keine Kleider, sondern nur Goldstücke; damit vertreibe er und sein Buchhalter sich am Tage die Zeit, aber abends spiele er Karten mit dem Herrn Gefangenendoktor, und da seien auch Offiziere dabei. Deshalb sei man sich noch nicht klar, was man einmal werden wolle, ob es besser sei, das Geldsammeln oder das Medizinmachen zu lernen, aber wahrscheinlich werde man mal Offizier werden. Die sähen doch am feinsten aus, und da könne man es bis zum Major bringen, und das sei beinahe so viel wie ein König. So geht es wie Kraut und Rüben durcheinander, ein Betrachten der Welt vom Gesichtswinkel des kleinen Kindskopfes, wertloses Geplauder, das dennoch den Eltern einst vielen Spaß machte.

Nach diesen Briefen aus der Kindheit folgt in unseren

vergilbten Schätzen eine lange Pause. Wir sind herangewachsen, wir haben uns auf unseren Beruf vorbereitet und sind dann, nun nicht mehr auf kurze Wochen nur, hinausgezogen in die Fremde. Jetzt kommen die Briefe, die Kunde geben von unserem Ringen und Streben draußen in der Welt. Das bewegte Leben mit seinen mancherlei Erfahrungen und Enttäuschungen, mit seiner Unruhe und seinen Aufregungen spült seine Wellen hinein in unser Schreiben, daß es wild durch die Zeilen flutet. Doch plötzlich Windstille! Die Briefe werden seltener und inhaltsloser, es scheint, als habe unser Interesse am Leben abgenommen, als wüßten wir gar nichts mehr zu melden, und durch alles, was wir von uns berichten, geht etwas hindurch wie Weltflucht und Weltschmerz. Doch nur eine kurze Weile. Bald jubelt es in den Briefen an die Lieben in heller Lebenslust auf, denn die Hand, die sie schreibt, hat inzwischen die Feder in ein Meer von Wonne tauchen dürfen, und aus dieser Feder flossen nun jene Briefe, bei denen man nie fragen brauchte: Was soll ich schreiben? — die Briefe der Liebe, die aus dem Herzen ins Herz strömten, ein flutender Seelenerguß, auf dem glitzernd und flimmernd der Himmelssonne berauschte Lichter im Reigentanze wogten. Und nun sind auch diese Briefe, ja selbst diese, vergilbtes Papier!! Was einst so aus der Fülle des Lebens hervordrang, auch das war dem Gesetz der Zeit unterworfen, die alles alt werden läßt! Doch was schadet's? Alt werden braucht daran nur, was der Zeit angehört, das Papier, in dessen Schriftzügen die Seele ihren Ausdruck suchte, und dieser Ausdruck selbst, des Geistes äußere wandelbare Form. Des Herzens Leben aber gehört der Ewigkeit an, aus der es stammte, und was es in seiner Liebe einst Hohes empfunden hat, das können und wollen wir uns erhalten in ewiger Jugend.

VIII.

In der Felsenklause.

Es war ein schöner Tag gewesen! Nach der Flucht aus dem Staube und dem Lärm der Stadt in junger Ferienfreude wieder der erste Tag in der freien, großen Welt der Berge! Abgeschüttelt waren alle Bürden des Amtes, nun durfte man auf einige Wochen ganz sich selbst gehören! Mit diesem Bewußtsein völliger Ungebundenheit einzudringen in die heilige Einsamkeit der Natur, in ihre rauschenden Wälder, in ihre geheimnisdüsteren Schluchten, in des Hochgebirges überraschungreiche Wildnis; mit dem leichten Rucksack auf dem Rücken und dem federgeschmückten Tiroler auf dem Kopfe, den derben Bergstock in der Hand, unternehmungslustig den Bächen nachzusteigen zu ihrem Ursprung hin; auf Felsenpfaden zur Höhe emporzuklimmen und, da man auf stundenlanger Wanderung keinem Sterblichen begegnet, sich der Empfindung hinzugeben, man schreite durch ein noch unentdecktes Land — welches Hochgefühl! Welch eine Welt voll Wonne liegt für den im lauten Getriebe der Gegenwart abgehetzten Menschen in dem Wort „allein", mit sich allein sein in dem stillen Tempel der Schöpfung!

Nun lichten sich die Wälder, die Bergesengen weiten sich, es geht über graue Schutthalden und grüne Matten, endlich steht man oben, wo die Wolken die zackige Stirn der Felsen küssen. Weggenommen ist alles, was den Blick einschloß. Hier zeigt sich in majestätischer Schönheit der Alpen ragende Kette, und überall lugen Bauernhäuser und Sennhütten aus dem buschigen Grün hervor; dort drüben aber

in weiter Ferne dehnt sich die unermeßliche Ebene, mit Ortschaften übersät. Tief unten zu Füßen wälzt wie ein sich schlängelndes Band der Inn seine schäumenden Wasser, und an seinen Ufern liegt, in einer großen Obstwaldung gebettet, das Dorf mit seinem traulichen Kirchlein und seinen schmucken Hütten, mit dem rauchenden Schornstein seiner Fabrik und der emsigen Geschäftigkeit auf seinen Feldern. Da ist man nun nicht mehr von der Welt geschieden, man hat die Wohnungen der Menschen, ihr Treiben und Mühen wieder vor Augen. Und doch gerade hier, wo man dies alles wieder übersieht, aber so unendlich hoch darüber steht, und wo von der Unruhe des irdischen Getümmels auch nicht der leiseste Laut mehr heraufdringt, feiert das Gefühl des Alleinseins seine beseligendsten Mysterien. Ins Gras gestreckt schaut man hinaus in die luftigfrische, sonnendurchleuchtete Herrlichkeit. Vergessen ist alles, was sonst der Seele Inhalt ist. Man denkt an die Qual des Lebens, die dort und dort, wo Menschen bei einander weilen, daheim sein mag, die hier jedoch auf der weltentlegenen Höhe über den Einsamen keine Gewalt hat. Da läßt in der Tiefe der Brust wohl das Geflüster sich hören, wie schön es sein müßte, wenn man nie wieder in die lärmende, hastig sich drängende Welt, in das Gewoge der Leidenschaften, in den Kampf des Daseins, in das oft so kleinliche und niedrig gerichtete Treiben der Menschen, mit denen man zu thun hat, zurückkehren brauchte. Und unwillkürlich wird man auf die Einsiedler geführt, die sich auch heute noch hier und da in diese Berge hinein ihre Klause bauen, um darin in Frieden ihre Tage zu verbringen. Haben sie mit ihrer Flucht aus der Welt nicht ganz recht? Sagt nicht der Dichter: Ein wahrer Mensch muß fern von Menschen sein? Und ist das nicht ein Bekenntnis, das entschiedener oder zurückhaltender aus den Werken der Besten unseres Geschlechtes redet? Aber, fragt man sich sinnend weiter, welche Erfahrungen und Stimmungen mögen sie zu

diesem Entschluß des völligen Abbrechens, der doch immerhin nicht so leicht ist, geführt haben? Wie muß ihnen in dieser Zurückgezogenheit für die ganze Lebenszeit zu Mute sein? Womit beschäftigt sich eigentlich ihr Geist in diesem weltfernen Dasein, und welche Gestalt nimmt in solcher beständigen Einsamkeit ihre Seele an?

So hatte ich auf hohem Gipfel, umweht von dem Odem der Berge, mich etliche Stunden der nachgrübelnden Phantasie überlassen, als ein Blick auf die Uhr mich gemahnte, daß der Tag sich seinem Ende zuneige, und daß es für einen Menschen, der Hunger hat und der von manchem kulturellen Bedürfnis, wozu vor allem auch ein gutes Bett gehört, sich doch nicht recht losmachen kann, wohl ratsamer sei, aus der Welt der Einsiedlergedanken vorläufig einmal hinabzusteigen ins Thal, in des Dörfleins freundliches Gasthaus, das schon in manchem Jahr mir zu erquickender Sommerrast eine gute Pflege gewährt hatte. Die Frau Wirtin versteht ihre Sache gar trefflich. Und wenn aus ihrer Küche der Dampf des brodelnden Bratens ins Gastzimmer dringt, während ihr biederer Gatte in Schürze und Hemdsärmeln dem Fasse einen tüchtigen Schoppen vom echten Bayrischen entlockt, so braucht man kein Materialist sein, um unter solchen Vorbereitungen sich behaglich die Hände zu reiben. Ein so würdiger Ferientagsabschluß erwartet dich Wandermüden auch heute wieder, also schnell und fest zum Alpenstock gegriffen und nun hinunter im gemäßigten Sturmschritt!

Es geht alles vorzüglich. Schon liegen zwei Drittel des Weges dahinter, bereits ist man in bekanntem Gebiet, auf früher oft betretenen Pfaden, bald wird man unten im Thale sein. Trügerische Hoffnung! Rascher noch, als den Absteigenden die Füße tragen, sind die Gebirgsgeister, wenn sie es sich in den Kopf gesetzt haben, demselben von den Bergen herab die Gewitterwolken nachzurollen. Ehe man sich's versieht, ist man von ihren Nebeln dermaßen umstrickt, daß

man nicht mehr aus und ein weiß. Wohin man blickt, nichts wie Regen und Regen; Gießbächen gleich strömt es hernieder. Man steht da, als wäre es dunkle Nacht, verliert bald jegliche Richtung und Spur und irrt aufs Geratewohl zwischen den gespensterhaften Bäumen umher. Schauerlich tost durch die Äste der Sturm, alle Wipfel neigen sich, gar mancher, der schon oft dem Aufruhr der Elemente getrotzt hat, stürzt geknickt zu Boden, auf Schritt und Tritt wird man getroffen von dem in Massen herabgeschlagenen Reisig. Die furchtbare Musik aus dem Hochgebirge wächst immer mehr zu dämonischen Weisen an. Dabei ringsum ein Krachen und Knallen aus dem Gewölke, als sollte die Welt untergehen. Donnerschlag auf Donnerschlag. Und nicht nur aus der Höhe, auch aus der Tiefe scheinen die Wetter zu grollen. Von oben flammen die Blitze, und aus der Erde wird ihnen feurige Antwort. Alle Sinne verwirren sich. Niederwärts strebt man, und, ohne es zu wissen, ist man wieder im Aufsteigen begriffen. Man dringt, weiter zu kommen, und langt nach einer Stunde mühsamen und bangen Suchens an demselben Platze an. Man will schleunig hinaus ins offene Gelände, und dabei entfernt man sich immer weiter von der Lichtung und gerät tiefer und tiefer ins Gebirge hinein. Es ist, als ob Kobolde ihr foppendes Spiel mit dem Verirrten trieben, um ihn nicht von sich zu lassen; das verstimmte Gemüt hört förmlich ihr höhnisch Gelächter. Aber wartet nur, ich entgehe euch doch! Hier in entgegengesetzter Richtung ist sicher ein Ausweg, denn hier ist ein Geschläge, und breite Wagenspuren weisen thalwärts zu der Menschen Wohnungen. Darum, ob es inzwischen auch wirklich Nacht geworden ist, rüstig auf diesem Holzwege hinunter! Da auf einmal ein Leuchten vom Himmel, ein betäubendes Schmettern, der ganze Wald steht in gelblich-grünem Lichte — mächtig lodert, vom Blitze getroffen, eine Fichte auf. Entsetzt fährt man zurück, zwiefach entsetzt: ein jäher Ab-

grund, nur um einen Schritt entfernt an dem Wege hinführend, zeigt sich im Scheine des flammenden Baumes. Das ist doch aber eine Gegend, die mir nicht fremd ist. Hier habe ich ja früher oft Stunden lang geruht und den Blick auf das schöne Gebirgsbild genossen. Ganz in der Nähe muß sich eine Höhle befinden, seit alten Zeiten eine weit bekannte Eremitenklause, doch mehrere Jahrzehnte hindurch schon nicht mehr bewohnt, nachdem der letzte Einsiedler von frevelhafter Hand, aus Rachsucht, weil er einen Bösewicht entlarvt hatte, erschlagen worden war. Keiner will sich mehr hier niederlassen, auch die Landbevölkerung meidet in nächtlicher Stunde den verödeten Ort, denn es soll da nicht geheuer sein. Man behauptet, es schon gesehen zu haben, wie um die Wipfel der alten Buchen und Tannen, die romantisch die Felsenklause umstehen, unheimliche Schatten wirbelten, wie geisterhafte Erscheinungen von bedrohlichem Aussehen im Innern der Höhle verschwanden. Was fragt jedoch nach solchen Spukgebilden des Aberglaubens der Wanderer, der ratlos, während die Schleusen der Wolken auf ihn niederströmen, durch das finstere Gebirge irrt? Ihm verspricht diese Stätte ein schützendes Obdach, das er freudig begrüßt. Und richtig, da ist sie, vorwärts, hinein in den rettenden Port!

Um das Abendbrot ist's nun freilich geschehen. Das ißt jetzt unten ein anderer auf, der's vielleicht gar nicht so nötig hat. Hier in der Felsenherberge muß ein Schluck aus der Feldflasche den Durchnäßten erwärmen, und Tabakrauch hat dem knurrenden Magen einzureden, daß er sich sättige. So komm denn hervor, du Wanderfreund, aus des Hirsches stolzem Geweih geschnitten; hast mich freundlich unterhalten an manchem schönen Reisetage des Lebens, sollst jetzt mir ein Tröster sein in schauerlicher Waldnacht! Übrigens allzu schlimm scheint es doch nicht zu werden, denn mit Hilfe des Streichholzes entdeckt das Auge einen stattlichen Reisighaufen,

den offenbar Forstarbeiter zu des Hochsommers schattiger Mittagsrast zusammengeschleppt haben. Die Hälfte davon wird flink zu einem Wachtfeuer aufgeschichtet, aus der anderen bereitet man sich, so gut es gehen will, ein Lager. Darauf ausgestreckt, mit der nassen Kleidung fest ins dicke Plaid gehüllt, daß es, der beste Schutz vor Erkältung, zu einer Art Prießnitzumschlag wird, dabei die brennende Pfeife im Mund, während es drüben in der Ecke lustig flackert, und der Qualm an den Wänden hinaufhuscht und an der feuchten Decke umhertanzt, — so läßt sich zur Not einmal eine Nacht verleben. Als Junge hätte man für solch ein abenteuerliches Nachtquartier wer weiß was gegeben.

Ich mochte wohl eine geraume Weile in die Biwakflammen geblickt und, während es draußen heulte und tobte, in Gemütsruhe das wunderliche Gekräusel der Rauchwolken beobachtet haben, als aus denselben, vom Hintergrunde der Höhle her, sich eine Gestalt abhob, groß und stark. Ein härenes Gewand hüllte sie ein, und um den Leib war ein Strick geschlungen. Die Füße steckten in Sandalen, und ungeordnet wallte vom Haupt bis auf die Schultern das Haar, weiß wie der Bart, der das Angesicht struppig umrahmte. Des Greises Bild, wie es, vom zuckenden Blitze beleuchtet, langsam sich nahte, hatte in seinem rauhen Aussehen etwas Erschreckendes; aber freundlich und herzermutigend klang seine Stimme, als er den Mund aufthat und zu mir sprach:

„Hörst du den Sturm, das wilde Kind der Berge? Ein Gleichnis ist es der Begierde, die, die Gemüter erregend und die Menschheit in Aufruhr versetzend, des Lebens unerbittliches Gesetz ist.

„Es mag für die Welt ein heilsam Gesetz sein, aus dem viel Gutes hervorgeht. Auch des Sturmes Mutterschoß ist ja der Schöpfung ewig segnendes Geheimnis. Aber ungestüm

fährt er dahin. Äste bricht er, Bäume entwurzelt er, er rüttelt an den Häusern der Menschen, und vor ihm erbebt die Kreatur. Ängstlich sucht sie nach einer Zuflucht — umsonst, es wird ihr keine gegeben. Das Herz schreit nach Frieden — die Welt hat keinen Frieden und läßt keinen in Frieden. Ruhelos reißt sie alles hinein in den kreisenden Wirbel.

„Wohl dem, der ihrer nicht begehrt! Der eine Klause hat, fernab in den Fels gebaut, da es still ist, und er geruhig hinausschauen kann auf die stürmende Welt!"

„Hast recht, Eremit," fuhr ich ihm in die Rede, „sicherlich was das Wetter angeht draußen in der Natur. Hab's heute erfahren. Es wäre mir schlimm ergangen, wenn ich nicht auf deine Höhle gestoßen wäre.

„Doch nun verzeihe, daß ich so ungefragt hier eingedrungen bin und so eigenmächtig hier schalte. Seit wann hat denn die Klause wieder einen Bewohner? Als ich vor zwei Jahren in der Gegend war, stand sie noch leer. Laß mich wissen, Freund, wie ich dich nennen soll."

„Daß du Freund mich nennst," gab er mir zur Antwort, „daran thust du wohl. Wir beide kennen uns längst. Schon in deiner Jugend trat ich dir nahe. Doch einen Menschennamen kann ich dir nicht sagen. Der vor dir steht, es ist der Geist der Weltflucht!

„Groß ist das Volk, das mir unterthan ist. Tausende zu allen Zeiten haben zu meinem Herrscherstabe einen Zug verspürt. Aber sie haben nicht den Mut gehabt, sich offen und entschieden zu mir zu bekennen. Meine wahren, treuen Unterthanen, es sind die Stillen der Berge, die stolzen Geister, die von der Welt nichts mehr verlangen, und die die Verbindung mit den Menschen nicht brauchen. Dem Gesetz der Friedlosigkeit entnommen, dem die strebende, ringende Menge dienen muß, ist ihr Leben Friede. Sie sind die Begnadigten, die in ungetrübter Seelenruhe des Daseins seltenes Glück genießen dürfen.

„Du hast mit fragenden Gedanken heute angeklopft an die Pforte des Einsiedlertums. Einen Blick zu thun in die Welt meiner Jünger, war dein Begehr. Ungesehen stand ich hinter dir, mächtig zog ich dich an diesen Ort. Jetzt soll dein Wunsch dir erfüllt werden. Komm, folge mir!"

Dabei griff er hinein in das brennende Gezweige, da wurde es zu einer Fackel, der ich wie gebannt nachschritt. Der Hintergrund der geräumigen Höhle that sich auf, enge düstere Gänge wurden sichtbar, durch die es hindurchging, eine lange unheimliche Wanderung. Schließlich nahm eine große katakombenartige Höhle uns auf. Ein steinerner Tisch stand in der Mitte, davor ein Felsblock, auf den ein Wink meines Begleiters mich niedersitzen hieß. In die geborstene Platte steckte er die Fackel. Und ich sah ein Buch auf dem Tische liegen, einen mächtigen Folianten mit zahllosen Einzeichnungen.

„Siehe da, die Chronik der Klause! Es sind die Bekenntnisse von mehr denn ein Jahrtausend stiller Brüder, die hier, einer nach dem andern, gelebt haben, und die nun dort in den Wänden gebettet sind, bis einst die Posaune sie ruft. Nimm und lies!" Also redend verschwand der Alte.

Und ich las. Glutig breitete die Leuchte ihren flackernden Schein über die Zeugen der Vorzeit. Es waren gar seltsame Worte, die da vor mir standen. Ein Klagen und Jubeln meist nicht in der natürlichen Sprache des Herzens; wie das Seufzen und Flehen aus einem mystischen Gebetbuche umschwirrten sie meine Seele. Dabei in unterschiedsloser Einförmigkeit überall ein und dasselbe. So schien es. Doch wie in weiter Ferne ein Gebirgszug dem andern gleicht, dem näher Kommenden und forschend Eindringenden sich aber überall eine andere Welt aufthut, so zerteilte sich dem lauschenden Sinn auch dieses Einerlei, und aus dem dämmerigen Nebel trat in immer deutlicherer Gestaltung indi-

viduelles Geistesleben hervor. Eine reiche Mannigfaltigkeit greifbarer Menschenseelen wurde sichtbar.

* *
*

Nicht alle, die vor meinem Blicke auftauchten, hatten, als sie einst den Fuß in die Klause setzten, der Welt und den Menschen abzusterben beabsichtigt. Ich sah den ersten Bewohner dieser Höhle, einen blondlockigen Germanen, eines Häuptlings Sohn, wie seine Augen widerleuchteten von dem Feuer heiliger Ideale. Die Liebe war es gewesen, die diese Glaubensflammen in seiner Jünglingsseele entzündet hatte, die Liebe zur schönen, minniglichen Edilberga. Durch einen fremden Mönch für die Botschaft des Lebens gewonnen, hatte das traute Geschöpf mit seines Herzens süßesten Gefühlen auch sein neues christliches Empfinden in die Brust des Geliebten gesenkt, und dasselbe war darin zu kraftvoller Begeisterung aufgelodert. Sein männliches Begehren ordnete sich, ganz in des Mädchens Sinne, seinem religiösen Denken und Streben unter, und ihre Liebesschwüre wurden zu Glaubensschwüren: nicht eher wollten sie sich gehören, als bis, was ihrer Seelen Schatz wäre, ihren beiden Stämmen ganz gehörte. Und nun mit der Hand, die Edilbergas Ring trug, das Kreuz ergreifend, stürmte er siegverlangend durch die Thäler seiner und ihrer Heimat. Viele, die einst frohe Genossen seiner Waffenspiele gewesen waren, folgten ihm als seine Mitkämpfer im ernsten Ringen um des Volkes innerstes Leben. Unter dem Ansturm der in ihrem Glauben starken jungen Geister brach mehr und mehr die altväterische Religion zusammen. Selbst die Klause, bis dahin eine Hauptstätte des Wodankults in dieser Gegend, fiel in die Hände der Christen. Edilberga, du Holde, jetzt webe mit deinen Mägden das Hochzeitsgewand, rüste dich zum bräutlichen Feste, denn bald wird dein Geliebter kommen und mit dem Kuß auf deine blauen Augen dir künden seines Werkes herr-

liches Vollbringen! So dachte wohl Gundamund, als er, mit den Gefährten zur Felseneinsamkeit aufgestiegen, den dunklen Tempel verlassen und die blutbefleckten Altäre verödet fand.

Aber noch ein anderes zog dort durch des Führers Seele. Er weiß, wie sehr doch noch da unten, wo seines Volkes Hütten stehen, das Alte mit dem Neuen im Streite liegt; wie der zäh am Gewohnten hängende Sinn der Bergbewohner, ob auch der heidnische Gottesdienst immer mehr verschwindet, doch im Geheimen an den religiösen Überlieferungen der Vorfahren festhält; wie ihr rauhes, wildes Wesen der Liebe und der Zucht des Christentums im Innersten widerstrebt, und wie dieser Widerstand noch oft so erschreckend hervorbricht, selbst da, wo er seines durchdringenden Wortes schon ganz sicher gewesen war. Er weiß, daß der niedergeworfene und trotzdem noch so lebenskräftige Glaube an seinem eigenen Vater einen mächtigen Förderer hat; daß an seines Elternhauses Herd sich die heidnischen Priester sammeln und mit ihnen alle Großen des Stammes, die dem neuen Geiste feindlich sind; daß also der Wahrheit, für die seine Seele glüht, noch ein heißer Kampf bevorsteht. Da überkommt ihn die Erinnerung an das, was ihm einst seine Edilberg aus den heiligen Urkunden von dem Führer der Hebräer erzählt hat, wie der einmal von des Berges Höhe herab mit seinen den Tag über betend und segnend ausgestreckten Händen seinem Volke den Sieg zugewendet habe. Dieweil Mose seine Hände emporhielt, siegte Israel; wenn er aber seine Hand einmal sinken ließ, siegte Amalek. Diese Vorstellung thut es ihm an. So will er denn, um sein Werk an seinem Volke zu vollenden, hier oben in der Klause stehen, bis unten der Geist über alle Herzen den Sieg errungen hat! Will hier, während die Seinen dem neuen Leben zum Durchbruch verhelfen, flehend seine Hände über sie breiten, bis der letzte Widerstand gebrochen ist! Will hier, dem Angesicht

des Höchsten zugekehrt, als ein Einsamer und dennoch mit seines betenden Geistes Gewalt alles mächtig lenkend verweilen, bis die Geliebte kommen und mit dem frohen Gruß: „Es ist vollbracht!“ an seine Brust sinken wird! Und er that es und blieb. Blieb hier als Einsiedler Tage und Wochen, und da aus aller Boten Mund immer wieder das „Noch nicht!“ erklang, blieb er hier Jahre lang. Blieb hier oben der betende Führer des Volkes, bis das Blond seiner Locken sich verwandelte in den Schnee des Alters. Und nur das Eine sinnend und darein seine Liebe versenkend, merkte er nicht, wie das Leben hinschwand, wie das schöne Jünglingsgesicht sich in Falten legte, wie die kräftige Mannesgestalt sich allmählich beugte und schließlich zusammenbrach. Da liegt er auf seinem Reisiglager, die müden Hände sinken nieder, die Augen fallen ihm zu, ein Lächeln verklärt des Scheidenden Züge. Hört er von dem Siege der Wahrheit, für die er erst mit seinem apostolischen Worte, dann mit seines Gebetes Segen gewirkt hat? Nein, noch nicht! Den Sieg hat er nicht schauen dürfen. Aber über des Sterbenden Seele klingen liebe, traute Töne aus längst vergangenen Tagen. Er sieht jugendfrisch, wie er sie einst verlassen hat, eine holde Gestalt vor sich stehen. Sie reicht ihm die Hand, sie zieht ihn hinauf — o welch ein seliges Entschweben!

* *
*

Ein hagerer Mann von gar ungeschlachtem Aussehen und dabei doch in seiner ganzen Erscheinung ein Bild von knorriger Charakterkraft, die sich mit Demut und Herzensmilde paart, so trat ein anderer vor mich hin. Ist das nicht der Sturzenfranzl, von dem unten bei den Leuten noch immer die preisende Kunde geht? Als junges Bürschchen hatte er, eines Kräutersuchers Sohn, einst beim Bauer am G'steig drinnen im Ötzthal um Knechtsdienste eingesprochen. Der hatte ihn bei seiner schmächtigen Gestalt ob dieses Vor-

habens verlacht, ihn aber doch um des Herrgotts willen im Hause behalten und dann an ihm einen Knecht gefunden, wie er noch keinen gehabt hatte. Als Lohn für alle Treue in langen Jahren hatte derselbe ihm auf seinen Wunsch im Schroffenthale, da, wo von hohen wild durchfurchten Wänden tosend der Gießbach niedergeht, ein Waldstück zu eigen gegeben. Und nun eilte der Franzl in jeder freien Stunde mit der Axt auf dem Rücken den mühseligen Weg zu seinem Besitztum hinauf, und wenn die anderen Knechte sich der Lust oder der Ruhe ergaben, stand er droben an seinem einsamen Platze, seiner Arbeit sich freuend, und rodete mit Eifer sein Land aus. So hatte er es zehn Jahre lang unverdrossen getrieben, hatte sich einen ergiebigen Ackerboden geschaffen, auch ein Häuschen nett und fein und fest darauf errichtet und schließlich die braune Gundl, sein Herzlieb, heimgeführt. Jetzt war er ein kleiner Grundherr und war so stolz auf sein Anwesen und so seelenvergnügt in der Bewirtschaftung des mit eigener Kraft Geschaffenen. Eine ziemliche Reihe von Jahren hatte er sein Glück genossen, hatte liebe Kinder geherzt und sein Gut vermehrt. Da kommt er eines Tages heim von weitem Gange und kann sein Haus nicht mehr finden, weder sein Haus, noch sein Land, noch sein Thal, noch auch das zackige Felshorn, das jeden Morgen, von der Sonne so golden beleuchtet, wie ein Gruß des Himmels auf ihn niedergeschaut hatte. Als er sich besinnt, wohin er denn eigentlich geraten sei, merkt er, daß er ja oben auf dem Felshorn steht, aber dasselbe ist nicht mehr droben auf der Höhe, es ist zu einem ungeheuren Grabkreuz geworden drunten auf des Bergsturzes unübersehbarem Steingetrümmer. Da hat der Franzl sich die Haare gerauft, hat nach seinem Weibe und seinen Kindern geschrieen, hat wie ein Verzweifelter zwischen den Felsblöcken gewühlt, hat nichts mehr gefunden, weder seine zehn Lebensjahre noch die Reste seiner Lieben. Nur ein einziges von dem, was er besessen

hatte, hat er schließlich wieder ausgegraben, dasselbe, was einst beim Eintritt in den Bauernhof seine ganze Habe gewesen war, seinen lebensmutigen Sinn. In diesem urkräftig frommen „Dennoch!“ hat er zum Wanderstabe gegriffen, um draußen im Lande, wo keine Bergwände einstürzen, ein neues Dasein zu beginnen.

Als er auf der letzten Höhe stand, dicht vor dem Eingang der Felsenhöhle, und die weite Ebene vor sich erblickte, da ist ihm denn doch so krampfig ums Herz geworden bei dem Gedanken, von seinen Bergen scheiden zu sollen. Unten im Dorfe läuteten die Glocken. Klagend tönten sie zu ihm herauf, mit ihren ehernen Schlägen immer wieder den heimatflüchtigen Wanderer fragend: Warum? Warum? Und er hat es nicht über sich gewonnen, weiter zu gehen. Die Nacht über ist er in der Klause eingekehrt. Am Morgen aber hoben die Stimmen vom Turme drunten abermals an, und sie setzten den ganzen Tag über fast gar nicht aus. So ging es tagelang, wie mit bannender Gewalt ihn hier festhaltend. Das ist Gottes Stimme, sprach es in ihm; er will, daß du hier bleibest. Aber über diese fromme Deutung hinaus forschte doch die Neugierde in ihm nach dem natürlichen Grunde dieses unaufhörlichen Geläutes. So machte er sich denn auf und ging ins Thal hinunter. Da fand er im Dorfe ein großes Sterben. Eine böse Seuche, die die noch Gesunden vor den davon Befallenen fliehen ließ, riß die Menschen hin, und einen nach dem andern senkte man in die allheilende Erde. Nun wußte der Sturzenfranzl, wozu ihn Gott hier behalten wollte! Hier war wieder was auszuroden, nicht mit Axt und Spaten, die halfen hier nichts; hier mußte das Herz herhalten: unerschrockene Menschenliebe und Weisheit, die den Kopf oben behält, die allein konnten hier etwas ausrichten. Die aber fand der wackere Mann bei dem Bewußtsein, in höherem Auftrage hier zu stehen, reichlich in sich, wobei ihm noch von der Jugend her

die Kenntnis der in den Kräutern des Waldes liegenden heilenden und belebenden Kräfte zugute kam. So hat er denn mit pflegender Hut unter den Elenden gewaltet und hat endlich den von Todeswurzeln durchwucherten Boden in eine Stätte des Lebens umgewandelt.

Nun war dieselbe ihm wie ein neues Eigentum lieb geworden, und er mochte sich davon nicht mehr trennen. Aber auch die Leute, die ihn als des Ortes rettenden Engel wie einen Heiligen verehrten, wollten ihn nicht mehr von sich lassen. Sie boten ihm ein Haus an, daß er unter ihnen wohnte und ihr Freund und Berater bliebe, und an nichts sollte es ihm in ihrer Mitte fehlen. Den bescheidenen Lebensunterhalt nahm er an, aber unter ihnen seine Wohnung aufzuschlagen, das lehnte er ab: er müßte in der Stille hausen und sich selbst überlassen bleiben; dort oben in der Klause über ihrem Dorfe, dort, wo der Ruf an ihn ergangen wäre, da sollte nun für immer sein Heim sein. Da hat er denn auch Jahrzehnte bis zu seinem Tode geweilt, hat, wie einst im Schroffenthal, dagestanden ein einsamer Mann in seiner Arbeit froh. Es war ein reiches Wirken. Ob auch das Dorf seinen Priester hatte im stattlichen Wohnhaus, das eigentliche Pfarrhaus war doch oben die Höhle im Walde. Dort hinauf stieg alles, was Rat und Trost und inneren Beistand brauchte. Und der Eremit wiederum stieg oft zu ihnen hinab und freute sich mit den Fröhlichen und trauerte mit den Leidenden. Aus seinem Munde flossen heiterer Scherz und ernste Rede, wie es die Stunde mit sich brachte. An allen ihren Erlebnissen nahm er wie ein Vater teil. Der Sturzenfranzl hieß er auch in der Kutte und trotz der Ehrerbietung, die ihm gezollt wurde, und das nicht bloß im Andenken seines schweren Lebensgeschickes, sondern mehr noch, weil all sein Wirken auf die Herzen die Mahnung zum Hintergrund hatte: Über allem Menschenglück schwebt das Verhängnis, und auch wo keine Felsblöcke abstürzen

können, kann es plötzlich auf ihr Leben, alles begrabend, niederbrechen. Wenn es Unglück ist, vom Höchsten gesandt in seinem unerforschlichen Ratschluß, da kann alle Menschenkraft es nicht verhindern. Aber zumeist ist die Sünde der Leute Verderben, darum hütet euch vor Sünde und Schuld, daß das Gericht des Himmels euch nicht stürze! —

Noch andere sah ich an mir vorüberwallen, aus deren Worten die Genugthuung sprach, ihren Mitmenschen gedient zu haben mit der Kraft und den Gedanken, die ihnen die Stille gab. Sie glichen dem Bache, der an weltentlegener Bergesstelle seine Wasser schöpft, aber unten im Thale Mühlen treibt. Bei regem Schaffensdrange nicht ohne das Verlangen, im Leben etwas zu bedeuten, und bei offenem Sinn für des Lebens Genuß nicht ohne das Bedürfnis, mit den Menschen umzugehen, war ihre Natur doch vor allem nach innen gekehrt gewesen. Sie hatten gefühlt, daß aus einer zurückgezogenen Beschaulichkeit ihnen ihr ganzes seelisches Leistungsvermögen komme, und um daran nicht zu verarmen, ließen sie ihr Leben lieber arm werden an manchem, was nach gewöhnlicher Meinung zum rechten Leben gehört. Der Trieb der Innerlichkeit hatte sie zu Menschen der Einsamkeit gemacht. Der Welt zum Wohl waren sie weltferne Seelen geworden.

* *
*

Doch neben dieser Menschenwohl denkenden und schaffenden Beschaulichkeit gewahrte ich, in viel größeren Scharen vertreten, noch eine ganz andersartige. Der Andreas Peutinger, der aus dem Nürnbergischen stammte, aber in jungen Jahren mit seinen Eltern nach Innsbruck übergesiedelt war, war ein Protestant gewesen. Vater und Mutter, beide sehr gottesfürchtige Leute, hielten mitten im katholischen Lande mit Treue an ihrem Glauben fest. Doch schon des Knaben Seele zeigte dafür wenig Empfänglichkeit. Von den nüchtern

ernsten, fortwährend zum Gewissen redenden und beständig das Nachdenken fordernden Betrachtungen des Andachtsbuches, aus dem im Elternhause vorgelesen wurde, zog es ihn hin in die Franziskanerkirche, wo einst, wie ihm erzählt worden war, die Königin Christine, die Tochter Gustav Adolfs, ihren evangelischen Glauben abgeschworen hatte. Hier fand er in farbiger Pracht, in geheimnisvollen Zeremonien, in Sinne berauschender Musik einen Gottesdienst, bei dem sein Geist träumend lustwandeln konnte. Er träumte dann, er läge hier am Fuße jener Leiter, deren Spitze bis an den Himmel rührte, und auf der die Engel zu Jakob niedergestiegen waren. Er sah, wie sie in rosigen Schwingen, unaussprechlich köstlichen Duft um sich breitend, ihn umgaben, wie sie ihm erzählten von den paradiesischen Auen und den seligen Freuden des Jenseits, und wie am Ende der Leiter, dort, wo dieselbe im Äther verschwebte, von wunderbarem Glanz umflossen Maria mit dem Jesuskinde stand, die winkte in gütiger Milde ihm freundlich zu. Dieses Hinaufwinken in den Himmel konnte er nimmer vergessen. Tag und Nacht verfolgte ihn das Bild der heiligen Frau. Und nachdem er nun als Jüngling ein Gebetbuch in die Hände bekommen und darin die Hymne gelesen hatte: Sei gegrüßt, o schneeweiße Lilie, in deinem einsamen Gnadenthrone! Sei gegrüßt, du Mutter der schönen Liebe, du Trostquelle der Hilflosen, du nach Gott unsere größte Hoffnung! Sei gegrüßt, du keusche Braut des heiligen Geistes, o wohllustbarer Garten der Dreifaltigkeit! Ich bin ausgegangen, diejenige zu suchen, welche meine Seele liebt, und ich weiß, ich werde dich finden, du Gebenedeite unter den Weibern, du allerschönste unter allen Jungfrauen! — da ließ es ihm keine Ruhe mehr, er riß sich los und wanderte von Kapelle zu Kapelle, von einem Kloster, einem Wallfahrtsorte zum andern, und überall war seine Frage: Wo ist der Jakobstein, da ich mein Haupt niederlegen und immer sie

schauen und, mit meinem Herzen in ihrem Gnadenreiche weilend, unaufhörlich seligen Umgang pflegen kann mit der himmlischen Jungfrau? In der Felsenklause, vor dem Marienbilde hingestreckt, ist ihm dann geworden, was er begehrte.

Für die Menschen und das Leben war er schon vordem nie dagewesen. Dem Geschwisterkreise war er zu der Eltern Schmerz, wo er nur konnte, entflohen. Keinem in seiner Familie hatte sich sein Herz eröffnet, nie hatte er irgend einem der Seinen etwas zu werden sich bemüht. Der Trieb, sich einem Freunde anzuschließen, war seiner jugendlichen Brust gänzlich fremd geblieben. Jeder, der sich ihm hatte nähern wollen, war abgeschreckt worden von der Empfindung, dem in frommer Schwärmerei verlorenen Traumwandler unwillkommen zu sein und ihn in seiner Gedankenabwesenheit zu stören. Als sein Vater ihn aufgefordert hatte, sich einen Beruf zu wählen und an die Arbeit des Lebens zu gehen, hatte er das aufgenommen wie einen Versuch, sein Dasein entwürdigend in den Staub herabzudrücken und ihn um seiner Seele Seligkeit zu bringen; er hätte etwas Besseres zu thun, als diese armseligen Erdengeschäfte zu treiben, war seine Antwort gewesen. Als damals an die junge tiroler Welt Andreas Hofers Ruf zu den Waffen ergangen war, daß sie sich erhöbe zu des Vaterlands Befreiung, hatte die allgemeine Begeisterung ihn völlig unberührt gelassen; er besäße hier auf Erden kein Vaterland, dem er etwas schuldig wäre, erklärte er, sein Herz gehörte einzig und allein dem Reiche seiner Himmelskönigin. So einst schon draußen im Leben den menschlichen Empfindungen entrückt, nahm Andreas Peutinger nun als Klausner auch nicht im geringsten mehr an dem Ergehen der Mitwelt teil. Keiner kannte ihn eigentlich. Wenn den Jäger oder den Sennen der Weg durch den Bereich des Klausenwaldes führte, dann begegnete ihm wohl, plötzlich aus dem Dickicht

hervortretend, eine hohe Gestalt mit langem grauem Barte, die, an eine Bergstange gelehnt, langsam und sinnend dahinschritt. Er zog den Hut und trat mit ehrfürchtigem Gruße zur Seite, voll Erwartung, ob er angesprochen werden würde; aber stumm schwebte die schattenhafte Erscheinung vorüber. Nur mechanisch streckte die Hand des Eremiten sich zum Segnen aus, sein Geist schien nichts davon zu wissen, daß ein Mensch ihm nahe war. Keinem war er zugänglich. Wenn die frommen Bäuerinnen dem Gottesmann seine Speise zur Höhle hinauftrugen und manches Anliegen im Herzen mitbrachten in der Hoffnung, es ihm vortragen zu dürfen, so fanden sie ihn stets im Gebet. Sie warteten dann wohl eine geraume Weile, ob die lieben Engel auf ihrer Himmelsleiter nicht schließlich doch einmal zum Himmel zurückkehren würden; aber die ließen sich viel Zeit, mehr als die beschäftigten Erdentöchter hatten. Da mußten sie denn ihre Spenden am Eingange niederlegen und unverrichteter Sache wieder abziehen. So blieb der ungesellige Mann allen fremd und lebte ganz einer sein phantastisches Gemüt, aber eben so sehr auch seine Sinne verzückenden Beschaulichkeit. Er befand sich nur seiner äußeren Gestalt nach noch auf Erden, seine Seele war daheim bei der allerliebreichsten Jungfrau und schwelgte traumversunken in Mariens Wonnedienst.

* * *

Das Bild des Schwärmers löste sich mir auf in das Bild des mit dem Glauben seiner Kirche zerfallenen Einsiedlers. Aus des Etschthals üppigem Zaubergarten, wo unter Feigen und Orangen sein Kloster lag, war der Bruder Basilius in eines Kirchenfürsten Gefolgschaft auf den Reichstag nach Worms gezogen. In seiner Seele brannte der zornige Eifer wider den Ketzer, den Belialssohn, der die Kirche verstörte, und er zündete ihm während

der Fahrt über den Alpenpaß in Gedanken wiederholt den Scheiterhaufen an. Auf diese Flammen des Fanatismus hatte aber manches, was er dann auf der Reise durch Deutschland von dem Wittenberger und seiner Lehre vernahm, so viel Wasser gegossen, daß der Haß in seiner Brust, als man in der Rheinstadt einzog, nur noch sehr kümmerlich glimmte. Und schon beim ersten Auftreten des Augustiners erlosch derselbe vollständig. Ja von der Riesenhaftigkeit des in diesem Manne vor ihm stehenden unerschrockenen und seiner selbst gewissen Wahrheitssinnes fühlte sich Basilius dermaßen in seinem eigenen Standpunkte erschüttert, daß er sein ganzes Glaubensgebäude einer Prüfung unterzog und unterwegs ein Stück nach dem andern abzutragen sich genötigt sah. Beim Wiedereintritt in die Alpen war von seiner kirchlichen Denkweise wenig mehr übrig.

Nur der Mönch war in ihm zurückgeblieben! In der Tiefe seiner Persönlichkeit ein geknebeltes Wesen, das gewohnt war, seinen geistlichen Oberen auch in Gewissensfragen jedweden Gehorsam zu leisten, unterwarf er sich widerstandslos dem Gebote seines Erzbischofs, der die in ihm vorgegangene Veränderung bemerkt hatte und ihn in die Klause verbannte, daß er dort, in den schweren Entbehrungen des Eremitenlebens seine Tage zubringend, für seinen frevelhaften Unglauben büßte. Lange Zeit unterzog er sich hier der peinvollsten Askese des Leibes und der Seele. Er schlug sich täglich den Rücken blutig, er quälte sich hinein in den Versuch, seinen Zweifel an der Wahrheit der Kirchenlehre als schwere Versündigung zu empfinden, seine gewonnenen Anschauungen als Wahn und Irrtum zu verwerfen und den Luther als seinen Seelenverderber von neuem zu hassen; er flehte den Himmel an, daß er ihm seinen alten, den besseren Geist wiedergäbe, — je heißer er flehte, und je heftiger er mit sich rang, desto weiter kam er in die neue Gedankenwelt hinein, und desto gewisser wurde es ihm,

daß nicht der Geist der Lüge, sondern der heilige Geist der Wahrheit das Wort wider die Kirche führte. Da wurde er denn in immer mehr zunehmendem Maße seines Glaubens froh, die eingeredete Gewissensbeängstigung wich von ihm, er versenkte sich in die Schrift und wuchs an evangelischer Erkenntnis. Schließlich brach er gänzlich mit dem Alten und zerbrach in sich, ein freier Mensch geworden, alle Ketten der kirchlich-priesterlichen Autorität.

Nur eines zu zerbrechen war er nicht imstande, den letzten und am tiefsten gewurzelten Rest seines mönchischen Wesens, den Geist der Weltabgekehrtheit. Was gingen ihn die Menschen an? Was hätten die von ihm zu beanspruchen? Der Gerechte wird seines Glaubens leben, steht ja geschrieben. Heißt das nicht: Er freut sich des Besitzes, der in der Erkenntnis der Wahrheit sein Leben beseligt, und verschließt denselben als sein köstliches, ganz ihm zu eigen gegebenes Gut drinnen in seiner Brust? Daß dieser Mönch in Wittenberg sich gedrungen gesehen hat, seinen seelischen Schatz mit seinem Volke zu teilen, den Gott, wie er ihn fühlte, zur Befreiung und zur Beglückung aller seiner Mitmenschen der Welt zu erschließen und in der Kirche reformierend aufzutreten, das vermochte er nicht zu verstehen, das warf er dem großen Manne sogar als ein Unrecht vor, denn die Wahrheit wäre nur für einzelne erleuchtete Geister da, die Menge wäre gar nicht fähig, sie zu erfassen. Bruder Basilius ergab sich in thatenloser Beschaulichkeit den Gedanken und Empfindungen, die sein inneres Leben ausmachten, und fand seine Befriedigung darin, diese geistige Welt immer reicher in sich selbst auszubauen. Während seiner Klosterjahre den irdischen Verrichtungen entwöhnt, dachte er nie daran, die Klause zu verlassen und sich unter den Menschen eine Beschäftigung zu suchen. Sein Höhlendasein war ihm trotz der Armseligkeit seiner Lebensweise lieb geworden, denn es bot ihm die ungestörte Ruhe der Kontemplation. Vor

den Leuten im Thale, von deren religiöser Gesinnung ihn eine tiefe Kluft trennte, und denen er deshalb, soweit es nur irgend sich thun ließ, aus dem Wege ging, hüllte er, wenn er sich mit ihnen berühren mußte, sein protestantisches Denken und Glauben in katholische Formen. Wem wäre er Rechenschaft über seine innerste persönliche Überzeugung schuldig? sagte er sich. Daß das eine Heuchelei war; daß es eine noch größere Unehrlichkeit war, den Lebensunterhalt, den die Leute dem frommen katholischen Asketen zu reichen wähnten, von diesen anzunehmen; daß es eines Christen und Protestanten im höchsten Grade unwürdig ist, das offene Aussichheraustreten zu unterlassen, um den damit notwendig werdenden Kampf zu meiden, und sich mit der Gewissensbeschwichtigung, man stehe ja doch im wahren christlichen Glauben, ruhig in das alte Wesen hineinzusetzen, das kam ihm nicht zum Bewußtsein.

* *
*

Gestalten über Gestalten, deren ganzer Lebensinhalt die fromme Selbstbetrachtung gewesen war, traten aus den Blättern der Chronik hervor. Nur bei wenigen hatte man den Eindruck, daß Trägheit sie vor den Mühen des Weltlebens in die beschauliche Stille der Klause hatte fliehen lassen. Bei den meisten war es ein aufrichtiger religiöser Drang, der sie zu Eremiten gemacht hatte: die Sorge um ihr Seelenheil, die Furcht, durch die Versuchungen, die das Leben unter den Menschen mit sich brachte, daran gefährdet zu werden, und das Verlangen, das Irdische preiszugeben, um das Himmlische zu gewinnen, das Zeitliche aufzuopfern für die ewige Seligkeit. Doch dieses Trachten nach der Seligkeit schien denn doch wieder nur vereinzelt eine innerliche seelische That, ein wirklich sittliches Ringen gewesen zu sein. Nur hier und da zeigten sich die Spuren eines Geistes, der, nimmer mit sich selbst zufrieden, rastlos strebend

an sich weiterschafft. Die große Mehrzahl hatte es offenbar mit dem Glauben an die Verdienstlichkeit der Opfer und Verzichtleistungen ihres ärmlichen Eremitenlebens gehalten. In ihrer ganzen Erscheinung prägte sich aus das Selbstgefühl des Heiligen, der auf Grund der besonderen Geistlichkeit seines Lebens sich der himmlischen Erwählung sicher weiß und nun, mit seiner Aufgabe fertig, in heiterer Gemütsruhe das Weitere abwarten kann. Ihr Wesen war ein behäbiger Geistesfriede. Doch nicht alle, die ich da vor mir erblickte, waren solche in sich vergnügte Seelen. Zu manchen Zeiten ist die Klause auch eine Herberge zerrissener Menschenherzen gewesen. So vernahm ich folgende Wehklage:

„O Gott, du Furchtbarer, sieh an meine Qual, erbarme dich meiner Not! Warum willst du dein Angesicht ewig von mir wenden? Deine Sonne scheint hinunter selbst in den tiefen Bergesschlund, und die wogenden Wasser da unten freuen sich deines Lichtes und rauschen dahin ihre glitzernde Bahn. Ach nur eine Stunde wie ihnen, nur eine Stunde des Tages schau gnädig hinein in meine Finsternis, daß die arme Seele dein Nahesein verspüre und in deinem Lichte Erlösung fühle von den dunklen Mächten des Abgrunds!

„Zu der Ache da unten bin ich herniedergestiegen, habe zu ihren Wassern gefleht: ‚Erbarmt euch mein! Ihr könnt Stämme wegschwemmen, als wären sie ein leichtes Blatt, und selbst Felsenblöcke widerstehen euch nicht auf die Dauer. Könnt ihr nicht wegnehmen die Last von meiner Seele und von ihr spülen die erdrückende Schuld? O errettet mich von der Erinnerung an die Vergangenheit und löschet in mir das Bild aus, das ich mit all meinem Bußwerk nicht zu tilgen vermag!‘ Aber die Wogen strömten an dem leidenden Menschenherzen vorüber kalt und taub, und ich mußte wieder hinaufschleppen meines Lebens Pein, — dieses Bildes glühende Hölle.

„Ach, es war ja nur ein Kind gewesen! Männer sind unter meines Schwertes Schärfe dahingesunken, als uns die Feldschlacht umtobte; ich habe nichts dabei empfunden, und die Toten blieben tot. Doch diesem Kinde ist Leben gegeben, und es ist hinter mir her mit tausend Gewaltigen, wie kein König auf Erden sie gegen seinen Feind auszusenden hat. O Herr, erbarme dich! Der du jedes Herz lenken kannst, und wäre es das trotzigste, wende, Allmächtiger, dieses kleinen Kindes Herz, daß es mir Frieden gewähre, und ich es nicht mehr sehen brauche! Daß es in mir wieder entschlummere, wie es ehedem gewesen bis zu jener schrecklichen Stunde, da es in meiner Brust erwachte mit einem Schrei, der meine Welt, mein ganzes Glück zertrümmerte!

„Ich war ein glücklicher Mensch, ich glaubte es zu sein. Jetzt freilich fühle ich's, wie brüchig der Grund war, auf dem mein Dasein stand. Es war nicht ehrlich erworbenes Eigentum. Zusammengestohlen war es in unbarmherzigen Plünderungen, als wir mit dem Tilly durch die Lande fegten und sengend und brennend in Magdeburg einbrachen. Ich ließ der rohen Gier meiner Reiter die Zügel schießen, dafür machten sie ihren Führer zu einem reichen Mann. Der nahm es, als wär' das sein Recht. Blind ist des Kriegsmanns wilde Seele; in wüste Leidenschaft dahingerissen, weiß er nicht, was gut und recht ist.

„Renate, unter deiner Hand änderte sich mein Sinn! Du reinigtest und pflegtest meine Wunden, und auch meine Seele spürte dein linderndes Berühren. Du hast den rauhen Krieger an dein Herz gezogen, — da war das blutige Handwerk ihm verleidet, und die Werke des Friedens wurden ihm lieb, und der Zug zur Heimat wurde wieder mächtig. Am Fuße der Alpen bauten wir unser trautes Heim und lebten dort so froh miteinander. Und dennoch, ach hätte ich dich, Renate, nie heimgeführt! Wäre dir wenigstens das Mutterglück versagt geblieben, — es hat mich und dich elend gemacht!

„Unvergeßlichster Tag meines Lebens, als ich nach monatelanger Abwesenheit in Geschäften aus weiter Ferne wiederkehrte; als der erste Bekannte, den ich auf der Fahrt traf, mir am Morgen grüßend zurief: ‚Herr Hubert, wißt Ihr, was Euch heute noch bevorsteht? Eine habt Ihr verlassen, zwei werdet Ihr in Eurem Neste finden. Und das Bürschchen, das inzwischen eingeflogen ist, ich sag' Euch, Locken hat's schon, so schwarz wie die Euren.‘ Da jauchzte ich im Herzen auf vor Lust und ließ in die Pferde schlagen, daß sie mit Windesschnelle dahinjagten, und nahm, als der Tag sich neigte, den abkürzenden Weg quer über den Chiemsee. Es war ein heilig schöner Abend! Drüben hinter dem fernen Gestade die Kampenwand und der Hochgern wie eines Tempels Portal zu uns herüberschauend, überragt von den im Spätsonnenglanze leuchtenden Felsenkuppeln. Ringsum die unübersehbare Wasserfläche, von keinem Windzug bewegt. Mit leisem Ruderschlage glitt unser Kahn über den träumenden See. Vor ihm her zogen sanft und lind des Alpenliedes fromme Weisen aus des Schiffers Mund, ein Ausdruck dessen, was meine Seele in dieser Stunde so lebendig empfand. Und in dieses tiefe Glück des Vaterherzens klang wie des Himmels Gruß vom Turm des Frauenklosters her das Ave Maria.

„Nacht war's, als ich vor meinem Hause stand. Ich eile ans Fenster. Ich sehe mein Weib da sitzen, wie es mit seligem Blicke auf das Kind herniederschaut. Ich sehe mein Kind, wie es lächelnd schlummert an der Mutter Brust. Ich will hineinstürzen, will durchs Fenster stürmen, will meine Lieben in meine Arme schließen, — da pralle ich zurück, keinen Schritt kann ich vorwärts, wie in den Boden gewurzelt stehe ich da, entsetzt, erstarrt. Was sehen meine Augen! Das ist ja nicht *mein* Kind! Eben hat es sein Köpfchen aufgerichtet! Wie von einem bösen Traum geängstigt, wendet es dieses erschreckt zum Fenster herüber. Großer Gott! —

das ist ja das Kind — ich habe nie mehr an dasselbe gedacht — das ist das Kind, das ich einst in Magdeburg, als wir in zügelloser Siegeslust über den Breiten Weg rasten, als wir die verrammelte Pforte des reichen Kaufmannshauses eingeschlagen hatten, als wir durch den Widerstand wie toll geworden in wilder Wut die Treppe hinauftobten — es ist das Kind, das da die Mutter in krampfhafter Angst an ihre Brust gepreßt hielt, und das ich in frevlerischem Übermut — — durchstochen habe!!

„Ja, so wie da drinnen jetzt mein schwarzlockiger Knabe, ach so herzzerreißend hat damals das arme, unschuldige Geschöpf geschrieen, als sein Blut über die Brust der ohnmächtig hingesunkenen Mutter rann. Doch was kümmerte das die bestialischen Krieger! Wir hatten Wichtigeres zu thun, als auf die Schmerzenslaute eines sterbenden Kindes zu hören. Und in des Krieges Erregung und tausendfach wechselnden Erlebnissen war der Vorgang vergessen, das Bild des Kindes war wie verschwunden aus der Seele. Aber jetzt im Vaterherzen, im Anblick meines eigenen holden Kindes fing es wieder zu stöhnen und zu jammern an! Aus meines Kleinen Augen blickte es mich an so vorwurfsvoll und bedrohend, so furchtbar wie das Auge des Gerichtes! Ich konnte es nicht ertragen! Entsetzliche Qual für das Herz des Vaters, sein Kind nicht ansehen zu können! Nein, nie hätte ich seinen Blick ausgehalten, nie aushalten dürfen! Niemals durfte sich der Kindesmörder von ihm Vater nennen lassen! Niemals durfte der Zerstörer eines Mutterglückes seines Weibes reiches Mutterglück genießen! Weg von hier! Hier hast du kein Recht! Zur Vereinsamung bist du verdammt! Ein Vater, ein Gatte mit heißer Liebe im Herzen, und doch hinzuleben ohne die beiden; immer an Weib und Kind denken zu müssen und doch nie sie umfangen zu dürfen — das soll deine Buße sein! Also sprach in mir eine Stimme. Und ich stürzte fort. Ich vergrub mich in diese Klause: nie habe

ich sie wieder gesehen! Ich habe im Geiste ihr Leben verfolgt, wie Renate nach mir forschte, wie sie sich härmte, wie sie ihrem Kinde auf die Fragen nach seinem Vater Thränen zur Antwort gab, wie sie sich dann in ihren Verlust ergab, wie sie alt wurde; wie mein Sohn sich lieblich entwickelte, wie er zu sprechen anfing, wie der Knabe spielte, wie er zum Jüngling, wie er zum Manne wurde — ich habe es alles, alles mit durchlebt und durchfühlt, täglich, stündlich sie mit meinen Gedanken begleitet: nie habe ich sie wieder gesehen!" —

Ob der schwarze Hubert in solcher Büßung schließlich seinen Frieden gefunden hat? Ob das Bild des von ihm einst in grausamer Verwegenheit umgebrachten Kindes, von diesem Lebensverzicht seines Mörders überwunden, schließlich in ihm versöhnt zur Ruhe ging? Unter Hungern und Darben, unter blutigen Geißelschlägen, unter der Angst und Qual der in brütenden Gedanken sich abmarternden Seele magerte er ab zu einer fleischlosen Gestalt, gelb wie ein Bild von Wachs, und in das Totenangesicht des matt sich hinschleppenden Mannes war der Seufzer gegraben: Herr Gott, wie furchtbar sind deine Gerichte; durch Kindes Hand, durch Kindes Blick kannst du Seelen zerschmettern!

* * *

In dem großen Zuge der Eremiten verrieten die meisten, die vor mir zu Worte kamen, trotz ihrer herben Verschlossenheit ein gefühlvolles und gutherziges Wesen. Auch der Einsamen Seele kannte das Bedürfnis, sich einem anderen Geschöpfe hinzugeben und für dasselbe mitlebend zu empfinden. Ihre Liebe war die Natur, das Einzige, was sie hatten, und was, wie um ihnen alles zu ersetzen, so groß und schön sie umgab; dieses erhabene Gebirgsbild, das beständig mit ihnen redete, wenn alles für sie schwieg. Das mit ihnen redete, wenn es, von dem blauen Gezelt überspannt, prangend da-

stand, und der Frühling Düfte streuend über die Berge zog, und wenn unter des Herbstes erblassendem Himmel sich das Laub golden färbte, und alles Leben draußen Abschied nahm. Mit sinnigem Gemüte erspähten sie der ewigen Kräfte geheimnisvolles Weben, und aus dem Werden und Vergehen, aus dem Gewaltigen wie dem Anmutigen, was vor ihre Augen trat, aus der Zwiesprache, die sie mit der Natur führten in des Tages summendem Getriebe und in der lauschigen Stille der Nacht, erschloß sich ihnen mancherlei Weisheit. Und in dem Großen wurde ihnen das Kleine lieb. Ihres Herzens Welt war der Bergwald, in dem sie jeden Weg und Steg, jedes noch so versteckte schöne Fleckchen kannten; die Quelle, die am Abend ihnen ihr Schlaflied sang und am Morgen sie weckte mit ihres Sprudelns Litanei; der Baum, den sie hatten aufwachsen sehen, und den sie mit sorgsamer Hand gepflegt hatten; das Tier, das der ihnen vertraut gewordenen Erscheinung furchtlos nahte und sich streicheln und füttern ließ. So lebten sie ihr Gemüt, in freundlicher Hingebung beständig empfangend, in die Schöpfung hinein.

Und wie gegen die Kreatur, so erzeigte sich die Mehrzahl auch freundlich gegen die Menschen, die einmal ihre Pfade kreuzten, so daß die Leute, wie wenig sie auch im übrigen von dem Manne dort oben haben mochten, der sich um ihr Wohl und Wehe nicht kümmerte, doch nach jeder Begegnung ihres Klausners leutseliges Wesen rühmten. Zwischendurch freilich fanden sich auch Gestalten, die für alles, was Mensch hieß, nur finstere Mienen hatten und Worte, aus denen der Ingrimm redete. Es waren Seelen, die, in die Trübsalsfluten des Lebens hineingerissen, zum Teil hineingerissen von Menschenhand, in das Reich der Sünde, der Unlauterkeit und Lieblosigkeit einen tiefen Blick gethan hatten, einen tieferen, als ihre Kraft zu vertragen imstande gewesen war. Durch der Menschen Treiben an ihrem Herzen

erkrankt und durch alles, was sie hatten durchmachen und mit ansehen müssen, in ihrem Glauben an Wahrhaftigkeit und Reinheit, an Treue und Liebesfähigkeit, wie überhaupt an der höheren, idealen Richtung des Menschenwesens irre geworden, waren sie in die Kutte geflüchtet, um in dieser Schutz zu suchen vor dem Sodom und Gomorrah da unten und aus derselben drohend die Eliasfaust wider die erbärmliche Welt zu erheben. Einträge wie diese gewahrten meine Augen:

„Der Herr kam zu mir und sprach: ‚Du menschenmüder Geist, ich will dir zeigen, was das Leben derer ist, die sich meine Kinder heißen. Mache dich auf zur Waldscheide, wo der Bergbach jäh zur Tiefe stürzt. Dort unter der alten Eiche wirst du es sehen.‘ Und ich ging hin, wie mir geboten war. Und siehe, da lag ein Stein, eine mächtige Platte. Darauf hatte das Moos seinen weichen Teppich gebreitet. Viele Blumen standen dazwischen in farbiger Pracht, und des Himmels Tau war darüber gestreut in tausend schimmernden Perlen. Das war gar lieblich anzusehen. Und ich fragte mein Herz: Warum bist du geflohen aus dieser Welt, wo das Irdische so köstlich ist und mit empfänglichem Sinn das Leben von oben so reich in sich aufnimmt? Aber der Geist des Herrn sprach zu mir: ‚Du Menschenkind, dessen Augen gehalten sind, daß der Schein es betrügt! Hebe empor dieses Moosgestein!‘ Und ich that nach dem Worte, das ich vernommen hatte. Und siehe, da war der ganze Boden darunter in Bewegung. Es ging in dem zerwühlten Grunde auf und nieder, und wogend schob es sich hin und her. Zahllose Ameisen durchwimmelten das Gemüll des fauligen Erdreichs. Die wußten nichts von dem Blühen und Tauen, unter das sie sich verkrochen hatten; nach all der Herrlichkeit, die über sie hin der schaffende Geist wob, fragten sie nichts. Ihre Gedanken waren Staubgedanken, und ihr Thun war ein Graben und

Bohren, ein Haschen und Jagen im Schmutz. Wohl, ein Bild des Fleißes stand vor mir. Und habe ich es nicht oft der Jugend so ausgelegt, als ich noch in der Welt war? Gehe hin zur Ameise, du Fauler, siehe ihre Weise an und lerne, — hat der König Salomo gesagt. Aber was ist denn dieses emsige Treiben? Ich sah mir ihre Weise an, und was ich da erblickte, nichts war es wie ein Sturmlauf um den eigenen Vorteil. Jedes war nur darauf bedacht, das Seine in Sicherheit zu bringen. Keins kümmerte sich um das andere. In wilder Hast eilten sie an einander hin, stürzten sie über einander weg.

„Ja, so seid auch ihr, ihr Kinder Gottes, die ihr den Mund voll nehmt von Bruderliebe und Menschenfreundlichkeit und herzliche Opferbereitschaft als die höchste Tugend preist! Worte könnt ihr machen, viele und schöne, aber es sind nur eitel Worte. Woher sollt ihr auch in der atemlosen Unruhe eures Daseins die Zeit finden und in der abstumpfenden Jagd nach Geld und Gut die Fähigkeit behalten, wahrhaft mitfühlend des Bruders zu gedenken, der neben euch leidet? Wo ist euer großes, edles Herz, wenn es gilt, in unverschuldeter Not ihm helfend die Hand zu reichen, und wenn dieser Liebesdienst Selstverleugnung von euch fordert? Ihr sprecht: ‚Was hat mein Herz mit meinem Vermögen zu thun? Mein Herz wendet sich in Teilnahme dir zu; aber mein Silber und Gold gehört meinem Herzen nicht.‘ Wer von euch hat sich in Liebe meiner angenommen, als ich mit meinen mutterlosen Kindern dastand, und diese so schwach und elend mir hinsiechten? Gleichgiltig eiltet ihr an dem Unglück, das auf eures Lehrers Hause lag, vorüber, nur flüchtig warft ihr ihm einige fromme und freundliche Redensarten zu. Für eure eigenen Kinder war so viel da, die hatten ihre gute Pflege und ihre reiche Lust. Aber dem fragtet ihr nichts nach, ob der, der eure Kinder euch erzogen, der ihnen das Beste, was sie haben, gegeben hat,

mit seinem Geringen imstande sei, gegen den Ansturm seines Geschickes sich zu behaupten; ob er in der Lage sei, für seine armen Kinder etwas zu thun. Was geht das uns an? Da siehe du zu! hieß es; und ich mußte mit zusehen, wie sie eins nach dem andern hinstarben, bis ich keins mehr hatte!

„Ja, ihr vortrefflichen Christen, der Ameisenstein sagte mir noch mehr. Dem Geiste Gottes gehörte euer Leben? Geistige Anliegen verklärten veredelnd euer Dasein? Ha, ha! ist ja alles Betrug, alles nur verblümende Decke für das Erdgetier, das darunter ungescheut sein Wesen treibt. Die Menge hält sich zur Kirche, besucht jeden Gottesdienst, strömt in Scharen zu den Gnadenorten, tritt betend in jede Kapelle ein und fällt vor jedem Marterbilde nieder, es ist viel Religion im Lande. Aber was ist diese ganze Frömmigkeit? Nur ein Versuch, sich in Gerechtigkeit hineinzulügen, auf daß der rohe Sinn, von keinem Vorwurf des Gewissens beunruhigt, es in Welt- und Fleischeslust toll weitertreibe? Und was ist eure Schöngeisterei, ihr Gebildeten, eure Liebe zur Kunst, euer vieles Reden von den Idealen, die das Leben schmücken? Singt uns ein Lied, schafft uns edle Dichtungen, schreibt uns gute Bücher, laßt Blüten um uns ersprießen und des Himmels Tau auf uns niederträufeln! — ruft ihr in die Welt des Geistes hinein, aber leise setzt ihr hinzu: Es muß doch bei uns ein bißchen nach etwas aussehen. Da singen sie und dichten sie nun und spinnen sie aus ihrer Seele Harmonieen. O die Narren, die da glauben, damit das Menschenherz und das Menschenleben zu vergeistigen! Das Volk der Ameisen lacht ihrer ob dieses Wahnes und wühlt weiter in Schmutz und Staub.

„O du ungetreues Geschlecht, das du zu Großem berufen bist: Liebe von oben hat dich in ihr Bild verklären wollen, aber du hast dein Herz gegen die Liebe verhärtet; der Geist hat dich gezogen, daß du sein eigen werdest, aber

dich bannt die Erde! Du bist zu dem Götzen dieser Welt abgefallen und möchtest es doch gern verbergen. Einen schönen Schein suchst du über dein sündiges Dasein zu breiten. Aber ich habe dich erkannt, du Lügenbrut! Ich will von dir nichts mehr wissen! Meine Seele haßt dich, der Ekel über dich hat mich ergriffen! Damit schleuderte ich den Felsstein auf das Ameisengewimmel nieder und ging traurig zurück in meine Klause."

Das heilige Schrecken wurde der finstere Mann, der von weither aus dem Flachland gekommen war, von allen genannt. In seiner frommen Menschenfeindlichkeit eine unheimliche Gestalt, fürchtete man ihn in der ganzen Umgegend. Denn wen er traf, den sprach er an; wen er aber anredete, auf den fiel eine Bußpredigt nieder, so hart und vernichtend, wie die Steinplatte am Eichenhang.

* * *

Nachdem ich lange in den Aufzeichnungen der Eremiten geblättert hatte, schlug ich das merkwürdige Buch zu, und ich spürte, wie der Geist ihres Lebens mich mit weichem Flügelschlage umstreifte. Also so seht ihr aus, die ihr, wie der Alte sagte, in ungetrübtem Frieden des Daseins seltenes Glück genießen durftet? Allerdings ein seltenes Gut! Wer möchte sich das nicht wünschen! Aber was war es denn, was euch glücklich machte, glücklich, auch wenn das verbitterte Gemüt mit schweren Erinnerungen belastet war? Und leise hörte ich's flüstern: Die Stille! — Die Tempelstille eures Waldes? — Nein, eine noch tiefere Stille! — Die Stille der einsamen Klause? — Eine noch viel, viel tiefere: die Stille des Bewußtseins, der einzige Mensch zu sein, in der weiten Welt der einzige Mensch! — Der einzige Mensch? — Ja, der einzige, dem man etwas schuldig ist! Ganz und allein sich selbst gehören, das ist die große tiefe Stille, die dem Herzen Frieden giebt!

Es ist wahr, das ist die Gesinnung und Lebensanschauung weitaus der meisten dieser Einsiedler gewesen. Ich sann dem Gedanken, der ihr Dasein bestimmt hatte, weiter nach, — — darüber wurde er unvermerkt zu meines eigenen Lebens Wirklichkeit. Aufgelöst fühlte ich alle Bande mit Amt und Beruf, mit der Gesellschaft, den Freunden und der Familie. Ich hatte nichts mehr zu thun, für keinen zu sorgen, nirgendshin mehr Verpflichtungen. Jedem Zusammenhang mit der Welt entrückt, stand ich da in der Einsamkeit, ganz mir selbst und nur mir allein gehörend. Ohne Bürde, ohne Qual, bewahrt vor allen Erregungen des Gemütes, von den Mißklängen des Lebens und dem, was der Menschenverkehr Schlimmes und Wehes mit sich bringt, nicht mehr betroffen, ein erlöster, freier Geist, lebte ich dahin in ruhigem und reinem Selbstgenuß. Mein Ich war mein Leben, mein ganzes Denken, mein stetes Empfinden. Die Gefühle und die Vorstellungen, die meine Neigungen sich erschufen, waren meine einzige Beschäftigung. Um dieses Zentrum des eigenen Seins zogen alle Geistesregungen die Fäden einer holden Phantastik, und durch nichts mehr gehindert, durch nichts davon abgelenkt, schweifte die in sich selbst versunkene Seele träumend dahin. Das war ein Schwingen und Schweben! Ein Lerchenflug und Lerchensang: O selige tiefe Stille!

Wohl erlahmten, ich merkte es, in diesem träumerischen Selbstleben meiner Seele Kräfte. Fesseln der Erschlaffung streiften sich, wo der anregende Eindruck der Außenwelt weggefallen war, sacht über sie hin und nahmen immer mehr dem Blicke die Klarheit und dem Herzen die Lebhaftigkeit seiner Empfindung und dem schaffenden Sinn seinen Thatendrang. Aber das war nicht das bedrückende Schwächegefühl der abnehmenden und gegen ihre Abnahme sich sträubenden Seele; das war wie das wohlige Sichhinstrecken nach angestrengter Wanderung, ein süßes Hindämmern des Innern wie das Entschlummern unter des Schlafes betäubender Be-

rührung, wenn das noch halbwache Bewußtsein zu dem Engel der Nacht spricht: Ach, wie bist du lieb und traut, wie schön das Ruhen in deinem Schoß! In dieser müdefrohen Stimmung, die sich meiner Seele bemächtigt hatte, freute ich mich meiner dürftigen Klause, wo von der stürmisch bewegten Welt her nun nichts mehr meine Ruhe trüben sollte, und lobpreisend rief ich aus: ‚Ja, du bist gut, du Seelen einspinnende und Seelen einschläfernde Macht! Du bist die Erlöserin und Beglückerin der Menschen! Deine sanfte Hand spendet Frieden, köstlichen, unzerstörbaren Herzensfrieden, — dir ergeb ich mich, du große tiefe Stille der Weltflucht!‘ Und begrüßend umrauschte mich des Felsengeistes Flügelschlag.

Doch kaum hatte ich mich ihm gelobt, da überkam mich ein Gefühl schwerer Beängstigung. Es war, als ob ein unsichtbarer Feind sich wider mich erhöbe, und seine Scharen mit Gedanken der Vernichtung auf mich eindrängen. Meine Pflichten waren es, die aus der Seele Grund bedrohend auftauchten, des Berufes tausendfache Anforderungen, die Menge der Aufgaben, die draußen in der Welt des Mannes warteten, und all die Menschen, die aus meinem Leben etwas für ihr Leben genommen hatten. Diese kamen, nicht um in der Wehmut trauernder Dankbarkeit einen Toten zu beklagen; sie kamen, um anzuklagen den Lebenden, der für sie tot sein wollte, und um seine Treulosigkeit, seine Selbstsucht, sein unredliches Gebaren zu richten. Zürnend erschienen sie vor mir mit ihren Ansprüchen: ‚Glaubst du denn, daß du uns gegenüber nur der Gebende warst und deshalb dieses Geben einstellen konntest, sobald es dir beliebte? Was du hast, hast du es nicht empfangen unter den Menschen und durch die Menschen? Hat nicht das Leben in der Welt, und was wir dir in Liebe waren, und selbst das, was dir von anderen an Unrecht und Lieblosigkeit zugefügt wurde, dich innerlich zu dem gemacht, was du bist? Vergißt du, daß du dein Leben darum der Welt schuldest?‘

Und noch mit einem andern Schuldschein, mit dem des Höchsten traten sie wider mich auf, und darauf flammte mir die Frage entgegen: ‚Habe ich dich aus dem Nichts ins Dasein gerufen, auf daß du dein Leben wie eine Beute an dich reißest und dich damit in die Klüfte verkriechest? Habe ich dazu des armen Staubes mich angenommen, daß du mein anvertrautes Pfund in müßigem und eitlem Selbstgenuß vergeudest? An meinem Reiche solltest du mir bauen. Meiner Liebe Gedanken solltest du an deinen Brüdern vollführen. Nur in diesem Dienste solltest du auch deinen Selbstzweck erreichen und dein Heil und deinen Frieden finden. Wehe der Kreatur, die sich der Welt ihres Gottes entzieht! Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren!‘

Durch solche Vorwürfe aus ihrer behaglichen Erschlaffung aufgerüttelt, erbebte des Einsiedlers Seele unter dem vernichtenden Gefühl des verfehlten Lebens: das ganze Dasein fortan wider Gottes Ordnung und ohne Wert für die Menschen und ohne Frucht in sich selbst! Es gehen die Jahre dahin und vollbringen keine Thaten und schaffen keinen Segen und hinterlassen keine Spuren! Man ist die Scherbe, die nutzlos an der Seite liegt, und dabei doch nicht tot wie die Scherbe: in die Einöde vergraben ein lebendiger Geist! — und nicht weggeworfen wie die Scherbe: weggelaufen aus Pflicht und schuldigem Dienst, ein Dieb, der vom Raube lebt! Und indem ich die Öde und Jämmerlichkeit dieser meiner weltflüchtigen Existenz lebhaft zu empfinden begann, starrte mich aus der Stille und Einsamkeit meines nunmehrigen Daseins immer grausiger das Gefühl der Verlassenheit an. Mit keinem Menschen mehr verkehren, kein Herz mehr besitzen, kein liebes Wort mehr hören, durch nichts mehr angeregt, durch nichts mehr gefördert werden, niemals mehr weiter kommen, kein weiteres Wachstum, keine weitere Entfaltung — Stillstand, ewiger Stillstand! — — o um Gottes willen laß mich los, du entsetzliche tiefe Stille! Du

hast mich betrogen, bei dir ist nicht das Glück und der Friede! Gieb mir die Welt wieder, die du mir genommen hast, gieb sie mir wieder mit all ihren Leiden und Schmerzen, mit all ihrem wild unruhigen Treiben, damit ich wieder Leben verspüre und Leben wirkend wieder Leben habe! Gieb mir der Menschen Herzen wieder, damit ich unter dem warmen Anhauch ihrer Liebe aus meiner Seele Erstarrung auferstehen möge; und alles betrübende und bedrückende Wesen, was im Verkehr mit den Menschen mich oft quälte, ich will es dafür gern wieder über mich ergehen lassen — nur laß mich heraus aus deinem furchtbaren Bann! Ich hatte im lärmenden Gewoge des Lebens mein Haus, mein stilles Heim voll Sonnenschein und Herzensglück, wo ich mich so friedvoll geborgen wußte in allem, was mir widerfuhr, eine traute, selige Zuflucht mitten im Kampf und in der Unruhe der Welt, — und auch die hast du mir genommen, und diese schauerliche Totenhöhle hast du mir dafür gegeben! Nun um alles gebracht, in meinem innersten Kern zerbrochen, nun muß ich leben bis an mein Ende diese gräßliche Einsamkeit der abgestorbenen Seele! — —

Mit diesem Schmerzensrufe schlug ich das Auge auf. Ich lag auf meinem Reisiglager. Vor mir glimmten die letzten Funken des Wachtfeuers, das ich, aus dem Gewitterschrecken des Gebirges geflohen, mir hier angezündet hatte; aber von draußen strömte goldenes Sonnenlicht in die Felsennacht herein, und herrlich prangte der Tag. Er rief mich hinaus in eine glanzdurchwirkte Welt und in das Leben, das ich wie ein neues, mir nun noch viel lieber gewordenes, mit vielem versöhnt und im Herzen erlöst von qualvoller Empfindung, aus seines Lichtes Fülle dankbar annahm. Es war alles nur ein Traum gewesen! Aus dem Sinnen und Fragen auf stiller Bergeshöhe, aus der Erregung des Gemütes draußen im Sturm und drinnen in der geheimnis-

düsteren Klause und aus oftmaliger nachdenkender Beschäftigung mit derselben hatte sich in der Seele des Schlafenden ein Bild gestaltet — o Freude und Wonne, es war nur ein Traum! Aber aus diesem Traumbilde heraus reicht, der es durchlebt hat, jedem Leser im Geiste die Hand mit dem Gruß zum Abschied: Schön ist das Leben trotz aller Mühe, Unruhe und Pein! Weg alle weltflüchtigen Gefühle, die uns wohl manchmal beschleichen wollen, und alle Sehnsucht, aus diesem Treiben herauszukommen! Aber schön ist das Leben nur, wenn man darin eine Klause hat, in den Felsen Gottes gebaut, da es still ist, und man geruhig hinausschauen kann auf die stürmende Welt: — Heil und Frieden deinem Hause!

Burggraf, Julius

Gemischte Gesellschaft

Stuttgart 1898